ALLES WAS MÄNNERN SPASS MACHT

NR. 3 · MÄRZ 1979 · 6 DM C 6793 E

PLAYBOY

DIE FORMEL I
INTERVIEW
MARIO ANDRETTI

MODE '79
DER SOMMER
MIT DEM
BREITEN KREUZ

EISHOCKEY
DIE ANGST
DER MÄNNER
IM TOR

SEX IN JAPAN
MANDELAUGE
IM BETT

Y&R
Luxe Whisky
12
YEARS
Bottled
Dimple
John Haig & Co.
Distillers
Markinch Scotla
TEUR : SCHNEIDER - IMPORT ,
0,7 l
Der Whisky
Dimple ist 12 Jahre alter Whisky. Von Haig seit 1627.
SCHNEIDER-IMPORT, BINGEN

UNTER UNS

ZWISCHEN FASCHINGSKATER und Frühlingstrieb liegen in diesem Monat exakt 20 Tage. Zeit genug also, den Kreislauf langsam in Schwung zu bringen. Und mit ein paar hübschen Mädchen geht das natürlich am besten. Japanerinnen sind dabei eine besonders reizvolle Spezies. **Frank Gibney,** der frühere Chef des „Time-Life"-Büros in Tokio und selbst mit einer Japanerin verheiratet, hat hinter die Papierwände geblickt, um *Das Reich der Sinne* auszuloten. Von schmetterlingshafter Scheuheit einer Madame Butterfly bemerkte er freilich nur wenig. Die in Düsseldorf lebende Illustratorin **Jean Lessenich** dokumentierte die Bestandsaufnahme mit einer farbigen Tusch-Collage, die an Einfühlungsvermögen nichts zu wünschen übrig läßt.

Thema Nummer eins, Beitrag Nummer zwei: **Gregor von Rezzori** schreibt über die (Lehr-)Jahre eines jungen Mannes im Bukarest des Jahres 1933. Genauer gesagt, über dessen Lektionen in der *Schule der Frauen.* Dichtung und Wahrheit reichen sich bei diesem hitzigen Lehrstück die Hand, denn zur gleichen Zeit am selben Ort versuchte auch der Autor, sich die Hörner abzustoßen. **Rainer Hartmetz,** der die dazugehörige Illustration anfertigte, meinte dazu: „Ich hab mir einen jungen Hund vorgestellt, der an jeden Laternenpfahl pinkelt." Rein symbolisch, natürlich.

Ein paar chauvinistische Hilfestellungen, mit denen man bei Frauen verblüffende Erfolge erzielt, zeichnete uns **Steffen Köpf,** einer der besten Cartoonisten aus deutschen Landen. Der Titel *Reich mir die Hand, mein Leben!* ist wörtlich zu verstehen. Denn an einer Hand sind immerhin fünf Finger, und damit kann man schon allerlei anstellen. Erfreuliches ebenso wie Unangenehmes.

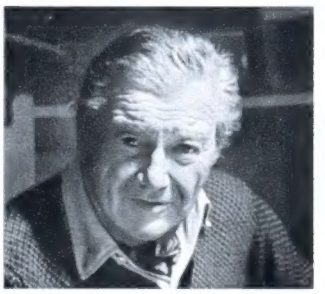
Daß nicht jede ausgestreckte Hand unbedingt zur Glückseligkeit weist, erfuhr zum Beispiel der Schriftsteller **Thomas Brasch,** als ihn die Partei der Werktätigen allzu heftig zur Brust nehmen wollte. Er bat um seine Entlassung – von Ost- nach West-Berlin. Nach dem deutsch-deutschen Grenzwechsel schrieb er für uns die Erzählung *Wie dem Tod die Tränen* kamen. Eine entsprechend todtraurig dreinblickende Gestalt lieferte uns der Wiener Maler **Gottfried Heinwein** dazu.

Eine recht bedauernswerte Figur macht auch *Hiob in Miami Beach.* Die gleichnamige Erzählung des Nobelpreisträgers für Literatur **Isaac Bashevis Singer** hat **Hans Wollschläger** ins Deutsche übertragen. Man erinnert sich: Wollschläger ist für seine Neuübersetzung des „Ulysses" höchstes Lob zuteil geworden.

Einen Bericht über eine Kneipe zu schreiben, ist fast jedes Journalisten Traum. Die Steigerung: eine Woche lang umsonst die teuersten Weine der Welt zu trinken. Dieses ungetrübte Vergnügen hatte **G. Barry Golson,** unser Kollege vom US-PLAYBOY. Als *Gast bei Rothschild* trank er mit dem Hausherrn unter anderem einen Château d'Yquem 1914 (in guten Restaurants 400 bis 500 Mark). Nebenbei durfte Golson einige Blicke in den wohl legendärsten Weinkeller der Welt werfen. **Herb Davidson** prostete aus Chicago zu, bevor er – Flasche um Flasche – ein entsprechendes Ölgemälde auf die Leinwand brachte.

Rückblick auf ein im wahrsten Sinne des Wortes knochenhartes Wintergeschäft: *Eishockey.* Fotograf **Rolf Hayo** brachte seinen Heimatverein SB Rosenheim in den Sucher seiner Kamera und lichtete die Eismänner per Zoom ab, „um die Rasanz des Spiels auszudrücken". Daß sein Lieblingsklub auf heimischem Eis dabei gegen den Berliner Schlittschuh-Club 7:8 verlor, verschwieg uns Hayo – eiskalt.

Und weil's bald wieder wärmer wird: *Playboys Frühjahrs- und Sommermode* zeigt, was Sie anziehen sollten, bevor Sie von der Freundin wieder ausgezogen werden. Der Stuttgarter Fotograf **Ingolf Thiel** drückte dafür gleich mehrere Male auf den Auslöser. Denn seine Fotomontagen bestehen aus 1. Modellen, 2. Tierköpfen und 3. Hintergrund. Das Ganze montierte er dann zusammen und fotografierte es ein viertes Mal. Übrigens: Am Diskussionsforum „Würden Sie für Deutschland sterben?" (Seite 36) haben sich mehr Leser beteiligt als je zuvor. Danke.


REZZORI

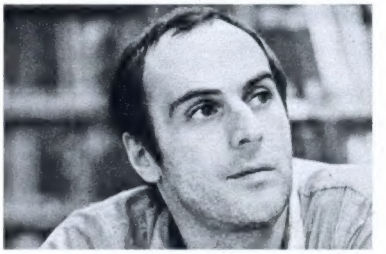
HARTMETZ

GOLSON

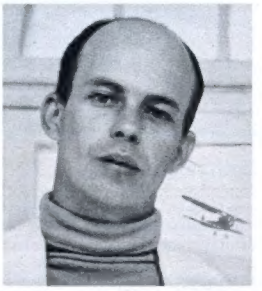
DAVIDSON

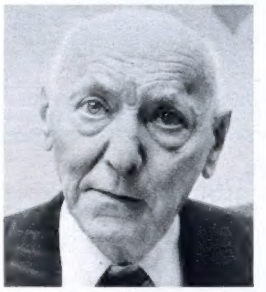
HAYO

KÖPF


BRASCH

HELNWEIN


THIEL


SINGER

WOLLSCHLÄGER

GIBNEY

LESSENICH

PLAYBOY schenkt Ihnen die 9-Funktionen-LCD-QUARZ-Armbanduhr

Eine Superuhr, die Sie da vom PLAYBOY geschenkt bekommen – und was Sie dafür tun müssen? Nicht viel, nur einen neuen Abonnenten für PLAYBOY gewinnen. Das ist nicht schwierig, denn welcher Mann schaut sie sich nicht gern an – die Girls aus PLAYBOY. (And last not least – die Stories der bekanntesten Autoren!)

Also: einen Blick in die Runde Ihrer Freunde und Bekannten, da ist sicher einer, der sich den PLAYBOY nicht entgehen lassen möchte. Schon haben Sie die 9-Funktionen-LCD-Uhr am Arm. Kostenlos.

Gutschein

Ich habe für PLAYBOY einen neuen Abonnenten geworben. Bitte senden Sie mir nach Prüfung die PLAYBOY-9-Funktionen-LCD-Uhr.
Den Prämienwert erstatte ich, wenn das Abonnement nicht erfüllt wird.

Name

Straße, Nr.

PLZ, Wohnort

Datum

Unterschrift

Auftrag

Senden Sie mir bitte ab sofort PLAYBOY zum jeweils gültigen Bezugspreis für mindestens 12 Monate.
Erfolgt nicht 3 Monate vor Ablauf des Lieferjahres schriftliche Kündigung, verlängert sich das Abonnement jeweils um 1 Jahr mit 3-monatlicher Kündigung.
In den letzten 3 Monaten war ich nicht Abonnent der Zeitschrift.
Werber und Abonnent sind nicht identisch.

Name des Abonnenten

Straße, Nr.

PLZ, Wohnort

Datum Unterschrift

Den AUFTRAG vom neuen Abonnenten unterschreiben lassen. Auf Postkarte kleben und senden an:
Heinrich Bauer Verlag · Postfach 100 444 · 2000 Hamburg 1

L3/79

Stunde/Minuten/Sekunden

Monat/Tag/Tagesname

Stoppuhr
Minuten/Sekunden/1/100 sec.

INHALT

ALLES, WAS MÄNNERN SPASS MACHT

UNTER UNS – Internes über Autoren, Fotografen, Illustratoren, Storys 3

BRIEFE AN PLAYBOY – Ihre Meinung, bitte 9

PLAYBOY AM ABEND – Das Neueste über Bücher, Platten, Filme und: An ihren Frisuren sollt ihr sie erkennen 11

DER PLAYBOY BERATER 27

INSIDER – Wie man auf Auktionen bietet. Wie man sein Geld auf Nummernkonten unsichtbar macht 31

DAS PLAYBOY FORUM – Auf Ehre und Gewissen: Würden Sie für Deutschland sterben? 36

WIR VOM PLAYBOY – Mädchen, Gags und Informationen aus neun Ländern 40

PLAYBOY INTERVIEW: MARIO ANDRETTI 47

BERICHTE

ZU GAST BEI ROTHSCHILD – Eine Woche beim reichsten Winzer der Welt. Von G. BARRY GOLSON 68

SIR, WAS DARF'S DENN FÜR EIN PANZER SEIN? Die Hadley-Werke waren das Hätschelkind des Pentagon. Dabei existieren sie nur auf dem Papier. Von ARTHUR T. HADLEY 74

EISHOCKEY – Fünf Helden vorn, ein Feigling hinten. Und das ist natürlich immer der Torwart. Von HORST VETTEN 79

DAS REICH DER SINNE – Bars und Badehäuser. Geishas und Klub-Flittchen: Sex in Japan heute. Von FRANK GIBNEY 127

BILDGESCHICHTEN

DES MEERES UND DER TRIEBE WELLEN – Zwei Mädchen am Strand von Mauritius, die nicht nur mit sich selber spielen wollen 63

LIEBEN UND LIEBEN LASSEN – Playmate Silvana will Journalistin werden. Wir gaben ihr zwölf Seiten, und sie hat sie gut gefüllt 86

DIE SIEBEN SÜNDEN DES WEIBES 115

LITERATUR

SCHULE DER FRAUEN – Von GREGOR VON REZZORI 58

WIE DEM TOD DIE TRÄNEN KAMEN Von THOMAS BRASCH 100

HIOB IN MIAMI BEACH – Von ISAAC BASHEVIS SINGER 110

MORGENSTUND HAT WAS IM MUND Frivole Legende 164

MODERNES LEBEN

PLAYBOYS FRÜHJAHRS- UND SOMMERMODE Die falschen Fuffziger kommen. Schalkragen, Windsorknoten und wattierte Schultern 103

ALLES ÜBER PASTA. BASTA! – Was Sie schon immer über Nudeln wissen wollten, aber in der Trattoria nie zu fragen wagten. Von HANNELORE HAUSER 124

TRENDS – Dienstmützen. Jeeps. Avocados. In Fabriken wohnen. Und: unser Mann des Monats 181

HUMOR

MARKEN-ZEICHEN DER NATIONEN – Sonderausgaben, von denen Philatelisten nur träumen können 72

REICH MIR DIE HAND, MEIN LEBEN Ritterlichkeiten, die jede kirre machen 84

PLAYBOYS PARTY WITZE 98

Sieben Gelegenheiten kennt das Weib, sich gegen seinen Herrn zu versündigen. Seite 115

Eine Woche auf Schloß Mouton. Gastgeber: Baron Philippe de Rothschild. Seite 68

Sommermode '79. Typ Kleiderschrank ist wieder gefragt. Seite 103

Eishockey: Der Torwart ist immer der Dumme. Seite 79

MÄRZ 1979

Der Mantel, der es wert ist, Ihren Namen zu tragen: Werther Intercity Coat.

Anspruchsvolle Qualität mit dem richtigen Schuß Mode. Und ein praktisches Innenleben: Mit Reisepaß-Safe, Travelcard-Tasche, Pen-Box und Brillen-Etui, mit Zeitungs- und Durchgrifftaschen.

Dieser Mantel wird es Ihnen wert sein, Ihren Namen zu tragen – eingraviert in feines Messing.

Reserviert für Ihren Namen

Werther International, Nordstr. 16, 4806 Werther

WERTHER
Inter City Coat

Frankfurter

Lufthansa

Werther: Wertbegriff für Mäntel

PLAYBOY
DEUTSCHLAND
HUGH M. HEFNER
Editor and Publisher

REDAKTION CHICAGO:
ARTHUR KRETCHMER, *Redaktionsdirektor*
ARTHUR PAUL, *Art-director*
GARY COLE, *Foto-Chef*

REDAKTION MÜNCHEN:
Redaktionsleitung:
WOLF THIEME, RAINER WÖRTMANN

RESSORTLEITER: GEORGE GUTHER, HANS-RÜDIGER LEBERECHT, SIEGFRIED REICHERT, WERNER SCHMIDMAIER
REDAKTION: KARIANE BARTKOWIAK, HANS J. BECKER, CHRISTL BÖHM, ANGELIKA BRONDER, ELTRA CAPLE-PAYREDER, HELGA HEILMEIER, UTE HOFINGER, SABINE KASTIUS, WOLF DIETER KOHL, EVA PETERS, KARIN SCHMIDT-POLEX, CLAUDIA SCHÖNHALS, ULI VON SOBBE, INGRID TARDIEU, THOMAS WESSKAMP
SONDERAUFGABEN: MICHAEL REDEPENNING

FOTOS UND ILLUSTRATIONEN: HEINZ BERGER, HANNS P. BIRKE, HELMI HASLREITER, GERD HUSS, SIU-YING KLEFFNER-WANG, TILMAN MICHALSKI, BRUNO OETTLI, CHRISTA PETERS (TITEL), KLAUS STEFFENS, DIETER ZIEGENFEUTER
TEXT, ÜBERSETZUNG UND DOKUMENTATION: GEORG AUERBACH, DR. JOCHEN BECHER, JOACHIM BREMER, BARBARA EMDE, WOLFGANG FRANK, ULLRICH JACKUS, DR. PAUL C. MARTIN, FRANK NICOLAUS, AXEL THORER, ADELHEID WILLICH, HANS HEINRICH ZIEMANN, JUSCHA ZOELLER

PLAYBOY USA, REDAKTION MÜNCHEN:
FRANZ SPELMAN, *Postfach 201728, 8000 München 2*

PLAYBOY DEUTSCHLAND, REDAKTION BONN:
PAUL W. LIMBACH, *Sandkaule 9–11, 5300 Bonn, Telefon 0 22 21/65 69 29, Telex 8-86785*

PLAYBOY DEUTSCHLAND, REDAKTION NEW YORK:
MANFRED L. KREINER, *P. O. Box 3, Riverdale Station, New York, N. Y. 10471, Telefon (212) 549-7686*

PLAYBOY DEUTSCHLAND, REDAKTION SCHWEIZ:
WOLF UECKER, *Ch. d. Primerose 8, CH-1007 Lausanne*

VERANTWORTLICH FÜR REDAKTIONELLEN TEIL:
WOLF THIEME, RAINER WÖRTMANN, *München*

HEINRICH BAUER VERLAG, MÜNCHEN:
HEINZ-GÜNTHER BACHEM, HEINZ NELLISSEN, MANFRED REISSNER, *Herstellung*
WOLFGANG ROBERT, *Anzeigenleiter und verantwortlich für Anzeigen*
URSULA MEYER, *Anzeigenstruktur*

VERTRIEB:
HEINRICH BAUER VERLAG, *Hamburg*

DRUCK:
W. GIRARDET, *Essen (Tiefdruck/Offset)*
F. W. ROHDEN, *Essen (Offset)*

Der Export des PLAYBOY *und sein Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages statthaft. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos keine Haftung. Die Redaktion behält sich vor, Leserzuschriften zu kürzen. Häschenmarke, Bunny-Kostüm, Femlin Design und Playmate sind Registered Trade Marks von* PLAYBOY, *eingetragene Warenzeichen.*
© 1978 und 1979 by PLAYBOY, *betreffend US-Ausgaben vom Juni 1978 und Februar 1979.*
© 1979 by Heinrich Bauer Verlag, München

PLAYBOY DEUTSCHLAND *erscheint monatlich im Heinrich Bauer Verlag München, Augustenstraße 10, 8000 München 2, Telefon (089) 59971, Telex 5-28178 und 5-24350 (Anzeigen), Verkaufspreis DM 6,–, im Abonnement bei Lieferung frei Haus DM 6,– zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr, Bestellungen beim Verlag, Postfach 112202, 2000 Hamburg 11, bei allen Postämtern und im Fachhandel. Telefon Abonnements-Vertrieb (040) 30 19-1. (Alle Preise verstehen sich einschließlich 6% Mehrwertsteuer.) Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nummer 6 gültig. Postscheckkonto: München 97600-804. Erscheinungsort München*

Burlington cool cotton
sind die Socken
aus reiner
mercerisierter Baumwolle
mit dem unverwechselbar
kühlen Charakter.
Wie eine Klimaanlage
für Ihre Füße.

Bei heißen Terminen die cool cotton Burlingtons.
Denken Sie an die Frau, die Ihnen nachher zu Füßen liegt.

Burlington Socks

Bei Herrenausstattern, im Textilfachhandel, in den Spezialabteilungen der Kaufhäuser und im Schuhfachhandel
a Division of Burlington Industries

Kdi 79/TC-E

Man muß nicht unbedingt ein Häschen im Bett haben, um Geschmack an der John Player Special zu finden.

Im Rauch nikotinarm. Wünschenswert leicht. Nikotin 0,7 mg, Kondensat 13 mg (Durchschnittswerte nach DIN).

BRIEFE AN PLAYBOY

UNSERE ANSCHRIFT: PLAYBOY DEUTSCHLAND · LESERBRIEFREDAKTION · AUGUSTENSTRASSE 10 · 8000 MÜNCHEN 2

VON DER HINGABE ABHÄNGIG

PLAYBOY NR. 1/1979: INTERVIEW MIT DEM DIRIGENTEN GEORG SOLTI

Diskriminierend finde ich Soltis Äußerung: „Ein guter Dirigent ist wie ein Kinderarzt – weil man eigentlich mit nervenkranken Kindern arbeitet."

Die Erfolge, die Herr Solti dank seiner musikalischen Fähigkeit und Autorität erfahren darf, sind abhängig von der Qualifikation und Hingabe seiner Musiker an die gemeinsame Sache.

Karl-Heinz Müller
Aachen

DOSENFEIND

PLAYBOY NR. 1/1979: „CHICORÉE MACHT SINNLICH" – VON GÜNTER SCHWEINSBERG

„Das klingt vegetarisch, schmeckt aber köstlich", schreibt Günter Schweinsberg. Womit er wohl sagen will, vegetarisch schmecke üblicherweise nicht. Doch bei der vegetarischen Küche ist es wie überall im Leben: Man muß sie können. Auch sie hat, wie alles, viele Möglichkeiten. Wer freilich nur die Position 08/15 kennt – Gemüseplatte à la Konservendose –, dem wird die Sache schnell langweilig. Kenner dagegen finden auch nach bald 50 Jahren immer noch neue interessante Versionen.

Helmut Th. K. Rall
Vorstandsvorsitzender der
Deutschen Vegetarier-Union e.V.
Freudenstadt-Grüntal

UNTER ACHTTAUSEND GEBLIEBEN

PLAYBOY NR. 12/1978: „MEINE REISE IN DIE UNTERWELT" – VON TONI HIEBELER

In meinem Artikel über Höhlenforscher hat mir der PLAYBOY-Lektor gleich mehrere bezwungene Achttausender untergejubelt. Der Mann muß geglaubt haben, daß ich die Dinger sozusagen serienweise in die Tasche stecke. Weil doch inzwischen Hinz und Kunz oben waren. Irrtum. Ich habe noch keinen Achttausender bestiegen. Aber man kann auch ohne gut und froh leben.

Toni Hiebeler
München

HALBE BOMBE

Mit Freude konnte ich feststellen, daß der PLAYBOY auch im Knast zu bekommen ist. Darum können Sie auch in fast jeder Zelle eine Playmate des Monats finden. Ein neuer PLAYBOY wird hier für drei bis vier Packungen „Aktive" (Markenzigaretten) gehandelt oder für drei bis vier „Koffer mit" (ein Koffer mit = 50 Gramm Zigarettentabak mit Papier) oder auch eine „halbe Bombe" (= 100 Gramm Nescafé).

Norbert Hanke
Leverkusen

ÜBER ALLEN WASSERN

Es wird Sie vielleicht interessieren, daß der PLAYBOY jetzt auch auf dem Wasser erfolgreich ist. Das abgebildete Boot ist ein Modellboot der M-Klasse (M = Marbelhead), Länge 1,27 Meter, Höhe total 2,26 Meter, Segelfläche etwa 0,5 Quadratmeter. Das Boot wird mit einer 2-Kanal-Fernlenkanlage gesegelt. Mit ihr können Ruder, Fock- und Großsegel ver-

stellt werden. Reichweite ist etwa 1,5 Kilometer. Der Preis für das ganze Vergnügen liegt bei etwa 600 Mark.

Wilhelm Rüther
Winsen (Luhe)

WARE FRAU

PLAYBOY NR. 2/79: FORUM „HAT DIE EMANZIPATION DIE MÄNNER VERÄNDERT?"

Wir meinen, daß Ihre Zeitschrift, die sich unter dem Motto „Was Männern Spaß macht" auf dem Markt anbietet, uns Männern keinen Spaß macht. Wir wünschen uns nämlich, daß die Frauen nicht länger als Ware verfügbar gemacht werden, wie das auch durch Ihr Blatt gefördert wird. Denken Sie in diesem Zusammenhang einmal an Ihre Männerwitze, wo der Spaß auf Kosten der Frauen gewonnen wird. Unsere Gesprächspartner sind eher in den Kreisen zu suchen, die erkannt haben, beziehungsweise im Begriff sind zu erkennen, daß die Emanzipation des Mannes *nur* mit der Emanzipation der Frau erreicht werden kann.

Wir können feststellen, wie sich verstärkt in letzter Zeit Medien mit der Rollenproblematik der Geschlechter befassen. In einigen Medien sehen wir ein geeigneteres Diskussionsforum, als es Ihr Blatt zu sein scheint. Ihr Blatt, so meinen wir, muß sich noch von einem überholten Rollenklischee emanzipieren – oder sollten wir uns täuschen? *(Ja. Die Redaktion).*

Sollten Ihre Leser ernsthaft an Fragen der Emanzipation der Geschlechter interessiert sein, empfehlen wir ihnen zum Einstieg folgende Literatur: V. E. Pilgrim, *Manifest für den freien Mann*, Trikont-Verlag 1978, und M. Lombardo-Radice, *Der letzte Mann*, Rowohlt 1978.

Ludwig Kaempffer
Diplompädagoge
Männerforum Lüneburg

PREISWÜRDIG

Die Dezember-Ausgabe des PLAYBOY gefiel uns so gut, daß wir sie auf die Preis-Gewinnliste für unser Klabberjaß-Turnier setzten. Um diese Trophäe wurde dann auch am härtesten gespielt. Insgesamt wurden 18 PLAYBOY-Hefte gewonnen.

Ilka Oerding
Wirtin des „Schröder"
Hamburg

SÄNGERS PROTEST

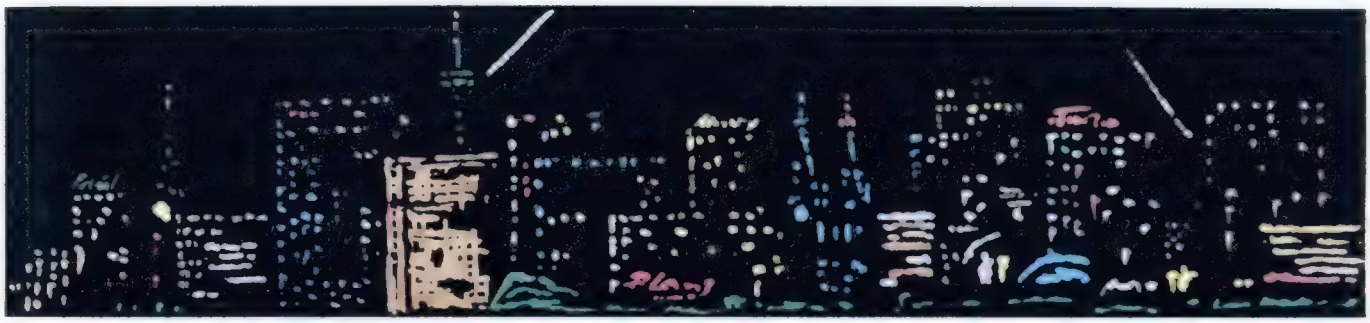
PLAYBOY NR. 12/1978 – „DER PLAYBOY-BERATER"

Ihr Leser H. F. aus Ulm beklagte sich, er könne „die ständige Berieselung mit deutschen Schnulzen" nicht ertragen, und Sie nannten ihm darauf die Sender mit den meisten ausländischen Produktionen.

Mein Rat an Herrn H. F. wäre, seinen Wohnsitz zum Beispiel nach England zu verlegen. Wenn nach einiger Zeit seine Sprachkenntnisse soweit gediehen sind, das Wort „Bullshit" zu verstehen, würde er auch wissen, für was es kreiert wurde: für den größten Teil englischer Texte.

Chris Roberts
c/o Bell Promotion
München

Kraft und Reinheit seiner Cuvée haben Henkell Trocken in der Welt zum Inbegriff deutscher Sektkultur gemacht.



WAS AUF DEM KOPF IST, VERRÄT, WAS DRIN IST

Männer, so zeigen neueste Statistiken, schauen bei einer attraktiven Frau zuerst aufs Gesicht (26 Prozent), dann auf die Figur (23 Prozent) und schließlich auf die Beine (zwölf Prozent). Bevor sie zum Angriff übergehen, sollten sie vielleicht noch einen vierten Blick riskieren – auf die Frisur. Denn Haare – nach Ansicht des britischen Shampoo-Gurus Vidal Sassoon das „Sexsymbol der siebziger Jahre" – verraten mehr über eine Frau, als ihr lieb sein kann. Ergo: Der ausgebuffte Kenner weiblicher Psyche berücksichtigt daher beim Anmachen nicht nur das, was unterm Pony ist, sondern auch noch die Form desselben.

Da gibt es beispielsweise den *One-Night-With-You-Typ*. Die gute alte Femme fatale (sie kommt gerade wieder in Mode) zeichnet sich meist durch einen überlangen Schräg-Pony aus, unter dem man so schön verrucht-verhangene Blicke werfen kann, und sie hat eine glänzende, gelockte Löwenmähne, die ihr ungebärdig über die Schultern fällt. Diese Haarpracht ist selbstverständlich nur dazu da, um zärtlich von den zehn Fingern eines Mannes gekämmt zu werden – am Morgen nach der Liebesnacht wird die gelernte Verführerin, wie jeden Tag, wieder beim Coiffeur sitzen, um sich das ramponierte Haarkleid sofort wieder aufbügeln zu lassen. Denn die Sex-Queen weiß natürlich schon länger: Für eine nackte Frau ist nichts schmeichelnder als der schimmernde Mantel ihrer Haare (oder aber ein kostbarer Pelzmantel). Ihr Vorbild ist die tizianrote frühe Rita Hayworth oder die platinblonde Mae West, die – ihren Besucher verlangend umfangend – gurrte: „Hast du 'ne Knarre in der Hosentasche, oder freust du dich nur, mich zu sehen?"

Das genaue Gegenteil ist der *Mein-Kopf-gehört-mir-Typ*. Die Feministin propagiert: Freiheit vom Friseur ist gleich Freiheit vom Mann, und geht – widerwillig – nur zweimal im Jahr zum Haarschneider, um sich eine pflegeleichte, luftgetrocknete Dauerwelle machen zu lassen. Damit hat sie dann wieder eine Weile Ruhe von diesem repressiven Weiberkram. Wie die Krissel-Löckchen aussehen, ist ihr scheißegal. Die Waschen-Trockenrubbeln-Fertig-Methode spart ihr viel Zeit, die sie umgehend in den Kampf gegen die Unterdrückung der Frau durch männliche Chauvis investiert.

Haare als Sexualsymbol? – darüber kann die Emanze nur lächeln. In der Liebe ist sie sowieso autonom. Existiert für sie doch einzig der klitorale Orgasmus, und den beschafft sie sich selbst, wo, wann und wie oft sie will.

Vom Unterschied zwischen dem vaginalen und dem klitoralen Orgasmus hat der unkomplizierte *Siebzehn-Jahr-blondes-Haar-Typ* garantiert noch nie gehört. Diese ewigen Kindfrauen bevorzugen Pferdeschwänzchen oder seitlich abstehende Dödel oder neckische Zöpfchen, alles reichlich mit bunten Glitzerklemmen geschmückt (auch wenn sie dreißig sind). Sie schwärmen für Travolta, finden alles „tierisch", „wahnsinnig" oder „geil", stehen auf Disco und Cat Suits und Saturday-Night-Orgasmus und befolgen beim Anmachen die rauchige Devise von Amanda Lear: „Follow me, ohhh follow meeee . . ."

Bei dem *Darunter-steckt-immer-ein-kluger-Kopf-Typ* spielt sich meist nicht mal samstags was ab. Die Haare entweder streichholzkurz oder zu einem strengen Pagenkopf geschnitten, vermittelt die Intellektuelle sofort den Eindruck: auch Lust ist Leistung. Man geht also zunächst gemeinsam ins Kino, ins Theater, zu Podiumsdiskussionen, und erst, wenn das geistige Plan-Soll erfüllt ist – vielleicht auch noch ins Bett.

In der Horizontalen absolviert der weibliche Egghead gewissenhaft alle Übungen: Schließlich hat man sich ja vorher quer durch die Weltliteratur darüber informiert, was zwischen Mann und Frau so alles möglich ist! Die Frau mit Köpfchen kennt die unterschiedlichen Erregungskurven der Geschlechter, weiß angeregt über die Sexualreports der Deutschen zu plaudern („Ist doch klar: Jeder zweite Mann wartet auf Fellatio, aber nur jede zehnte Frau ist dazu bereit") – aber der rechte Joy of Sex will sich nicht einstellen. Dazu guckt die Intellektuelle etwas zu wach, wenn sie zur Sache kommt, und wenn sie mal leidenschaftlich stammelt, dann klingt's halt nur wie von Anaïs Nin entliehen.

Noch brüchiger wird der schmale Pfad zwischen Lust und Frust bei dem *Samstags-geh-ich-immer-zum-Friseur-Typ*. Denn das Hausmütterchen mit den

Dauerwellen, die stets aussehen wie aus Beton gegossen, gibt sich allenfalls hin, um endlich an den Mann zu kommen. Sie findet sich bereits sehr verrucht, wenn sie's auf zweidreiviertel Liebhaber gebracht hat (der letzte war nichts Halbes und nichts Ganzes), und wartet nach jeder Liebesnacht eigentlich auf einen Heiratsantrag oder zumindest auf den Satz „Ich liebe dich". Das ist im Kino auch immer so. Sie gehört zu der Sorte Mädchen, die kichern, wenn sie gestreichelt werden und mitten im schönsten Auf & Ab schrillen: „Paß doch auf, meine Haare!"

Sie trägt BH und antistatische Nylonunterkleider und Pelzjacken zu ausgestellten Röcken, und ihre Lieblingsblumen sind rosa Nelken.

Auf etwas gehobenerer Ebene operiert da schon der *Diamonds-Are-The-Girls-Best-Friends-Typ:* Der tut's nicht, um endlich unter die Haube zu kommen, sondern schließt eher genau kalkulierte Warentermin-Geschäfte ab. Die Klasse-Frau – langbeinig, klares, ebenmäßiges Gesicht, seidenweiches Blondhaar, das (allenfalls gehalten durch einen schlichten Schildpatt-Reif) mit leichter Biegung nach außen auf die Schultern fällt – verschenkt nichts, am wenigsten sich selbst. Gold ist für sie Liebe, und Sex ist bei ihr genau gestaffelt. Ein Abschiedskuß = ein Krokogürtel. Eine Liebesnacht = ein Platin-Anhänger. Zwei Wochen Urlaub auf Martinique = na ja, für ein Ticket nach Martinique tut sie's vielleicht umsonst. Die Jet-set-Frau hat unbestritten Stil. Kauft sie einen Pullover, ist er aus Kaschmir, trägt sie eine Uhr, ist sie von Cartier, verreist sie, dann nur in die Karibik. Auch bei Männern gibt sie sich keineswegs mit billigen Kopien zufrieden.

Dies zum Trost. Es war eben schon immer etwas teurer, einen besonderen Geschmack zu haben.

Bleibt der *Was-kümmert-mich-meine-dumme-Frisur-von-gestern-Typ.* Sie ist die Avantgardistin und allzeit zu allem bereit, vorausgesetzt, es gelingt ihr, damit die Bürger zu schrecken.

Ob farbige Glitzer-Strähnchen, Engelshaar, Geometric-Cut, Punk-Zauselkopf oder Fünfziger-Jahre-Trümmerfrauen-Look (gekrönt vom Offiziers-Schiffchen) – was auch immer, sie hat's als erste. Dieser Hang zur Innovation ist aber auch ihrem Liebesleben immanent.

Bei Männern gibt es für sie deshalb nur ein Kriterium: Hauptsache, sie hat ihn als erste. *– Fee Zschocke*

PLATTEN

Wenn Posaunist Chris Barber mal auf Abwege gerät, dann gleich gründlich. Auf seinem neuen Album **Sideways** (Intercord-Black Lion INT 147.009) spaziert er mit bemerkenswerter Gelassenheit durch alle möglichen Spielarten der Musik – von Osteuropäischem *(Balkan Grill)* ebenso beeinflußt wie vom Country Song *(Me And Bobby McGee),* der ihm allerdings zum kauzigen Schlager gerät. Richtig stark ist die Band, die dank satter Bläsersätze mitunter nach Big klingt, wenn sie sich daran erinnert, wo sie herkommt: vom swingenden Oldtime nämlich. Duke Ellingtons *Rent Party Blues* fegt dann auch los wie ein Blizzard. Schlagzeuger Pete York zeigt in seiner Komposition *Extension 345,* daß er nicht verlernt hat, was er früher in der Spencer Davis Group konnte: Er trommelt, als hinge sein Leben davon ab. *– Michael M. Faber*

•

Immer wieder kommt es vor, daß aus Konkurrenzgründen ein und dasselbe Opus gleichzeitig von mehreren Plattenfirmen auf den Markt gebracht wird. Selten wird die richtige Wahl dabei aber so zur Qual wie im Falle von Verdis **Otello,** der nun in zwei Spitzenproduktionen zu

hören ist: mit dem Alt-Maestro Georg Solti (DECCA 35420-00-501) und dem jungen Met-Chef James Levine (RCA RL 02951). Levine hat die prominentere Sängerequipe (Placido Domingo, Renata Scotto, Sherill Milnes), Soltis Otello-Darsteller Carlo Cossuta ist mehr machtvoller Charaktersänger als Stimmschönling; ausgesprochen erlesene Vokalkunst bieten dagegen Margaret Price als Desdemona und Gabriel Bacquier als Jago. Spielen sich bei Levine, auch wegen einer für die Sänger etwas ungünstigen Aufnahmetechnik, die dramatischen Ereignisse vor allem im Orchester ab, so ist bei dem noch feuerköpfigeren Solti ein klanglich perfektes Gleichgewicht erreicht. Der ruhigere Levine brilliert in prägnant ausgeleuchteten Nuancen. *– Friedrich Eber*

•

Mit ihrem 1971 veröffentlichten Debüt hatte Neil Youngs Begleitgruppe Crazy Horse einen spektakulären Einstand gegeben (das Album zählt heute zu den Klassikern der Rock-Geschichte); dann folgten zwei enttäuschende Platten, und seit 1973 ging die Gruppe fünf lange Jahre nur noch mit ihrem Mentor Young ins Studio. Jetzt endlich hat sie mit **Crazy Moon** (RCA) ein neues Album eingespielt, das dieses Trio aufs glänzendste als Meister schwerblütiger Rock-Balladen rehabilitiert. Hatte Neil Young auf „Comes A Time" noch seine Liebe zur Country Music herausgestellt, so spielt er hier gleich bei fünf der Songs seine brillanteste Rock'n'Roll-Gitarre seit dem legendären „Cortez The Killer".

•

Manchmal scheinen die verantwortlichen Label-Manager bei Plattenfirmen wirklich auf beiden Ohren taub zu sein. Daß beispielsweise das Erstlingswerk der beiden Singer-Songwriter **Craig Fuller / Eric Kaz** (CBS 83 079) bei uns mit mehreren Monaten Verspätung erst jetzt herausgekommen ist, hat sicher nichts mit der Qualität der Platte zu tun (die beiden, vor allem Eric Kaz, sind Bonnie-Raitt-Fans längst als Komponisten hochkarätig melodischer Balladen bekannt), und mit Sicherheit werden einige dieser Songs bald auf den neuen Platten anderer Sänger zu hören sein. Sollte also Ihr Plattenhändler die Existenz dieser LP leugnen, dann nur aus purer Bequemlichkeit. *– Franz Schöler*

•

Die Schweizer Entertainer Pfuri, Gorps & Kniri bieten auf der Bühne und auf der Platte **Leiff** (Image U-760-009) mehr als nur rhythmische Gaudi-Geräusche. Ihre urigen Eigenkompositionen und gewitzten Evergreen-Interpretationen haben Pep und Pop-Qualitäten. Dieses Country-Rock-Trio aus dem Kanton Aargau spielt, was das Zeug hält: auf ein paar herkömmlichen Musikinstrumenten und auf unzähligen Gebrauchsartikeln des Alltags. Wenn sie *Midnight Special* oder *Summertime Blues* spielen, bringen sie zum Beispiel Gartenschere, Putzeimer, Staubsauger und Mausefalle zum Klingen. Eines ihrer Perkussionsinstrumente, ein Müllbeutel, liegt jeder LP bei. *– Werner Hornung*

Das Leben genießen.
Ein großer Scotch gehört dazu.
Ballantine's
FINEST SCOTCH WHISKY
BY APPOINTMENT TO
Ballantine's
Superb Scotch Whisky
The more you know about Scotch, the more you like Ballantine's.
Bols Import Neuss

Exclusiv-Bettwäsche aus Satin

Seidig-hochglänzend, elegant und waschmaschinenfest. Nachtschwarz, Perlgrau, Azurblau, Silberblau, Tiefilla, Moosgrün, Dunkelbraun, Cremebeige, Goldgelb, Lipstickrot. Per Nachnahme.

Bettbezug	Kopfkissenbez.	Bettlaken	Spannlaken
(135x200) 92,–	(80x80) 29,50	(140x260) 49,50	(90x190) 75,–
(155x200) 114,–	(70x50) 25,25	(200x275) 81,–	(140x200) 85,–
(200x200) 167,–		(275x260) 92,–	(200x200) 127,–

STUDIO HEIDE BEHRENDT
Pfitznerstr. 16 · 2000 Hamburg 50

WELT Flüge DM 3980

Flug + Hotels + Teilpension + Transfers + Reiseleitung alles inbegriffen
43 Weltflüge 1979/80
Jubiläums-Flüge mit DC 10 der Lufthansa-Tochter
CONDOR

Caribic + Südamerika
Luxusschiff und Flug 20 Tage Vollpension **2185**
Schiff – Venedig – Athen Rhodos mit Hotelurlaub Kreta – Korfu – Dubrovnik 16 Tage **975**

Wir sind der Welt größter Veranstalter für Weltflüge und beförderten von 1966 bis 1978 mehr Gäste in Sondermaschinen „Rund um die Welt", als alle anderen Reise-Großveranstalter aus ganz Europa zusammen.

25 JAHRE **GASTAGER REISEN**
Staufenstr. 2 · Tel. 08665/895
8221 INZELL – BAYERN

Gutschein 80 einsenden und Sie erhalten 5 Jahre lang kostenlos unsere Reise-Programme

Prospekt für Play-Man

Hautnahe Männermode. Ein wenig ausgeflippt. Sexy. Männlich-markant. Exklusiv aus der Top-Man-Collection: Slips, Cashsex, Kimonos, Kapuzenpulli, Frottésachen, US-Sailorhosen (Bild). Plus Bade/Saunamäntel, Männerschmuck usw. for men only. Im Prospekt für 50-Pfg-Marke vom

Top-Versand
Postfach 46 02 04 b
D-8000 München 46

TERMINE

Das Karlsruher Bundesverfassungsgericht entscheidet am **1. 3.** über das Mitbestimmungsrecht; Automobil-Salon Genf (bis 11. 3.).

3. 3. Pferdemarkt, Bad Mergentheim.

5. 3. Basler Fasnacht (bis 7. 3.).

9. 3. Kindergärtnerinnen bei der Messe „Kind + Jugend", Köln (bis 11. 3.); Lehrerinnen bei der Messe „Handarbeit", Wiesbaden (bis 12. 3.).

10. 3. Eis-Speedway-WM, Inzell (bis 11. 3.); Welt-Cup für Fallschirm-Ski, Wagrain bei Salzburg (bis 17. 3.).

11. 3. Leipziger Frühjahrsmesse (bis 18. 3.); Mannequins bei der Modemesse IGEDO, Düsseldorf (bis 14. 3.).

13. 3. Eiskunstlauf-WM, Wien (bis 18. 3.).

16. 3. Skiflug-WM, Planica/Jugoslawien (bis 18. 3.); Fachmesse für Waffen, Jagd- und Fischereibedarf, Nürnberg (bis 19. 3.).

17. 3. Wettrudern Cambridge/Oxford,

Putney-Mortlake/GB; WM der Curling-Damen, Perth/GB (bis 23. 3.); Westdeutsche Kunstmesse, Köln (bis 25. 3.); Stewardessen beim „Ball über den Wolken", Atlantic Hotel, Hamburg.

18. 3. Kommunalwahl in Berlin; Landtagswahl in Rheinland-Pfalz.

22. 3. Luxusfrauen bei der Edelstein- und Schmuckwaren-Verkaufsausstellung, Kongreßhalle Berlin (bis 23. 3.).

24. 3. Verkäuferinnen bei der Schuhwarenmesse Düsseldorf (bis 26. 3.); Kosmetikerinnen und Friseusen bei der „Kosmeta", Karlsruhe (bis 26. 3.).

25. 3. Internationaler Sekretärinnen-Kongreß, Davos (bis 30. 3.).

27. 3. Paul Anka im Congress Centrum, Hamburg.

30. 3. Gebrauchtboot-Markt, Friedrichshafen (bis 1. 4.).

31. 3. Internationale Sammlerbörse, Berlin (bis 1. 4.).

SHOW

Jeder weiß um das eifersüchtige **Verhältnis der Politiker zum Fernsehen:** Sein Sendungsbewußtsein verpflichtet den Staatsdiener, auch aus bescheidenstem Anlaß eine Meinung zu äußern und den Kopf hinzuhalten, wann immer eine Kamera läuft. Ideale Voraussetzungen für die Pläne einer Düsseldorfer Werbeagentur, die bereits etliche Bonner Köpfe unter Vertrag nehmen konnte.

„Wir haben zunächst mit Dentalwerbung angefangen", erzählte uns Agenturchef Heinz S. bei einem Rundgang durch sein Studio. „Unsere Bonner Stars wollten zeigen, daß sie auch soviel Biß wie der Kanzler haben. Inzwischen sind wir bereits einen Schritt weiter." Er zeigt uns Kohl, Stoltenberg und Biedenkopf bei einer Frühstücksszene. Kohl hält die Kaffeekanne. „Diesmal beim Einschenken den Deckel festhalten", mahnt der Regisseur. Behaglich strullt der Kaffee in die Tassen, ritzeratze werden die Brötchen zerteilt, da kommt – jäh und halbbekleidet – Franz Josef Strauß durch die Tür: „I kann scho wieder mei Bac net finden!"

Biedenkopf (laut Drehbuch schnippisch): „Wieso dein Bac?" Stoltenberg: „Ja, wieso dein Bac?" Kohl: „Dein Bac, mein Bac – Bac ist für uns alle da!"

In Halle II hat man ein deutsches Wohnzimmer aufgebaut. Babygeschrei ist zu hören. Vergeblich versucht die Mutter, den Säugling zu beruhigen. Herbert Wehner tritt ein. Entschieden reißt er den Schreihals aus den Windeln. Ein roter Popo schält sich heraus. „Bei solchen Windeln muß Ihr Kleiner ja weinen", herrscht Onkel Herbert die Mutter an, „da müssen Pampers her!"

„Pampers?" fragt die Unwissende.

„Ich habe den ironischen Unterton in

Ihrer Frage durchaus gehört. Sie wollen mir unterstellen, ich verstünde nichts vom Trockenlegen! Ich bin ja von jenen Kräften, die sich christlich nennen, ohne es im Umgang mit ihren politischen Gegnern auch zu praktizieren, gewohnt, unterschwelligen Andeutungen ausgesetzt zu sein . . ."

Regisseur: „Aber Herr Wehner, das steht überhaupt nicht im Text!"

„Mir, der ich die Fraktionsdisziplin zur Kunst erhoben habe, wollen Sie mangelnde . . ." Heinz S., der Chef, greift ein. „Herr Wehner, ich glaube, Pampers entspricht nicht Ihrem Image. Wir werden Sie anders einsetzen, ohne Text. Wie wär's für ‚Rachengold'?" – *Herbert John*

Noch fürchtet ja mancher, etwas von dem zu versäumen, was die von Hand selektierte Schickeria in der New Yorker Diskothek „Studio 54" so treibt. Ein Rezept dagegen hat das Team von „Le Clique" erfunden, einer Diskothek auf Achse, die auf Anruf Partys gestaltet und außer Schall und Rauch auch ihre verrückten Akteure mit ins Haus bringt. Die lassen – wie zu sehen ist – keine Langeweile aufkommen.

KUNST

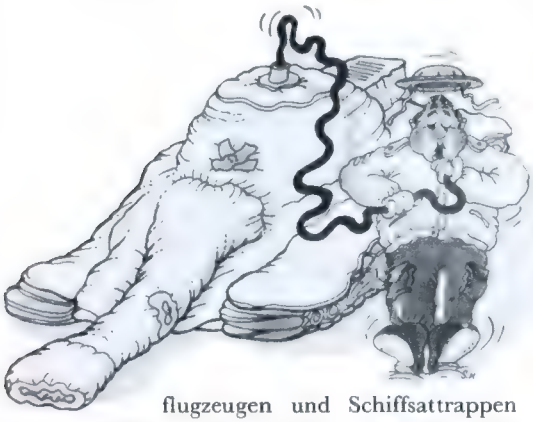
Zum hundertsten Geburtstag des deutsch-schweizerischen Malerpoeten **Paul Klee** sind gleich drei Städte angetreten. Während Köln vom 7. April bis zum 4. Juni in der Kunsthalle etwa 400 Arbeiten aus der Bestzeit, nämlich den mittleren Jahren, präsentiert, gibt München gleichzeitig einen Überblick über die frühe, Bern über die späte Periode. Klee satt. Dabei fand er einst kaum Beachtung: Die Bayern-Metropole, in der Klee 23 Jahre lebte, ignorierte lange Zeit seine Arbeit; das Rheinland vertrieb ihn 1933 von seinem Düsseldorfer Lehrstuhl, und in der Schweiz wurde sein Malernachlaß bei Kriegsende kurzerhand als „Feindeigentum" konfisziert.

Das alles ist vorbei. Kunsthistoriker wie Kunsthändler haben dem Sohn eines Musiklehrers aus Münchenbuchsee bei Bern längst die Weihen gegeben. Für die einen ist er der „pictus doctus", der gebildetste aller modernen Künstler, für die anderen Garant sechs- bis siebenstelliger Ertragssummen. Unter Kollegen fand er bereits zu Lebzeiten Anerkennung. Pablo Picasso: „Sie sind der größte Maler im kleinen Format, ich im großen."

Sein Leben hat der Klassiker der Moderne bis auf wenige Jahre, in denen er Lehrer am Weimarer Bauhaus und der Düsseldorfer Kunstakademie war, meist kläglich gefristet. Als 29jähriger konnte sich Klee endlich „ein kleines Atelier" leisten, in dem er zeichnete und Aquarelle tuschte, die er zum Trocknen wie Windeln an der Leine aufhing. An solchen Umgang mit der Kunst müssen die Münchner gedacht haben, als sie 1970 bei einer früheren Klee-Ausstellung im Haus der Kunst die Arbeit „Verspannte Flächen" kopfstehen ließen. Erst nach 14 Tagen bemerkte eine Besucherin den Irrtum. – *Wenzel Rokstedt*

BÜCHER

Bringen Sie mir die Leiche der *Nadel*", befiehlt Churchill. Er fällt damit das Todesurteil über Hitlers Top-Agenten Henry Faber, der sich freigebig seines Stiletts bedient, als er entdeckt hat: Tausende von aufblasbaren Panzern, Sperrholz-



flugzeugen und Schiffsattrappen sollen den Deutschen vortäuschen, die alliierte Invasion finde bei Calais statt. Anfangs locker angeordnete Handlungsfäden bündeln sich bald zu einem Hochspannungskabel. Romancier Ken Follett inszenierte **Die Nadel** (Lübbe, 29,80 Mark), den Spionage-Thriller des Zweiten Weltkriegs. – *Harald R. Henn*

•

Peter Schults Autobiographie **Besuche in Sackgassen** (Trikont, 20 Mark) beschreibt ein Leben, das bestimmt ist von einer sexuellen Vorliebe für Jugendliche des gleichen Geschlechts, sowie von einer extrem individuellen, keiner Richtung konformen politischen Einstellung. Folgerichtig kann sich dieses Leben nur am Rande oder außerhalb der Gesellschaft abspielen. Der Knastologe wird Jugendheim-Leiter, der FDP-Funktionär Fremdenlegionär – kein Wunder, wenn Peter Schult als Traumberuf angibt: „Totengräber des Systems". – Trotzdem lesenswert! – *Richard Kraus*

•

Eine Augenweide bietet die englisch-deutsche Buchausgabe von Tageszeitungs-Comics der Fortsetzungsserie **Flash Gordon** (Pollischansky-Verlag Wien, 59 Mark) – Science-fiction-Nostalgie aus dem Jahre 1940. Der Film *Krieg der Sterne* hat hier so manche Anleihe genommen. – *Wolfgang J. Fuchs*

•

Bernt Engelmann hat in einigen unkonventionellen Geschichtsbüchern die verborgenen und verdrängten Kapitel der deutschen Vergangenheit aufgeschrieben. Auf seiner Suche nach deutschen Syndromen stieß er jetzt – fast gleichzeitig mit Sebastian Haffner *(Preußen ohne Legende,* 65 Mark) – auf das Königreich der Brandenburger. Unter dem nicht sehr originellen Titel **Preußen – Land der unbegrenzten Möglichkeiten** (Bertelsmann, 34 Mark) schrieb er auf, was er über dieses im Jahre 1947 aus der Geschichte gelöschte Land erlesen und erfahren hat. Die Partikel zusammenzuklauben, aus denen dieser Staat (und sein ideologischer Über- wie Unterbau) sich gebildet hat, war vor allem große Fleißarbeit. Deren Ergebnis: Dieses Preußen war weder/noch und war sowohl/als auch; es war fortschrittlich und dann doch auch wieder höchst reaktionär, es war für andere Staaten ein gutes und ein abstoßendes Beispiel ... Das Buch ist ein Arsenal, in dem der Preußenfeind wie der Preußenfreund Waffen finden kann. Dieses *Preußen* ist kein Thesen-, sondern ein Lesebuch, das durch viele Informationen zur Überprüfung von Preußenklischees einlädt. Der Autor leugnet dabei keineswegs seine Sympathien für etliche preußische Traditionen und Figuren. – *Hans F. Nöhbauer*

BÜCHER DES MONATS

SAUL STEINBERG, die erste Retrospektive des 65jährigen Cartoonisten, Rowohlt; 256 Seiten, 48 Mark.

Mario Soldati: **DIE AMERIKANISCHE BRAUT,** wie der Bräutigam bei der Hochzeit zwischen zwei Frauen geriet (und wie es weiterging), Piper; 279 Seiten, 28 Mark.

Robert Lebeck: **DER KUSS,** was man auf alten Bildkarten von der schönsten Drucksache der Welt zu sehen bekam, Harenbergs Bibliophile Taschenbücher; 176 Seiten, 14,80 Mark.

James Jones: **HEIMKEHR DER VERDAMMTEN** (Auszug in PLAYBOY Nr. 3/1978), ein letzter, nachgelassener Kriegsroman des Autors von *Verdammt in alle Ewigkeit,* S. Fischer; 440 Seiten, 32 Mark.

Morris L. West: **PROTEUS,** Action-Roman mit argentinischer Folter und Terroristenmord vor dem Münchner Nationaltheater, Droemer; 320 Seiten, 29,80 Mark.

Johann Christoph Spielnagel: **ZAUBERFLÖTE UND HONIGTOPF,** die unterschlagene Erotik in Grimms Märchenwald (Auszug siehe Seite 164), Scherz; 220 Seiten, 26 Mark.

Hans C. Blumenberg: **DIE KAMERA IN AUGENHÖHE** – *Begegnungen mit Howard Hawks.* Sechs Tage mit dem Regisseur, der Lauren Bacall und Rita Hayworth entdeckt hat, DuMont; 220 Seiten, 24,80 Mark.

Jack Niklaus: **SO SPIELE ICH GOLF,** der Super-Champ zeigt's, Jahr Verlag; 264 Seiten, 48 Mark.

FILME

Um Freundschaft in der Übergangsphase von kumpelhafter Jungenhaftigkeit zum Erwachsenwerden geht es Michael Cimino in seinem Dreistundenfilm **Die durch die Hölle gehen:** In Clairton/Pennsylvania verbringen fünf Freunde, Arbeiter im Stahlwerk, ihre Freizeit mit abendlichen Kneipenbesuchen und Jagdausflügen in die nahen Berge. Aber man schreibt das Jahr 1968, und drei der jungen Männer werden nach Vietnam einberufen. Schnell wird noch eine Hochzeit mit allen Emotionen gefeiert: eine der stärksten Sequenzen des Films, in der sich die Ambivalenz der Stimmung von Fröhlichkeit und Trauer wie ein Tanz auf dem Vulkan beklemmend mitteilt. Die Erlebnisse an der Front und in Vietcong-Gefangenschaft verändern und zerstören die jungen Männer: Die Freundschaft ist um bittere und tödliche Erfahrungen reicher. Robert De Niro, längst „Oscar"-reif, spielt mit sensibelster Nuancierung jenen Jungen, der mit hart vernarbten seelischen Verwundungen heimkommt.

•

Den alten, aus Haiti stammenden Glaubenskult der lebenden Toten greift der amerikanische Regisseur George A. Romero in seinem Horror-Spektakel **Zombie** erneut auf. Schreckensvisionen in amerikanischer Realität von heute: Monster, die sich von Menschenfleisch ernähren, fallen über die Bewohner von Philadelphia her. Wer von ihnen nur getötet und nicht verspeist wird, verwandelt sich und existiert fortan als Killer-Zombie. Eine Gruppe von Polizisten wagt schließlich den bewaffneten Angriff in einem riesigen Shopping-Center. Romero, der bereits vor elf Jahren den zum Klassiker gewordenen Film *Die Nacht der lebenden Toten* drehte, treibt hier (in diesem zweiten Teil einer geplanten Trilogie) mit Entsetzen Spaß. – *Frauke Hanck*

•

Dirty-Harry-Fans werden ihren Clint Eastwood nicht wiedererkennen. Weil die Einspielergebnisse seiner Polizisten-Filme zurückgingen, ist **Der Mann aus San Fernando** auf komödiantische Abwege geraten: Eastwood hat einen Affen. Gegen den sexuellen Überdruck führt er ihn nachts in einen Zoo, wo der die Tür zu einem Affenhaus öffnet und sich eines kommunikationsfreudigen Affenweibchens annimmt. Bei seiner eigenen Partnerwahl ging Eastwood auf Nummer sicher und wählte sich als resolutes Muttchen Ruth Gordon, die bereits in *Harold und Maude* unter der jüngeren Generation für Unruhe sorgte. Sondra Locke gibt als herumtingelndes kleines Biest einen effektiven Sex-Faktor ab. – *Wolf Dieter Kohl*

Nikotin 1,5 mg, Kondensat 23 mg (Durchschnittswerte nach DIN)

Der neue Saab 99 Turbo ist mit 24 950 DM* unser preiswertester Turbo.

TBWA

Wenn bei 1500 U/min der Schub des Turboladers einsetzt und den Saab 99 Turbo in knapp 9 Sek. von 0 auf 100 km/h katapultiert, dann spürt man die technische Leistung, die in ihm steckt. Die Kraft der 107 kW (145 PS), die den 99 Turbo 200 km/h schnell macht, läßt ihn selbst steile Autobahnberge mühelos glattbügeln. Dabei gibt einem das Fahrwerk die Sicherheit, die Straße in jeder Situation fest im Griff zu haben. Es ist nach dem bewährten Prinzip einer von Doppelschräglenkern geführten Vorderachse und einer an Längslenkern aufgehängten Hinterachse konstruiert.

Durch eine Gewichtsverteilung von 60 : 40 über den Achsen, eine große Spurbreite und den Frontantrieb liegt der Saab 99 Turbo sicher in der Kurve und folgt präzise seinem Kurs. Die Drehbolzenlagerung der vorderen Schrau-

*Der Preis gilt inkl. MwSt., ab Importlager, als unverbindliche Preisempfehlung der Saab Deutschland GmbH.

benfedern, die man sonst nur bei Hochleistungssportwagen findet, Gasdruckstoßdämpfer und ein Panhard-Stab als Stabilisator erlauben hohe Querbeschleunigung und bringen stabile Bodenhaftung. Niederquerschnittsreifen, Leichtmetallfelgen und der Frontspoiler sorgen dabei für unbeirrbaren Geradeauslauf und gute Seitenwindstabilität. Ein beheizbarer und in der Höhe verstellbarer Fahrersitz, eine Zahnstangenlenkung mit Sportlenkrad gehören ebenso wie die getönte Rundumverglasung, die Scheinwerfer-Wisch-/Waschanlage und ein Drehzahlmesser zur Serienausstattung. Der Saab 99 Turbo ist ein Auto, das seine Sportlichkeit nicht durch den Mangel an Komfort, sondern durch Leistung beweist. Informationen von: Saab Deutschland GmbH, Berner Straße 89, 6000 Frankfurt 56, Tel. 0611/5072801.

SAAB
Kraft und Verstand.

Daß er auch unser allerschnellster ist, sieht man erst, wenn er vorbei ist.

ESSEN & TRINKEN

Am Nebentisch sitzen Lieselotte Funcke, Günther Verheugen und Hildegard Hamm-Brücher. Die Liberalen streiten über Schnelle Brüter und essen dabei Schweinesteak Dubarry mit Röstkartoffeln und garniertem Blumenkohl. Die Freidemokraten lassen kein Bröselchen übrig.

Es ist eines der vier Tagesgerichte auf der Speisekarte des Bonner **Bundeshausrestaurants** (Am Rheinufer, Telefon 0 22 21/21 47 65) und kostet zehn Mark.

„Heute haben wir Rheinwein", sagt der Ober. Rosé von Tavel (20 Mark) gibt es freilich auch, denn die vom Steuerzahler subventionierte Parlamentsgaststätte wird vom französischen Kantinenfürsten Jacques Borell gemanagt.

Auf der Weinkarte wartet außer den marktüblichen deutschen Süßlingen ein grämlicher Beaujolais Village aus dem Jahre 1974 auf den nostalgischen Feinschmecker.

Schade, daß der Wein nicht so herb ist wie die fünf Mark teure Vorspeise aus Spargel, Schinken, Champignons, Oliven, Hollandtomate und viel Essig. Man nennt das Spargelcocktail und hat wohl wenigstens vier Dosen dafür aufmachen müssen. Der Edellachs vom Rost (15,50 Mark) macht diese Frustration allerdings wett, denn der Fisch ist erstaunlich saftig; nur für die Kartoffeln scheint das Prädikat „Butter-" übertrieben schmeichelhaft.

Aber bitte, man geht ja nicht ins *Bundeshausrestaurant* der Gourmandisen wegen, sondern weil man hier aus nächster Nähe Politik beobachten kann. Hier hat Brandt seinerzeit mit Barzel ein historisch gewordenes Bier getrunken, hier haben einst SPD-Abgeordnete mit selbstgeschmierten Butterbroten gegen eine Erhöhung der Preise protestiert. Und hier haben die Deutschen vermutlich das „Arbeitsessen" erfunden.

Die nichtparlamentarische Öffentlichkeit, die an sitzungsfreien Tagen von acht bis 18 Uhr Zutritt hat, bewegen denn auch weniger kulinarische Motive als voyeuristische: „Da sitzt ja der Höcherl", sagt der informierte Vater zur Mutter. Und der Parlamentsveteran quittiert die Volksnähe mit einem Zwinkern. Sonst könnte er ja die Parlamentskantine vorziehen, die ausschließlich Bundestagsbediensteten, Journalisten, dem Kanzler, den Ministern und Abgeordneten offensteht.

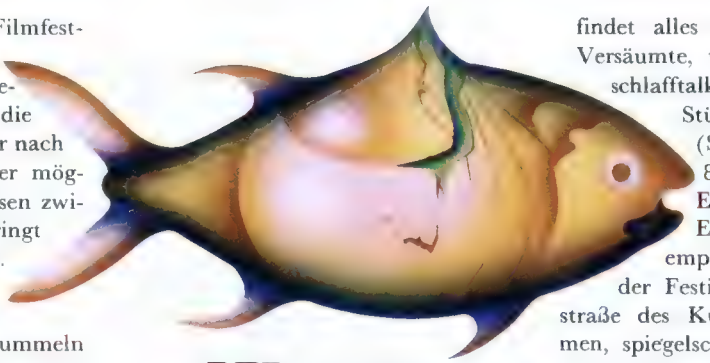
An diesem Tag hätte er dort zwischen drei Gerichten wählen können: Grillwürstchen für 2,80 Mark, gedünstetes Seelachsfilet für 3,20 Mark und gefüllte Rindsroulade mit Rotkohl für 4,20 Mark – der geeignete Rahmen, um Diätenerhöhungen zu debattieren. – *August F. Winkler*

•

Paul Bocuse sagt: „Er ist der Beste von uns allen. Seine Küche ist genial." Der Wunderknabe heißt Freddy Girardet. Nachdem er in Frankreich die Neue Küche studiert hat, übernahm er seines Vaters Dorfkneipe in Crissier bei Lausanne. Fortan brauchten die Villenbesitzer am hübschen Ufer des Genfer Sees nicht immerzu nur Hausmannskost zu speisen.

Wenn Sie auf dem Weg zum Genfer Automobilsalon in Girardets **Hôtel de Ville** (Telefon 00 41 21/34 15 14) einkehren wollen, müssen Sie sich wenigstens zwei Wochen im voraus anmelden – und es lohnt sich sogar, wenn man den Aufenthalt in der Schweiz dafür verlängern muß. Sinnlos, aufzuzählen, wofür Girardet von Paris bis New York höchste Belobigung erhält, weil's bei Girardet das, was er gestern gekocht hat, morgen schon nicht mehr gibt: Er erfindet seine Gerichte ständig neu. So ist's denn auch gar nicht notwendig, bei Girardet die Speisekarte zu studieren. Er sagt Ihnen selber, was Ihnen schmecken wird, und kein Connaisseur kommt ihm mit einer geringeren Rechnung als 200 Schweizer Franken davon. – *Peter Höltschi*

BERLINALE: MACH MAL PAUSE IN DER KNEIPE



DAS PROGRAMM der Berliner Filmfestspiele fordert den ganzen Mann: Die erste Vorstellung beginnt am 20. 2. um 15 Uhr, die letzte endet am 3. 3. um ein Uhr nach Mitternacht. Streß für den, der möglichst alles sehen will. Die Pausen zwischen Kunst und Kommerz verbringt man, keine Frage, in der Kneipe. Hier sind die wichtigsten:

English pub im Europacenter (Telefon 2 61 50 24). Draußen tummeln sich hochbestrumpfte Teenies auf der Eisbahn, drinnen gibt's Hausmannskost.

Ein locker genommener Espresso bei **Pientka** (Kurfürstendamm 14, Telefon 8 81 33 74) hilft dem Cineasten durch die Schwächeperiode am späten Nachmittag. Hier läßt sich zwischen Schick und Chichi manches „entdecken", womöglich auch nur ein Miezchen, das auf althergebrachte Weise zum Film will.

Nachts aber bedarf es erneuter Hochform, im **Zwiebelfisch** etwa (Savignyplatz 7, Telefon 71 73 63) – für so manche Überraschung gut mit seinen emanzipierten Schönheiten und Halbschönen zwischen Literaten und Poeten.

Der „harte Kern" der Filmbranche findet alles bei diversen Empfängen Versäumte, von Augenweide bis Abschlafftalk, in den traditionsreichen Stübchen des **Lutter & Wegner** (Schlüterstraße 55, Telefon 8 81 34 40) – siehe auch: Einsteins Spiele, Seite 22. Ein Diner à deux allerdings empfiehlt sich eher abseits der Festivalszene, in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms, im intimen, spiegelschimmernden, handvergoldeten Ambiente des **Marrakesch** (Katharinenstraße 9, Telefon 8 92 27 20). Man kann sich am honigbenetzten „Finger der Braut" (arabisch „Swaaba La 'Roussa") gütlich tun: Crêpe aus Gerstenmehl, gefüllt mit gemahlenen Mandeln, Zimt, Orangenblüten; gerollt wie eine Zigarre, in Honig gewälzt und warm serviert. Oder auch aus Hassan Fathys Küche: sieben junge Gemüse zum Kuskus, süßer Salat und gezimteter Café Maroc. – *Rudolf Lorenzen*

Ich lernte sie über Paris kennen. Zwischen London und New York verstanden wir uns immer besser. Und jetzt ruft sie aus heiterem Himmel an und kommt mit diesem Sekt vorbei, dem Sekt mit dem gewissen Extra. Verstehen Sie das? Dabei bin ich doch gar nicht der Typ, auf den Frauen fliegen.

ESSAY

JOHANNES MARIO SIMMEL ÜBER DIE KUNST, DEN KOPF ZU VERLIEREN

Vor einigen Wochen schlich spätnachts ein bis dahin völlig harmloser Mitbürger heimlicher- und verbotenerweise in eine Halle der städtischen Straßenbahnen, entwendete, arglistig, wissentlich und willentlich eine komplette Zuggarnitur und fuhr mit dieser, winkender Polizisten und falsch gestellter Weichen nicht achtend, durch die Metropole.

Der Fachmann kann nicht umhin, dem Laien – denn um einen solchen handelte es sich – beachtliche Geschicklichkeit und technisches Know-how zu bescheinigen – immerhin war der Herr mit seiner Zuggarnitur beinahe am Ende der Riesenstadt angelangt, bevor er von einer kleinen Division beherzter Polizisten und todesmutiger Straßenbahner überwältigt werden konnte. Was heißt überwältigt? Der Amateurfahrer leistete keinerlei Widerstand und gab bloß milde zur Kenntnis, daß er es „auch" könne. Daraufhin lieferte man ihn in die psychiatrische Klinik ein.

Am nächsten Tag informierte die Zeitung einer anderen Metropole die Öffentlichkeit mit einem Bericht, dessen Überschrift lautete: GREIS BEGEHT AUS GRAM SELBSTMORD! – Hier handelte es sich um einen alten Mann, der sich gezwungen gesehen hatte, seine Zither zu verkaufen und der aus Schmerz über solcherlei Verlust einen Strick nahm.

Die beiden Ereignisse werden einem oberflächlichen Betrachter nicht viel Verbindendes offenbaren. Ein Mann ist noch lebendig, der andere ist tot. In dem einen Fall handelte es sich – scheinbar – um eine Extravaganz, in dem andern – scheinbar – um einen Verzweiflungsakt. Betrachtet mit den Augen der Sachlichkeit, stehen hinter beiden Ereignissen zwei aus der Bahn geworfene Existenzen. Betrachtet mit den Augen der Liebe, ergäbe jede der beiden Geschichten Anstoß zu einer neuen *Menschlichen Komödie,* einem neuen *Don Quichote* oder einem neuen *Tristram Shandy.* Die Brücke der Liebe aber ist die einzige Verbindung zwischen dem Land der Lebenden und dem der Toten.

Es liegt auf der Hand, daß der Straßenbahndieb und der Mann, der seine alte Zither verkaufen mußte, den Kopf verloren haben. Jener, der die Straßenbahn klaute, war, wie es heißt, ein ruhiger, bescheidener Mensch. Er hatte einen Traum, einen Wunschtraum. Andere Leute vor ihm wollten Symphonien schreiben, Staudämme bauen oder auch der Blauen Mauritius nachjagen. Gar nicht zu reden vom Bemalen der Kuppeldecke der Sixtinischen Kapelle. Es kommt nicht auf den Wunschtraum an, sondern auf den Mut, ihn zu verwirklichen. Und den haben die meisten von uns nicht. Oder haben Sie ihn vielleicht? Ich habe ihn nicht.

Der Mann, der die Straßenbahn stahl, hatte ihn! Seine Brust weitete sich, sein Herz schlug schneller, als er auf den Führerstand stieg. Und als man ihn erwischte, sperrte man ihn in ein Irrenhaus. Ich glaube, das war ihm sehr gleichgültig. Sein Wunschtraum war in Erfüllung gegangen. Einmal hatte er so gelebt, wie er es sich erträumte.

Und nun zu dem andern, dem Mann mit der Zither. Ich habe einen Freund, der gab vor, eine bestimmte Dame mehr zu lieben als sein eigenes Leben. Würde sie ihn einmal betrügen oder verlassen, wollte er sich töten. Die Dame betrog und verließ ihn. Und natürlich tötete er sich nicht. Man stirbt überhaupt nicht so leicht. Der Mann mit der Zither war ein armer Hund. Er hatte nur seine Zither. Sie half ihm über Trauer und Einsamkeit hinweg. Sie verriet ihn nie, sie betrog ihn nie. Immer war sie bei ihm. Immer war sie bereit, ihm ihre Töne zu schenken . . . Der alte Mann sagte nicht, daß er sich töten wollte, wenn er die Zither verlor. Aber als Not ihn zwang, das Instrument zu verkaufen, da war sein Leben sinnlos geworden. Da konnte er es nicht mehr ertragen und hängte sich auf. Auch ihn kümmerte es nicht, was die Leute über ihn, den Verrückten, sagten. Ebensowenig wie den Straßenbahndieb. Der eine hatte einmal so gelebt, wie er es für richtig hielt, und der andere war so gestorben. Seine Zither wird für einen andern niemals wieder so spielen wie für ihn.

Wir haben an Hand von zwei Beispielen zu zeigen versucht, daß immer mehr Menschen den Kopf verlieren. Es scheint, als ob die Zeit nahe wäre, in der die Menschen sich zu verändern beginnen. Vielleicht dauert es lange. Denn vorläufig erklärt man solche Menschen noch für verrückt, oder sie sterben daran, daß sie sich verändern. Aber es sieht so aus, als kämen die Liebe, die Treue, der Mut und das Bewußtsein, daß jedem von uns ein eigenes Leben und ein eigener Tod gehören, in Mode.

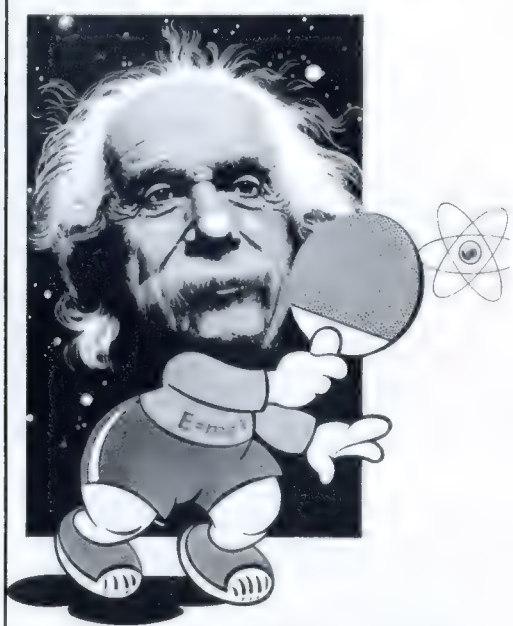
SPIELE

In Ost-Berlin und Ulm hält man Ausstellungen ab und gedenkt so am 14. dieses Monats **Albert Einsteins,** der vor 100 Jahren geboren wurde. Ich kann auf die Festreden verzichten. Damals in Berlin habe ich einen Einstein kennengelernt, der sich die Lobhudeleien verbeten hätte. Mehr noch: Er hätte Niespulver in die Manuskripte gestreut. In der Kneipe „Lutter & Wegner" knüpfte er einmal heimlich Max Plancks Schuh ans Stuhlbein.

Wir kämpften damals Seite an Seite gegen den Komponisten Arnold Schönberg und Einsteins Frau Elsa. Einstein und ich waren Tischtennis-Partner, ein schlechtes, aber trickreiches Doppel. Kurzum: Wir siegten. Einstein erklärte mir, warum: „Ich habe die Brille meiner Frau versteckt, ohne Brille trifft sie keinen Ball."

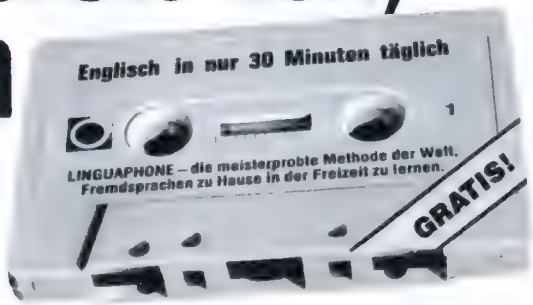
Ich kann mich auch an einen Auftritt in Schönbergs Wohnung erinnern. Schönberg hatte zu einer Gesellschaft geladen. Einstein wettete, er könne sich, ohne den Mantel auszuziehen, seiner Jacke entledigen. Mit Verrenkungen, die er teilweise am Boden vollführte, zog Einstein seine zerknüllte Jacke aus dem Mantel.

Wegen seiner Erfolge bei fremden Frauen nannten wir ihn „den relativen Ehemann". Seine ständige Begleiterin war Antonia, eine Witwe, die in Wannsee wohnte. Für Besuche von Haus zu Haus benutzte er den Bus. Einmal stritt Einstein mit dem Schaffner. Der hatte, glaubte Einstein, zu wenig herausgegeben. Der Erfinder der Relativitätstheorie hatte sich geirrt, der Schaffner schimpfte: „Laß dir dein Schulgeld zurückzahlen, wenn sie dir kein Rechnen beigebracht haben!"



– Geza von Cziffra

Wird es nicht höchste Zeit, daß auch Sie Englisch sprechen können?



Prof. H. Breitkreuz, M A.

Oder Französisch? Spanisch? Italienisch?

Wie Sie die abgebildete GRATIS-Kassette (oder -Schallplatte) erhalten, erfahren Sie, wenn Sie den Umschlag unten öffnen und den inliegenden Anforderungs- und Testbogen sowie den Markenbogen herausnehmen. Gleichzeitig damit verraten wir Ihnen, wie Sie ein individuelles und nützliches Überraschungsgeschenk von uns erhalten können.

Besonders, da es jetzt so einfach ist, eine von diesen – oder 27 anderen – Sprachen zu lernen – mit Linguaphone!

Auch Sie wollten doch schon immer Englisch oder eine andere Fremdsprache frei und sicher sprechen.

Aber bisher zögerten Sie. Vielleicht befürchteten Sie, es nicht zu schaffen? Oder die Ihnen bekannten Lehrmethoden sagten Ihnen nicht zu? Oder Schul- bzw. Gruppenunterricht kommen für Sie aus zeitlichen und persönlichen Gründen nicht in Frage?

Jetzt gibt es keinen Grund mehr für Sie, auf Fremdsprachenkenntnisse noch länger zu verzichten und deshalb abseits zu stehen.

Lernen Sie jetzt „Ihre" Fremdsprache schneller, leichter, gründlicher, als Sie es sich je erträumten – genauso selbstverständlich, wie Sie als Kind Deutsch gelernt haben – mit Linguaphone.

Linguaphone ist die bewährteste und erfolgversprechendste Methode der Welt, Fremdsprachen im Selbst- und Fernstudium zu lernen. Im neuen, erweiterten Studienprogramm mit Lehrgängen, die in ihrer Form und Qualität auf dem deutschen Markt einmalig sind, finden auch Sie den für Sie geeigneten Kursus. Überzeugen Sie sich selbst. Auf unsere Kosten!

Bereits nach 30 Minuten beginnen Sie, mit Hilfe der abgebildeten GRATIS-Kassette/Schallplatte Englisch zu sprechen. Und Sie erhalten diese Kassette/Schallplatte völlig kostenlos.

Die Linguaphone-Kassette und die neue Linguaphone-Broschüre beweisen Ihnen, wie jetzt auch Sie und Ihre ganze Familie Fremdsprachen lernen können:

- zu Hause, in Ihrer Freizeit, neben Ihrem Beruf
- auch dann, wenn Sie keinerlei Vorkenntnisse haben, Ihre Schulzeit lange zurückliegt und wenn Ihnen Sprachen auf der Schule schwerfielen
- zu einem Bruchteil der Kosten für Privatunterricht oder Schulung im Ausland

Über 200 Sprachwissenschaftler empfehlen die Linguaphone-Lehrgänge:

Unsere 70jährige Erfahrung in der Unterweisung von 2 Millionen Englischteilnehmern und 2 weiteren Millionen für Französisch und andere Fremdsprachen in 87 Ländern der Welt kommen Ihnen zugute:

1. Linguaphone-Unterricht macht Spaß! Sie lernen Englisch wie in England, Französisch wie in Frankreich. Vokabeln und Grammatik prägen sich dabei wie von selbst ein.

2. Mit der leichtverständlichen Ton-Bild-Methode HÖREN - VERSTEHEN - SPRECHEN können Sie Ihre Fremdsprache in Rekordzeit lernen. Tausende haben ihren Linguaphone-Lehrgang bei 1–2 Studienstunden pro Tag in weniger als einem halben Jahr abgeschlossen und das Linguaphone-Zertifikat erhalten.

3. Unsere Garantie für Ihren Erfolg: Kostenloses 14tägiges Probestudium mit dem kompletten Lehrmaterial einschließlich Studienbetreuung. Linguaphone-Exklusiv-Vorteil!

Machen Sie Ernst mit dem Sprachenlernen. Das einzige, was Sie benötigen, ist Mut, anzufangen. Alles Weitere ist einfacher als Sie es für möglich halten – dank Linguaphone.

Trennen Sie daher den Umschlag unten ab, senden Sie ihn mit dem ausgefüllten Anforderungs- und Testbogen (Sprachmarke einkleben nicht vergessen!) NOCH HEUTE ein, und Sie erhalten

- die 3sprachige Probekassette/-schallplatte
- die neue Linguaphone-Broschüre mit dem umfangreichsten und attraktivsten Lehrgangsprogramm, das wir je hatten
- und – wenn Sie am GRATIS-Test teilnehmen – eine individuelle Bewertung Ihrer Erfolgsaussichten beim Sprachunterricht mit Linguaphone.

Alles ist kostenlos und unverbindlich. Kein Vertreterbesuch.

Umschlag öffnen, Anforderungs- und Testbogen entnehmen, ausfüllen, Marke(n) aus beiliegendem Markenbogen einkleben und in diesem Umschlag (einfach abtrennen!) NOCH HEUTE einsenden

Wenn Sie sich jemals die Frage gestellt haben: „Welches ist die schnellste, leichteste und wirkungsvollste Methode, eine Fremdsprache wie Englisch oder Französisch zu Hause in der Freizeit erfolgreich zu lernen?" – dann fordern Sie noch HEUTE mit dem Testbogen im bereits adressierten Umschlag (Porto übernehmen wir) unsere GRATIS-Kassette/Schallplatte und die 28-seitige Linguaphone-Broschüre mit dem größten Fremdsprachenprogramm der Welt an. Dafür brauchen Sie nur Ihre persönlichen Daten sowie Ihren Sprachwunsch einzutragen (Marke aus beiliegendem Markenbogen einkleben!) und anzukreuzen, ob wir Ihnen unsere Probe-Kassette oder die Probe-Schallplatte senden sollen.

Wenn Sie außerdem bei unserem GRATIS-Test mitmachen, erhalten Sie von uns zusätzlich eine individuelle Bewertung Ihrer Erfolgsaussichten beim Sprachunterricht mit Linguaphone und obendrein einen Gutschein für ein persönliches, nützliches Überraschungsgeschenk, das wir eigens für Sie anfertigen. Dieses Geschenk dürfen Sie in jedem Fall behalten.

Alles ist kostenlos und unverbindlich. Wir informieren Sie ausschließlich schriftlich und schicken Ihnen keinen Studienberater (Vertreter) ins Haus.

Hier muß eigentlich der Briefumschlag mit dem Anforderungs- und Testbogen sowie dem Markenbogen eingeklebt sein. Sollte er aus irgendwelchen Gründen fehlen, so schreiben Sie bitte eine Postkarte: „Erbitte Gratis-Information mit neuem Studienprogramm und Probe-Kassette (oder Probe-Schallplatte)". Geben Sie auf der Karte auch an, für welche Fremdsprache Sie sich interessieren. Falls keine Briefmarke zur Hand, Postkarte unfrankiert einsenden!

Wenn Sie sich entschieden haben, an unserem Lernmotivationstest nicht teilzunehmen, lesen Sie bitte diesen Brief

Dr. M. E. Kreling

Lieber „PLAYBOY"-Leser,

als pädagogische Leiterin des Linguaphone-Sprachlehrinstituts Hamburg GmbH bin ich etwas enttäuscht. Warum nimmt nicht jeder Fremdspracheninteressierte an unserem GRATIS-Test teil? Sie gehen dabei keinerlei Risiko ein. Obendrein belohnen wir Ihre Teilnahme mit einem persönlichen kleinen Geschenk, das wir eigens für Sie anfertigen.
Befürchten Sie möglicherweise, daß unser Angebot doch mit irgendwelchen Kosten oder Verpflichtungen für Sie verbunden ist? Ich versichere Ihnen, daß unsere Bewertung Ihrer Antworten, die wir Ihnen zusammen mit den Linguaphone-Unterlagen senden wollen, Sie wirklich keinen Pfennig kosten werden – ebensowenig wie unsere GRATIS-Kassette (Schallplatte) und die Fremdsprachenbroschüre.
Ich versichere Ihnen ferner, daß wir Ihnen keine Vertreter (Studienberater) ins Haus schicken werden. Sie brauchen auch nichts zurückzuschicken – auch nicht Ihr Überraschungsgeschenk – wenn Sie sich schließlich doch gegen ein Linguaphone-Probestudium entscheiden.
Warum wir Ihnen dieses großzügige Angebot machen? Wir möchten Ihnen ganz einfach beweisen, daß im neuen erweiterten Linguaphone-Studienprogramm mit Sicherheit auch der Lehrgang dabei ist, mit dem Sie „Ihre" Fremdsprache schnell und gründlich lernen können. Machen Sie daher mit beim GRATIS-Test. Füllen Sie beide Seiten des im Umschlag befindlichen Anforderungs- und Testbogens aus. Sie werden nicht nur mit unserem Überraschungsgeschenk belohnt, sondern mit einem Erlebnis, das vielleicht Ihr ganzes Leben verändert.

Mit freundlichem Gruß

Dr. M. E. Kreling
Pädagogische Leiterin

LINGUAPHONE Sprachlehrinstitut Hamburg GmbH, Abt. 340 H, Neumann-Reichardt-Str. 27–33, 2000 Hamburg 70, Tel.: (040) 656 20 35

Interessenten aus Österreich schreiben bitte an: Linguaphone, Ungargasse 37, 1031 Wien

Umsteigen auf Pirelli-Breitreifen

(bis zu 11% kürzerer Bremsweg bei Nässe)

Breit

Hans Feuer fotografierte vor dem „Grande Cascade" in Paris

= Pirelli

3 x Nr. 1 im Auto-Motor-Sport Breitreifentest

Pirelli CN 36 SM bester HR-Breitreifen bei Aquaplaning, Bremsen, bei Nässe, Schnellauffestigkeit (Heft 13/78)

Sieger contra Aquaplaning
Testurteil: "Der überlegene Sieger heißt hier Pirelli."

Sehr gut in nassen Kurven
Zitat: "Dem Pirelli gelingt es am besten."

Spitze: Bremsen bei Nässe
Urteil: "Gerade in dieser Hinsicht zeigten sich im Test große Unterschiede, wobei der Pirelli CN 36 SM einmal mehr seine Spitzenposition auf nasser Fahrbahn behauptete."

Wieder Pirelli 3 x Erster
Letzter Auto Motor und Sport-Reifentest über VR-Reifen (Heft 21/78): "Bei den Test-Kriterien Aquaplaning, Fahrverhalten bei Nässe, Bremsen auf nasser Fahrbahn und Wintertauglichkeit ist der VR-Reifen von Pirelli seinen Konkurrenten deutlich überlegen."

1000 Pirelli-Superspiel-Gewinne!

3 wertvolle, echte Oldtimer

TÜV abgenommen, sie können sofort zugelassen werden. Von Motor Journalist Fritz B. Busch ausgewählt und in seinem Automobil Museum Schloß Wolfegg über Ravensburg fachmannisch überprüft und instand gesetzt.

17 große Reisen

2 x eine herrliche Weltreise
5 x Kenia (1 Woche Strand, 1 Woche Safari)
5 x Marokko (1 Woche Strand, 1 Woche Königsstädte)
5 x 14 Tage auf einer griechischen Insel Ihrer Wahl

90 Auto-Aktien

15 x BMW, 15 x Daimler Benz, 15 x General Motors, 15 x Fiat (je 10 Stück), 15 x Ford, 15 x VW.

890 "Sack" Geld

In einem Lederbeutel für 20 Mark Parkgroschen. Frischgeprägt!

Gewinnschein

Bitte bis zum 15.6. einsenden an: Pirelli-Superspiel · 6120 Hechtsheim

Bitte diese beiden Fragen richtig beantworten, wenn Sie gewinnen wollen:

1. Bis zu wieviel Prozent kürzer ist der Pirelli-Breitreifen-Bremsweg bei Nässe gegenüber Normalreifen? ____ % (Zahl bitte einsetzen).
2. Welcher Pirelli-Breitreifen-Vorzug gegenüber Normalreifen ist für Sie am wichtigsten: ● Besser beim Bremsen ● Besser bei Nässe ● Besser bei Aquaplaning ● Besser in Kurven?

Bitte eintragen

Name _____ Vorname _____

Straße _____ Ort _____

P

PIRELLI
Die Beine Ihres Autos

Frauen mögen keine anonymen Männer . . .
TED LAPIDUS
POUR HOMME
TED LAPIDUS
APRES RASAGE
TED LAPIDUS
FOR MEN
Die erste komplette Herren-Serie mit Accessoires,
exclusiv in Ihrem PARFÜMERIE-MEN SHOP
Eau de Toilette · After Shave · Pflegecreme nach der Rasur · Rasierschaum · Deodorant · Seife · Schaumbad · Dusch-Gel · Body-Splash · Shampoo
Handtuch · Gästetuch · Waschhandschuh · Badetuch · Bürste · Kamm · Ensemble Bürste-Kamm · Toilette Tasche, luxus · Toilette Tasche, klassische

DER PLAYBOY BERATER

Unser Kegelklub fährt im nächsten Monat für fünf Tage mit einem Kleinbus nach Leipzig. Falls wir einen draufmachen wollen: Gibt es unter unseren Schwestern in der DDR wirklich keine leichten Mädchen? – T. S., Ulm.

Offiziell ist das Gunstgewerbe strikt verboten. Doch in Leipzig gilt es als offenes Geheimnis, daß eine Abteilung „des zuständigen staatlichen Organs" (Staatssicherheitsdienst) während der Mustermesse sowohl Wirtschaftsführer aus dem kapitalistischen Lager wie auch wichtige Funktionäre aus „Freundesland" mit auserwählten Studentinnen (vorwiegend der Sprachwissenschaften) versorgt und beschattet. Der durchschnittliche „Bundi" (Leipziger Jet-set-Jargon für Bundesbürger) kann sich der grauen 50-Mark-Prostitution an der Nordstraße im Leipziger Bahnhofsviertel (zweite Querstraße hinter dem Interhotel „Astoria") bedienen. Voraussetzung: ein Wagen mit West-Kennzeichen. Attraktiver sind jedoch Mädchen in Diskotheken wie dem Leipziger „Nachttanzcafé Astoria" (Eintrittskarten für 1,10 Mark müssen vier Tage im voraus bestellt werden). Sobald ein einigermaßen aussehender Westler auftritt, sind die einheimischen Männer abgemeldet. Zu groß ist die Sehnsucht nach den Produkten der auch sonntags geöffneten „Intershops". Wenn man ein Doppelzimmer gebucht hat, ist es kein Problem, ein DDR-Mädchen mit aufs Zimmer zu nehmen. Zwar sind die Hotelrezeptionen angewiesen, bei der Ausweiskontrolle darauf zu achten, ob die Bettgenossen auch miteinander verehelicht sind, doch in praxi – notfalls gegen eine westliche Banknote – kümmert sich kaum ein Empfangschef darum. Daß man ausnahmsweise auch einmal an einen Linientreuen gerät, der Krach schlägt, ist immerhin zu riskieren. Die Antibabypille gibt es in der DDR kostenlos.

Meine Freundin leitet das Chefsekretariat in einer kleineren Firma und begleitet ihren Chef auch auf Geschäftsreisen. Vor einigen Tagen kam ich in dem Augenblick dazu, sie abzuholen, als sie am Telefon für die Dauer der Messe in Amsterdam ein Doppelzimmer bestellte. Sie bemerkte, daß ich das mitbekommen hatte, wurde ziemlich verlegen und stotterte etwas über einen Abteilungsleiter, für den sie das Zimmer besorgt habe. Glauben Sie, meine Freundin schläft mit ihrem Chef? – S. L., Duisburg.

Gegenfrage: Würden Sie mit Ihrer Freundin schlafen, wenn Sie ihr Chef wären?

So wie andere Männer die Fotos oder Locken ihrer Geliebten sammeln, sammle ich die Po-Abdrücke derjenigen, die mir

nahestanden. Ich habe schon eine ganze Reihe unterschiedlicher Gipsformen, die ich katalogisiere und an deren Anblick ich mich in der Erinnerung gern ergötze. Als ich dieser Tage wieder den Gips anrührte und meine neue Freundin bat, im Behälter zwecks Abdruck ihrer Po-Prints Platz zu nehmen, wies sie das entsetzt zurück und nannte mich einen perversen Wüstling. Nun bin ich unsicher geworden. Habe ich wirklich eine abartige Veranlagung? – D. H., Köln.

Des Menschen Spleen ist oft sein Himmelreich. In Chicago gab es eine Groopie-Gruppe, die „plaster-casters", die von jedem Popstar, der sie beglückt hatte, eine Gliedmaske abnahmen. Wenn die Dame nicht für Sie sitzen will, lassen Sie sie eben sitzen.

Japaner und Amerikaner haben immer nur Toilettenbrillen, in denen vorne ein etwa zehn Zentimeter langes Stück fehlt. Hat dies seinen Grund in „let him swing" oder gibt es dafür eine andere Erklärung? – M. R. Hennef.

Die Lücke soll vermeiden helfen, daß vorsitzende Toilettenbenutzer ihre Nachfolger mit Geschlechtskrankheiten anstecken.

Akademische Titel soll man für ein paar Dollar von exotischen Universitäten kaufen können. Wo werden solche Titel denn angeboten? Ich würde nur zu gern ein bißchen damit angeben. – W. M., Zürich.

Sie können für die meisten Branchen – außer für Medizin und Jurisprudenz – ein Diplom oder sogar einen Doktortitel kaufen. Sie müssen nur eine dieser Universitäten anschreiben und zusätzlich zum Antrag Ihren bisherigen beruflichen Werdegang schildern. Das genügt. Ein Diplom der Bradford University (c/o Palmer Enterprises, P. O. Box 1796, Altadena, California 91001) kostet etwa 100 Mark. Bei der Asean Technological University (The Registrar, G.P.O. Box 110, Singapore 1) kostet es rund 80 Mark und die Laurence University (c/o Associated Enterprises, P.O. Box 1741, Honolulu, Hawaii 96806) nimmt 60 Mark pro Titel. Wenn Sie sich die Urkunde bloß zu Hause an die Wand hängen, sich aber nicht öffentlich mit dem so erworbenen Titel schmücken, wird niemand nachprüfen, ob Sie wirklich etwas dafür geleistet haben.

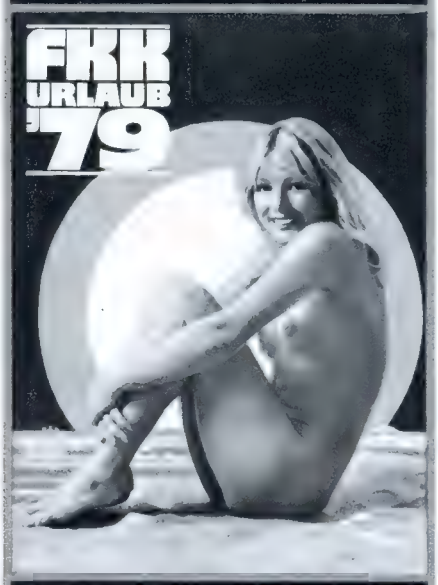
In Ihrem Januarheft berichten Sie von einem Liebespaar, das sich nicht voneinander lösen konnte, weil das Mädchen einen Scheidenkrampf bekommen hatte. Die Sache soll in der Turnhalle einer Berliner Schule passiert sein. Auch an meiner Schule wird von einem ähnlichen Fall geflüstert. Kommen solche Scheidenkrämpfe denn häufig vor? – R. M., Hamburg.

Sie kommen zumindest sehr häufig an Schulen vor, wenn man den Gerüchtemachern glauben darf. Merkwürdigerweise handelt es sich stets um Fälle, die Freunde von Freunden erzählt bekamen. Es hat den Anschein, als rechtfertigten pubertierende Jünglinge mit solchen Legenden nur ihre Angst, Erfahrungen beim anderen Geschlecht zu suchen.

Wenn ich meine Sportzeitung lese, wundert mich von mal zu mal, wieviele Weltmeistertitel es in ein und derselben Sportart innerhalb eines Jahres eigentlich geben kann. Und ich würde gern eine Sportart kreieren, bei der jeglicher, der einmal teilnimmt, einen Weltmeistertitel erwerben kann. Was raten Sie mir? – H. F., München.

Es ist doch ganz einfach. Sie vereinigen Ihre Freunde zu einem Verband der Hüpfer, laden Presse, Funk und Fernsehen zu Ihrer ersten Internationalen Meisterschaft ein und beklagen dabei, daß es vorerst so wenige internationale Gegner in dieser Sportart gibt. Darauf werden sich genügend Interessenten für eine Weltmeisterschaft melden. Es gibt mehr Verrückte, als Sie denken. Nun verteilen Sie die Austragung der verschiedenen Weltmeisterschaften im Hüpfen auf verschiedene Kurorte, denn die sind immer scharf auf derartige Veranstaltungen. Sie halten das für eine Tourismus-Attraktion und werden sofort für Ihr Turnier Reklame machen. Es gibt Viertel-, Semi- und Finalläufe zur WM, außerdem eine Winter- und eine Sommermeisterschaft. Dabei ist zu unterscheiden, ob auf Kunstbahn, Sandbahn,

»OHNE«
der natürlichste
Urlaub der Welt!



Urlaub voller
Lebensfreude
Sommer, Sonne,
Wind auf nackter
Haut. Nahtlose Bräune
an weiten Stränden.
Ruhe und Geselligkeit –
faul sein oder
sportlich aktiv – dazu
erstklassiger Service.

Sie wohnen immer
am Strand – elegant
oder rustikal – in Luxus-
hotels, Bungalows oder
Sommerhütten.

Fordern Sie unseren
großen
Farbbildkatalog PY3

OBONA
REISEN
6350 Bad Nauheim
Tel.: 06032-8984
Postf. 1449

auf Rasen, in Hallen oder bei Flutlicht gehüpft wird. Das ergibt schon zehn verschiedene WM-Disziplinen und ebensoviele Siegerurkunden. Dabei können Sie Ihre Weltmeisterschaften noch in Klassen unterteilen, sagen wir: Formel III bis Schuhnummer 36, Formel II bis und Formel I ab Schuhgröße 42. In diesen Klassen wiederum gibt es verschiedene WM-Titel für Damen und Herren, jeweils wieder unterteilt in Jugend, Senioren, Behinderte und Journalisten. Rechnen Sie nach: Sie können bereits 240 absolute Weltmeistertitel im Hüpfen vergeben. Damit ist der Vorrat an Titeln noch lange nicht erschöpft: Wie in anderen Sportarten üblich, können Sie nun noch untergliedern, in Mannschafts- und Einzelwertung, ob vor-, zurück- oder vor- und zurückgehüpft wurde, ob es um Sprint- oder Marathonstrecken ging, bergauf oder im Flachland, mit und ohne Gewichtsbeschränkung, mit Stiefeln, ohne Sauerstoffmasken, mit musikalischer Begleitung, ob Profi oder Amateur . . . Allein nach dieser kargen Aufzählung könnten Sie 69 120 Weltmeistertitel im Hüpfen austeilen. Wenn Ihnen darüber hinaus nicht genügend weitere Kriterien zur Untergliederung einfallen, empfehlen wir: Veranstalten Sie zwischen den Weltmeisterschaften ein Weltrekord-Meeting, einen Worldcup, oder melden Sie die Hüpfer zur Olympiade an.

Wieso eigentlich bezeichnet man den Liebesakt so prosaisch als „Nummer"? – P. G., Steckenborn.

Sozusagen der Ordnung halber, da es an die 500 Variationen gibt. So verteilten schon die alten Römer so etwas wie Geschenkgutscheine oder Kantinenbons für Bordellbesuche – sogenannte Tesserae (aus Knochen, Blei oder Terrakotta), wie sie heute noch in Pompeji zu besichtigen sind. Diese Jetons zeigten auf der Vorderseite eine bildliche Darstellung des Sexualakts, während die Kehrseite die Nummer der betreffenden Position (1 bis 16) trug.

Seit sieben Jahren arbeite ich als Fahrlehrer in einer Kleinstadt. Dabei ließ ich mir nie etwas zuschulden kommen. Vor zwei Wochen reizte mich jedoch eine gerade 18jährige Fahrschülerin durch gezielte Griffe dermaßen, daß es während der Unterrichtsstunde beinahe zum Verkehr kam. Da es während der Hauptstoßzeit war, also an Einparken nicht zu denken, ließ ich die Kundin nur walten und schalten. Seitdem geilt mich allein schon das Geräusch einer Kupplung oder das Quietschen einer Bremse dermaßen auf, daß ich meinen Beruf nicht mehr mit klarem Kopf ausüben kann. Was soll ich tun? – S. U., Krautheim.

Im Fuhrpark einer jeden Fahrschule stehen doch heute Autos mit Automatik zur Verfügung. Rein visuell wäre in diesen Vehikeln schon einmal die Gangschaltung eliminiert, was Sie sicher auf andere Gedanken bringt. Da sich bei Ihnen anscheinend eine Neurose anbahnt, sollten Sie sich in jedem Fall in sexualtherapeutische Behandlung begeben. Ansonsten können Sie sich auch ganz auf theoretische Fahrpraxis verlegen. Da kämen Sie weder mit Sitten- noch mit Verkehrspolizei in Konflikte.

Jemand hat mir von einer Pille erzählt, mit der man den Röhrchen-Promilletest der Polizei austricksen kann. Ist da etwas Wahres dran? – S. H., Celle.

Ja, wir haben uns in einem mühevollen redaktionsinternen Test überzeugt: Die „Alger-Dragees" verringern die „Fahne" eine halbe Stunde nach dem Einnehmen. Die Verfärbung der „Alcotest-Röhrchen" war um 50 Prozent geringer als bei den Testpersonen, die keine Dragees genommen hatten. Allerdings: Der Alkoholspiegel im Blut bleibt unvermindert hoch, und wer seines Fahrstils wegen zur Blutentnahme mitgenommen wird, dem helfen auch die lustigen Dragees nicht mehr (unverbindlicher Richtpreis pro Schachtel 7,50 Mark; Zentralvertrieb durch Margot Lakommy, Forellenweg 4, 3151 Lehrte-Hämelerwald.

HiFi-Fick und Stereo-Bums: Was ist das? – L. B., Dillenburg.

Es handelt sich um Variationen des „Flotten Dreiers". Stereo-Bums = ein Mann beschäftigt sich mit zwei Frauen abwechselnd. HiFi-Fick = eine Frau mit zwei Männern gleichzeitig.

Meine Freundin, ansonsten nicht gerade auf den Mund gefallen und auch sehr phantasiereich beim Liebesspiel, hat regelrechte Ladehemmung, wenn es darum geht, mir Vulgäres im „entscheidenden Moment" ins Ohr zu flöten. Sie behauptet, in der Erregung lediglich den wissenschaftlichen Fachausdruck parat zu haben. Sie redet lieber von den „Präliminarien des GV", statt herzhaft „Fick mich" zu fordern. Da sie allerdings – auch noch ohne es zu merken – die Fremdwörter falsch ausspricht oder völlig sinnwidrig einsetzt, kann bei mir von Anspitzen keine Rede mehr sein. Meine Frage: Gibt es spezielle Sprachförderkurse für artikulationsschwache oder -geschädigte Sexualpartner? Ich bin bereit, jeden Preis zu zahlen – Hauptsache, sie bringt's! – L. A., Braunau.

So weit uns bekannt ist, gibt es keine speziellen Sprachförderkurse für diesen Intimbereich. Falls sich für Sie und Ihre Freundin ernsthafte Probleme im Sexualleben ergeben, sollten Sie sich beide einem Sexualtherapeuten oder einer Eheberatung anvertrauen, die in jedem Fall Abhilfe wissen, und eventuell Privatstunden/Konversationsübungsstunden mit Ihnen abhalten.

Bei einer „vorübergehenden Sprachstörung" raten wir Ihnen zu dem Wörterbuch „Sex im Volksmund – der obszöne Wortschatz der Deutschen" von PLAYBOY-*Autor Professor Dr. Ernest Borneman (rororo-Taschenbuch 6852, 4,80 Mark). In diesem Wörterbuch finden Sie zum Beispiel Synonyme wie „Aufzimbeln – durch Fellatio aufregen", oder „Zirkus Salvarsani – Hospital für Geschlechtskrankheiten". Viel Spaß beim Abfragen!*

Ich habe – ohne Begleiterin – eine dreiwöchige Kreuzfahrt gebucht. Eine sogenannte offene Tischordnung, bei der man seinen Platz nach Belieben wählen kann, gibt es nur während des Frühstücks. Wie kann ich verhindern, daß ich 21 Tage lang Mittag- und Abendessen mit einem Rentnerehepaar einnehmen muß, das mir nicht liegt? – W. F., Fritzlar.

Der im Speisesaal aufsichtführende Obersteward-Assistent kann Sie einem Tisch für zwei, vier oder acht Personen zuweisen. Am besten geben Sie ihm gleich nach der ersten Mahlzeit ein Trinkgeld und bitten ihn, Sie künftig an einem Zweier- oder Achter-Tisch zu plazieren. Ideal für einen Alleinreisenden ist der Achter-Tisch, dort geht es am muntersten zu. Die interessantesten und am meisten zahlenden Passagiere schart der Kapitän um seinen eigenen Achtertisch.

Neulich schenkte man mir ein Fläschchen selbstgebrannten Obstler aus Österreich. Da die Prozente mir und meinen Gästen den Hals zuschnürten, legte ich ihn ins Tiefkühlfach und glaubte, danach würde er besser hinunterlaufen. Nun ist er trüb und hat an Qualität verloren. Bilde ich mir das nur ein, oder ist er jetzt wirklich reif für den Spülstein? – B. H., Bonn.

Nein, noch nicht. Sie können versuchen, ihn zu klären. Dazu kaufen Sie sich in der Apotheke sogenanntes Magnesia Usta, mischen es mit destilliertem Wasser, geben es zu Ihrem Obstler und filtrieren das Ganze durch einen Kaffeefilter. Sie können allerdings darauf verzichten, wenn Ihnen das trübe Aussehen Ihres Obstlers nichts ausmacht. Kalte Lagerung beeinträchtigt den Alkoholgehalt eines Obstlers nicht. Sie bewirkt allenfalls eine Trübung, weil bei Kälte nichtlösliche Stoffe (zum Beispiel ätherische Öle) sichtbar werden.

Alle ernsthaften Fragen – von Mode, Essen und Trinken, Platten, Autos bis zu persönlichen Problemen, Geschmacks- und Benimmverhalten – werden vom PLAYBOY *beantwortet, wenn ein frankiertes Antwortkuwert beiliegt. Unsere Anschrift: Playboy-Berater, Playboy-Redaktion, Augustenstr. 10, 8000 München 2. Fragen, die unsere Leser interessieren, werden jeden Monat veröffentlicht.*

Sie sind viel auf Reisen und müssen stets erreichbar sein... Aber wo und wie?

Mit dem Euro-Signal Empfänger von TE KA DE ist das Problem gelöst!

Mit einem optischen und akustischen Signal erreicht Sie jederzeit jede vereinbarte Nachricht. Vom Büro oder jedem anderen Telefon aus. Den Funkrufempfänger von TE KA DE gibt's als handlich kleines Taschengerät oder eingebaut in Ihrem Wagen.

Schicken Sie uns untenstehenden Coupon. Wir informieren Sie gerne über die heutigen Möglichkeiten moderner Kommunikation.

TE KA DE. Der Spezialist für Nachrichtentechnik.

TE KA DE

TKA 6/78

Sagen Sie mir mehr über TE KA DE:

PY

- Europäischer Funkrufdienst Euro-Signal
- Autotelefone BSA 31
- Sprechfunkgeräte
- Nebenstellenanlagen EBX 100

TE KA DE Felten & Guilleaume
Fernmeldeanlagen GmbH Abteilung VBW
Postfach 4943 · 8500 Nürnberg 1
Tel. (0911) 526484 · Telex 06-23286

Name/Firma _____

Anschrift _____

Wenn Sie sich erlauben können, das zu tragen, was Ihnen wirklich Spass macht.

Sommer-Anzüge — nicht gefüttert, kaum gepolstert, herrlich leicht und unendlich bequem.

Kleider, in denen Sie sich hundertprozentig wohlfühlen. Aus echten Materialien, bequem geschnitten und so verarbeitet, dass sie manches überstehen. Wenn Sie Sachen mögen, die in Farbe und Stil zusammenpassen und sich je nach Lust, Laune und Tageszeit problemlos kombinieren und ergänzen lassen. Wenn Sie zu denen gehören, die sich kaum um Mode kümmern und doch immer gut angezogen sind. Dann machen wir genau die richtigen Sachen für Sie.

McGREGOR®

Und das sind die richtigen Adressen:
Bocholt: Haffke **Celle:** Kobbe **Duisburg:** Haffke **Duisburg:** Hammje **Euskirchen:** HOSENKÖNIG **Frankfurt:** Haar **Gummersbach:** Bremicker **Hamburg:** Franck **Hanau:** Haus & Hasselbaum **Heide:** Biehl **Kiel:** Witte **Lippstadt:** Der Herr **Oldenburg:** Bergland **Paderborn:** Kleine **Pinneberg:** Scheurer **Siegburg:** Schneller **Unna:** Captain Morgan **Viersen:** Genenger **Wesel:** Haffke **Zweibrücken:** Goebes

INSIDER

Bieten auf Auktionen: Tricks, die man kennen sollte

WER DIE NERVEN hat, die Freundin für den Einkaufsbummel mit einem Blankoscheck auszustatten, braucht auch vor Auktionen keine Angst zu haben. Wichtig zu wissen: Kunst versteigern darf grundsätzlich jeder, der einen Gewerbeschein hat. Nur bei Zwangsversteigerungen muß ein beeidigter Auktionator oder der Gerichtsvollzieher mitwirken. Und das aus gutem Grund: Der Zuschlag an einen Bieter beendet das Eigentumsrecht des Vorbesitzers. Haben Sie zum Beispiel ein gestohlenes Fahrrad privat oder bei einem Händler *gekauft*, so kann es Ihnen der Bestohlene unter dem Hintern wegziehen, und es ist Ihre Sache, von wem Sie Ihr Geld wiederkriegen. Haben Sie das Rad jedoch *ersteigert*, so gehört es Ihnen unwiderruflich. Sie können damit vor den Augen des ehemaligen Besitzers auf und ab fahren – gegen Sie hat er keinerlei Rechtsanspruch.

Wenn Sie Einlieferer sind, also ein Stück aus persönlichem Besitz versteigern lassen möchten, so können Sie sich mit dem Versteigerer vorher auf ein Limit einigen. Das bedeutet: Ihr Stück darf nicht unter dem abgesprochenen Mindestverkaufspreis zugeschlagen werden. Unabhängig davon setzt der Auktionator seinen Schätzpreis fest. Der soll in etwa dem Marktpreis entsprechen. Zu zwei Dritteln bis drei Vierteln vom Schätzpreis wird das Objekt in der Auktion ausgerufen. Die Gebote der Interessenten erfolgen durch deutliche Handzeichen. Gerüchte, die besagen, der Auktionator habe eine ausgesprochene Jagdhundmentalität – schon durch unkontrolliertes Bohren in der Nase riskiere man den unbeabsichtigten, ruinösen Kauf eines van Gogh oder Michelangelo –, sind frei erfundene Hollywood-Gags. Sie können jedoch mit dem Auktionator vorher ein Zeichen verabreden, wenn Sie anonym mitbieten wollen („Ich gehe solange mit, bis ich unauffällig meine Brille zerbreche" oder ähnliches). Wenn Sie an der Auktion nicht persönlich teilnehmen wollen und dennoch an einem Gegenstand interessiert sind, so können Sie einem anderen (das kann auch der Auktionator selbst sein) den Auftrag geben, für Sie in den Ring zu steigen. Deswegen bietet der Auktionator oft selber mit. „180 noch bei mir, 200 im Saal hinten

rechts, 220 vorn rechts, 250 noch bei mir, 300 ganz vorn, niemand mehr? 300 zum ersten, zweiten und dritten." Der Versteigerer hatte hier einen Kaufauftrag, der bei 250 Mark lag. Erfolgt der Zuschlag bei 300 Mark, so sind in Wirklichkeit 363 Mark fällig. Denn 15 Prozent Aufgeld verlangt der Auktionator – und sechs Prozent Mehrwertsteuer für Kunstobjekte der Staat.

Auch dem Einlieferer zieht der Auktionator 15 Prozent vom Erlös ab. Dafür muß der Auktionator die Räume stellen, das Objekt katalogisieren, seinen Zustand gewissenhaft beschreiben und das Interesse des Einlieferers wie des Käufers treuhänderisch wahrnehmen.

Ein paar raffinierte, wenn auch nicht immer legale Tricks können einer Auktion einen besonderen Effet geben:

Trick 1: Fängt das Bieten unterhalb des Schätzpreises an und wird das Limit nicht erreicht, so schlägt der Auktionator das Objekt oft einem chiffrierten Auftrag zu. Gibt es diesen Auftrag wirklich, oder ist er nur fiktiv, um das Objekt nach außen hin nicht als unverkauft zurückgehen zu lassen? Das weiß zunächst nur einer: der Auktionator. Und später bei der Rückgabe der Einlieferer. Grund für dieses Verwirrspielchen: Die Unverkäuflichkeit eines Stückes kann durch Zuschlag an einen fiktiven Auftrag kaschiert werden. Und das ist wichtig, denn ein Gegenstand, der bei einer großen Auktion offiziell zurückgeht, ist für längere Zeit eine „Leiche".

Trick 2: Zwei Leute bieten gegeneinander. Sie steigern sich gegenseitig hoch. Ist der eine vielleicht der Einlieferer oder ein von ihm Beauftragter, der den Preis „anheizt"? Bleibt er auf seinem eigenen Gebot sitzen, sind in jedem Fall 15 Prozent an Gebühren beim Teufel – oder besser beim Auktionator. Erlaubt sind derartige Tricks allerdings nicht.

Trick 3: Das „Kippe machen" – eine vor allem in England und Frankreich beliebte Methode – erweckt bei sämtlichen Versteigerern übelste Horrorvisionen. Um sich nicht gegenseitig hochzusteigern, bilden mehrere Interessenten einen Pool. Nur einer von ihnen bietet in der Auktion. Anschließend arrangiert man sich privat. Auktionator und Einlieferer haben das Nachsehen.

Auf einer Auktion sollte man sich grundsätzlich an zwei goldene Regeln halten:

- Nie etwas ersteigern, was man nicht vorher angesehen oder geprüft hat; denn hat man ein Kunstobjekt erst ersteigert, ist Reklamieren meist erfolglos. Der Auktionator, der seiner Sorgfaltspflicht in der Katalogbeschreibung genügt hat, haftet nicht.
- Vorher genau festlegen, wieviel man ausgeben will. Keine Mark mehr bieten. Nicht vergessen: 21 Prozent kommen auf den Zuschlag noch drauf.

INSIDER

Nummernkonten: Wie man sein Geld unsichtbar macht

„OH, GOTT", stöhnt Jan Philipp nach dem dritten Presto-Cocktail. „Ich muß mein Geld in Sicherheit bringen." Jan Philipp lebt in Scheidung, und da heißt es: alle Konten auf den Tisch, damit der Richter den Versorgungsausgleich berechnen kann.

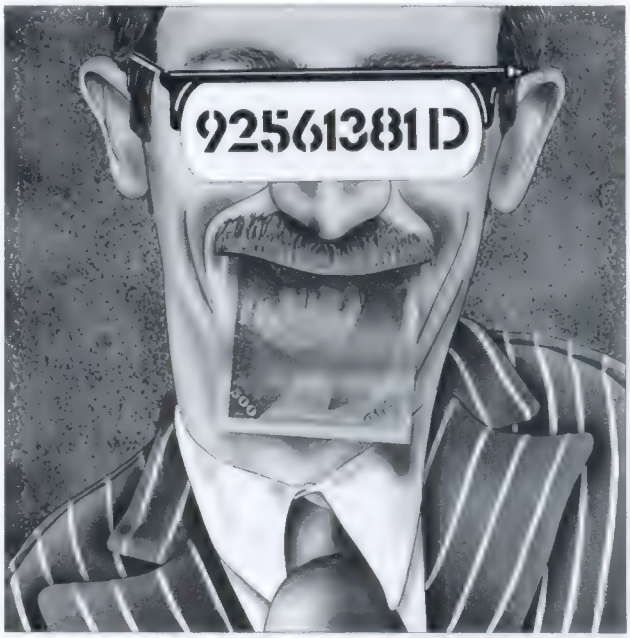
„Wenn meine Frau die Auszüge sieht, hetzt sie mir die Steuerfahndung auf den Hals", sagt Jan Philipp.

„Du hast doch ein Nummernkonto", sage ich.

„Ist doch auch nicht mehr sicher, seit die Schweizer mit Bonn und Washington diese Rechtshilfeabkommen geschlossen haben, und Steuerfahnder unter dem Vorwand einer Verbrechensaufklärung an jedes gewünschte Konto herankommen."

Am nächsten Tag setzen wir uns zusammen und knobeln eine Strategie aus, mit deren Hilfe Jan Philipp sein Geld vor dem Zugriff seiner Frau bewahren kann.

- Das alte Nummernkonto A bleibt bestehen, um seine Ehefrau und die Steuerfahnder abzulenken.
- Dann richten wir das neue Nummernkonto B ein. Jan Philipp hat 100 000 D-Mark in bar genommen (Landeswährung darf man in die Schweiz nur bis zu einem Betrag von 20 000 Franken pro Quartal einführen), und damit sind wir zur nächsten Großbank am Zürcher Paradeplatz gegangen. Jan Philipp muß seinen Paß vorlegen, wird mit Namen und Adresse in ein Buch eingetragen (in das nur zwei Direktoren Einblick haben) und bekommt seine Nummer, eine Kombination aus vier Buchstaben und vier Zahlen. Die Kontoauszüge bleiben bei der Bank. Nur gegen Nennung der Nummer werden sie ausgehändigt.
- Vom Nummernkonto A, das als Fehlfährte für Ehefrau und Fahnder stehenbleibt, hebt Jan Philipp 300 000 D-Mark ab. Das Geld bekommt sein Anwalt, Dr. M., der damit in Zürich zur größten Privatbank geht und ein Konto auf den Namen „eines Klienten" eröffnet, ein sogenanntes Rubrikkonto. Den Namen des Auftraggebers darf er nicht nennen, denn das verstieße gegen seine anwaltliche Schweigepflicht.
- Weitere zwei Millionen – Jan Philipp ist nicht unvermögend – gehen jetzt vom Nummernkonto A ab. Diesmal in Form von Aktien. Wir nehmen die Stücke, wie Aktien offiziell bezeichnet werden, in zwei Koffern mit. Jan Philipp hat durch einen Treuhänder in Vaduz einen „Trust" gründen lassen. Wir nennen ihn „Valorissima". Dieser Firma gehören nun die beiden Koffer mit den Aktien. Der Trust, wiederum vertreten durch Anwalt Dr. M., eröffnet ein weiteres Nummernkonto, diesmal in Basel. Im Bankbuch steht die Nummer (drei dreistellige Zahlen) und daneben „Valorissima, Trust, Vaduz". Wem gehört der Trust? Praktisch niemandem. Denn in seinem Bankschließfach (Zürich, Bahnhofsstraße) hat Jan Philipp eine Zessionsurkunde, auf der das Eigentum an der „Valorissima" abgetreten wurde. An wen? Tja, der Name ist nicht ausgefüllt. Da er freilich die Blanko-Zession besitzt, besitzt er auch den Trust, und mit dem Trust die zwei Millionen D-Mark in Aktien. Wer also weiß, wem der Trust gehört? Niemand. Risiko für Jan Philipp: Jemand schweißt sein Schließfach auf und klaut die Blanko-Urkunde.
- Jetzt fahren wir zu einer kleinen Bank in Genf. Dort zahlt Jan Philipp einen Bank-Scheck (Übertragung vom Nummernkonto A) ein. Eine Million D-Mark. Die Bank wird in Zukunft das Geld für Jan Philipp verwalten, mit allen Vollmachten. Wer aber weiß, daß mein Freund ein Konto in Genf hat? Die beiden Associés der Bank und Jan Philipp. Sonst niemand.
- Auf dem Rückweg über Österreich machen wir in Dornbirn Station. In der Sparkasse am Platze eröffnen wir ein Konto. In Schillingen, anders geht das in Österreich leider nicht. Immerhin im Gegenwert von 500 000 D-Mark. Jan Philipp eröffnet das Konto als „Klaus Müller". Dazu nennt er ein Kennwort (geheim). Ausweise und Papiere will niemand sehen. Wann immer Jan Philipp das Sparkassenbuch vorlegt und das Kennwort sagt, bekommt er von seiner halben Million soviel, wie er abheben will.
- In Luxemburg ist es dann noch immer so wie früher: Mein Freund legt seine letzte Million (von den ursprünglich sechs Millionen auf dem Nummernkonto A) auf einem traditionellen Nummernkonto an. Nur ein Direktor weiß, wer Jan Philipp ist. Dieses Konto wird in D-Mark geführt.



Zwar würde auch die Luxemburger Bank Roß und Reiter nennen, wenn bundesdeutsche Fahnder im Zuge der Verbrechensbekämpfung um Kontenpreisgabe einkämen – aber wer weiß schon, daß Jan Philipp aus Hamburg ausgerechnet in Esch ein Nummernkonto hat?

Mein Freund sieht jetzt seinem Scheidungsprozeß gelassen entgegen, und den Presto hastet er auch nicht mehr so herunter.

Die Reise in die Nummernkonten-Paradiese Barbados, Bahamas oder Curaçao will er erst antreten, wenn die Sache mit dem Trust aufgeflogen ist.

Viel mehr als nur ein Stück Gold. Die 100-Rubel-Goldmünze „Velodrom".

Entscheidend ist der hohe numismatische Wert dieser Goldmünze zu Ehren der Radwettbewerbe der Olympischen Spiele 1980 in Moskau, der sich ergibt aus der Seltenheit, der historischen Bedeutung und dem künstlerischen Ausdruck der Münze.

Die Seltenheit. Die Auflage dieser dritten von insgesamt sechs 100-Rubel-Goldmünzen zu Ehren der Olympischen Spiele 1980 ist streng limitiert auf 130.000 Exemplare weltweit. Das garantiert die Staatsbank der UdSSR. Die Zuteilung für West-Europa beträgt 55.000.

Die historische Bedeutung. Welche Bedeutung die Regierung der UdSSR den ersten Olympischen Spielen in ihrem Lande beimißt, zeigt sich daran, daß sie erstmalig seit dem XV. Jahrhundert wieder goldene Gedenkmünzen prägen läßt.

Der künstlerische Ausdruck. Der bekannte Graveur Alexander Jermakow hat diese Münze gestaltet. Die Vorderseite zeigt das Staatswappen der UdSSR und den Münzwert. Auf der Rückseite erscheint in feinster Ziselierung das neu erbaute Velodrom von Krylatskoje mit 6.000 Sitzplätzen.

Alles dies zusammen macht die 100-Rubel-Goldmünze „Velodrom" zu einem numismatischen Wertobjekt, das mehr ist als ein Stück Gold.

Charakteristika der 100-Rubel-Goldmünze	
Durchmesser:	30 mm
Stärke:	1,8 mm
Gewicht:	17,28 g
Gold:	15,55 g
Feingehalt:	900/1000 Feingold

Es gibt eine Polierte-Platte-Version und eine Stempelglanz-Version.

Erstmalig werden zu Ehren Olympischer Spiele Platinmünzen geprägt. Jetzt steht die 2. von insgesamt fünf 150-Rubel-Münzen zum Verkauf. Auflage: 40.000 Exemplare weltweit – garantiert durch die Staatsbank der UdSSR. Das ist die geringste Auflage aller Olympia-Münzen der Neuzeit.

Auf der Rückseite der olympische Diskuswerfer – der berühmten Statue des Myron (V. Jahrhundert v. Chr.) in unvergleichlicher Schönheit bildhaft nachempfunden. Auf der Vorderseite das Staatswappen der UdSSR und der Münzwert.

Die Münzen erhalten Sie bei Banken, Raiffeisenbanken, Sparkassen, Münzgeschäften und Münzenversandhändlern.

Offizielles Zahlungsmittel. Herausgegeben durch die Regierung der UdSSR aus Anlaß der Olympischen Spiele 1980 in Moskau.

OLYMPISCHES MÜNZPROGRAMM MOSKAU 1980

NCO-G3-D-LINTAS

Der Regisseur.

Telefunken. Erfa

Das Studio.

Das HiFi-Rack 500 von Telefunken bringt zur vollendeten Technik das anspruchsvolle Design. Es faßt hochwertige HiFi-Bausteine zu einer Anlage zusammen, die sich bequem bedienen läßt und perfekt geschützt ist.

Die Technik:
Das HiFi-Rack 500 hat eine abklappbare Rückwand zur leichten Geräte-Plazierung, eine eingebaute UKW-Antenne, eine 3-fach Steckdose und ist fahrbar auf 4 Doppelrollen. Es kann mit folgenden Geräten bestückt werden:

Receiver:
TR 500 hifi mit 2 x 120 Watt oder TR 300 hifi mit 2 x 50 Watt.

Cassettendeck:
TC 400 hifi mit elektronisch geregeltem Tacho-Gleichstrommotor und IC-DOLBY*-Processor.

Plattenspieler:
S 800 hifi oder S 900 hifi mit Direktantrieb und beleuchtetem Stroboskop.

*Warenzeichen der DOLBY Laboratories Inc.

Telefunken im Fachhandel. Zur Qualität kommen Beratung und Service.

Ausführliche Informationen erhalten Sie bei Ihrem Fachhändler oder von Telefunken, Abt. Werbung 2, Göttinger Chaussee 76, 3000 Hannover.

TELEFUNKEN
Ein Unternehmen des AEG-TELEFUNKEN Konzerns

hren im Erfinden.

DAS PLAYBOY FORUM

Auf Ehre und Gewissen: Würden Sie für Deutschland sterben?

HALBHERZIG

Interessant: die unterschiedliche Bereitschaft zum Heldentod in den verschiedenen Ländern. Beispiele: Philippinen 89 Prozent, USA 68 Prozent, Bundesrepublik 41,5 Prozent, Frankreich 22,5 Prozent der Befragten. Manche lernen's eben nie.

Marius Hain
Schriftsteller
Murnau

SPÄTE FRAGE

Es ist mir außerordentlich peinlich, daß ich diese für weite Kreise sicher ehr interessante Frage weder mit einem „Ja" noch mit einem „Nein", auch nicht mit einem „Vielleicht doch" oder mit einem „Grundsätzlich nicht" beantworten kann. Die Frage erstaunt mich nicht, beleidigt mich nicht und fasziniert mich nicht. Sie läßt mich nicht einmal kalt. Natürlich könnte ich als Kabarettist allerlei großdeutschen Nonsens erfinden oder alte Pointen aufbrühen. Aber zu allem hab ich keine Lust. Und keine Zeit. Die Frage kommt zu spät. Gestern hätte ich vielleicht noch gedacht, na ja, Schwarzwald, Lüneburger Heide, Bach, Goethe und so weiter, aber ausgerechnet heute kann ich mich selbst damit nicht trösten. Und je mehr ich mir diese vermaledeite Frage durchbuchstabiere, um so mehr entfernt sie sich von mir.

Dann schon lieber in Grönland auf der Suche nach nichts erfrieren oder an der Eiger-Nordwand abstürzen, obwohl das auch dummes Zeug ist.

Hanns Dieter Hüsch
Kabarettist
Mainz-Bretzenheim

ERSATZBEFRIEDIGUNG

Im Namen Deutschlands sind zu viele Menschen gestorben. Für die Patrioten des Vormärz, der Novemberrevolution und des 20. Juli war Deutschland ein Synonym für die Einigung der Territorialstaaten, für Befreiung von preußischer Obrigkeit und von Hitlerfaschismus. Für ein neues und ein besseres Deutschland gaben sie ihr Leben auf Barrikaden, in Zuchthäusern und Konzentrationslagern.

In der Tradition des Obrigkeitsstaates war die deutsche Idee immer verknüpft mit Leid, Unterdrückung und Tod. Deutschland bot Ersatz für ungelebtes Leben. Mit „Deutschland, Deutschland über alles" auf den Lippen suchten Männer den Heldentod.

In Mogadischu waren junge Grenzschutzbeamte bereit, ihr Leben für Deutschland zur Disposition der Mächtigen zu stellen. Zum erstenmal feierten – wie die *Bild*-Zeitung schrieb – die Westdeutschen wieder „junge Helden". Befriedigt beschrieb auch der Kanzler das neue Staatsgefühl und bot den Jugendlichen ein neues Vorbild an: „Der Einsatz des Lebens für die Gesamtheit der Bürger, für die Demokratie gilt – manche hatten es vielleicht schon vergessen – mehr als das Streben nach Materiellem . . . Hier wurde ein Vorbild gesetzt für die jungen Menschen in unserem Lande."

Es ist wieder an der Zeit, Deutschland als fixe Idee zu demontieren.

Gerhard Paul
Soziologe
Königstein

NEUGIER

Mal eine Gegenfrage: Würde Deutschland auch für mich sterben?

Bernd Kaul
Privatschüler
Hamburg

DIE NASE VOLL

Das Debakel begann für mich natürlich in der Nazizeit. Das Staatliche Vereinigte Dom- und Kloster-Gymnasium von Magdeburg, einst eine der traditionsreichen humanistischen Schulen Deutschlands, war von den braunen Machthabern bereits auf Vordermann gebracht worden. Von Humanismus keine Spur mehr. Wir wurden mit dem viel mißbrauchten Wort von Horaz „Dulce et decorum est pro patria mori" darauf abgerichtet, möglichst schnell den Heldentod anzuvisieren. Einer der Studienräte, der uns einpaukte, „süß und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben", hatte das Langemarck-Gemetzel vom Ersten Weltkrieg überlebt; er trug sein Glasauge wie einen Orden. Wir barbarischen Humanisten witzelten, er besitze nur noch die halbe Ehre, denn er habe ja lediglich ein Auge fürs Vaterland geopfert und nicht sein Leben. Doch das System funktionierte: Drill schaffte das Denken ab, Gefühle marschierten im Gleichschritt. Fassungslos bemerkte ich, wie viele meiner Jugendgefährten das „völkische Leuchten" in den Augen bekamen, wenn die Sondermeldungsfanfaren von allen Fronten Siege schmetterten. Bluttriefende Siege im Auftrag von politischen Verbrechern. Die meisten aus meiner Klasse blieben konsequent: Sie fielen „für Volk und Vaterland" oder wurden zu Krüppeln geschossen. Schlimmer: „In stolzer Trauer" brüsteten sich Mütter, denen die Menschlichkeit abhandengekommen war, mit dem Sterben ihrer uniformierten Söhne. Die in den Lagern umgebrachten Deutschen, Polen, Russen, Holländer bekamen kein Eisernes Kreuz umgehängt, keine Todesanzeige meldete den Mord. Und das alles geschah im Namen von Deutschland. Sie wundern sich, Herr Major, daß ich Pazifist bin, daß mein Sohn Kriegsdienstverweigerer ist? Ich habe in jenen Jahren, in denen ich für Deutschland sterben sollte, mein Gehirn nicht abgeschaltet, mein Herz nicht verpanzert. Ich habe für das Überleben gekämpft, und ich habe leben gelernt.

Ich habe nichts vergessen, was war, und ich will nicht vergessen, daß die Befehle zum Völkermord in deutscher Sprache gegeben und in deutscher Uniform ausgeführt worden sind.

Reinhart Hoffmeister
Fernsehmoderator
Schlangenbad

LONELY BOY

Wenn ich sterbe, dann aber doch bestimmt nur für mich alleine.

Peter Schad
Student
Wuppertal

DISCO-DESERTEUR

Durch die einseitige politische Umerziehung nach 1945 ist die deutsche Nachkriegsgeneration mit ihrer Lieber-rot-als-tot-Mentalität zu einer egoistischen, geschichtslosen Konsumgesellschaft ohne gesundes nationales Selbstbewußtsein geworden. Die Deutschen sind praktisch aus ihrer Geschichte ausgetreten und leben sich aus in einer materialistisch eingestellten Gesellschaft ohne nationale Identität und Tradition. Frei nach dem Motto: Die Freiheit des einzelnen ist alles, die Gemeinschaft ist nichts. Dieses Vakuum, die

"R6 hat's: viel Geschmack mit leichtem Tabak."

R6-Tabak-Aroma-Übertragung. Das Aroma würziger Tabaksorten wird auf die leichten Tabake der R6 übertragen.
Nikotin 0,4 mg, Kondensat 8 mg (Durchschnittswerte nach DIN)

REEMTSMA
R6

Interesselosigkeit an der Zukunft des deutschen Volkes, der Nationalmasochismus im Mea-culpa-Büßerhemd wird natürlich vom Ausland ausgenutzt, wo nationale Geschichte selbstverständlich und stolz gepflegt wird.

Deshalb ist es meines Erachtens vorprogrammiert, daß zum Beispiel im Kriegsfall wahrscheinlich die Hälfte der Diskotheksoldaten zu desertieren versucht – bei der derzeitigen „Kampfmoral" und dem „Feindbild" der Bundeswehr. Verwunderlich ist dies nicht, wenn seit 1945 die soldatischen Leistungen und der Opfermut der Vätergeneration in den Dreck gezogen und als verbrecherisch dargestellt werden. Und für welches Deutschland sollen die „Uniformbürger" eigentlich sterben? Für West-, Mittel- oder Ost-Deutschland? Ich muß für eine Wehrdienstverweigerung Verständnis aufbringen und zugeben, daß auch ich nicht freiwillig bereit wäre, für die kapitalistische Rumpfrepublik BRD, die besser als 51. Staat zu den USA passen würde, oder für die ostdeutsche kommunistische Teilrepublik von Moskaus Gnaden zu sterben.

Aber ich gebe zu, daß ich für ein wiedervereinigtes „Deutsches Reich" (in den Grenzen von 1937, stark + neutral) mein Leben einsetzen würde. Wer dagegen protestiert, ist entweder ein Kosmopolit, ein Defätist oder ein Feigling, der Angst vor dem Sterben hat. Aber sterben müssen wir alle einmal. Warum also nicht ein sinnvolles Opfer bringen, wenn man die nationale Einheit unseres Volkes bejaht? Denn nur das Volk ist verloren, das sich selbst aufgibt.

Ich bin übrigens vom Jahrgang '39.

Helmut Hoffmann
Stadtamtmann
Landau/Pfalz

WAHNSINN

Ich glaube kaum, daß sich aus meiner als aggressiv geltenden Generation einer für so einen Wahnsinn hingeben würde. Wenn „die da oben" sich nicht einigen können, warum sollte dann der einfache Soldat dafür geradestehen? Für „Vaterland – Freiheit – Demokratie"? Auch die andere Seite gibt immer wieder die alten, abgedroschenen Phrasen zum besten. Die heutige Jugend scheint anders zu denken. Wie sonst hätte die Zahl der Wehrdienstverweigerer während der Zeit ohne Gewissensprüfung so steigen können? Und warum wohl ist die Zahl jetzt wieder so stark rückläufig? Weil viele halt Scheu haben, die zum Teil sehr persönlichen, aber auch tückischen Fragen zu beantworten beziehungsweise auf die Fragestellung hereinfallen.

Von wegen Drückeberger. Beim Bund schiebt man nach der Grundausbildung eine ruhige Kugel; als Ersatzdienstleistender aber darf man sich die ganze Zeit für einen Hungerlohn abschinden.

Michael Lang
Schüler
Köln

LETZTER WILLE

Nach eingehender Beratung mit meinem Rechtsanwalt habe ich mich zu folgender Formulierung durchgerungen: Schon heute möchte ich vorsorglich mitteilen, daß der in München wohnende und praktizierende Journalist Frank G. Knop bei seinem Ableben sein Sterben dem Freistaat Bayern widmet.

Darüber hinaus – den jeweiligen Staatsverträgen Rechnung tragend – möge mein Sterben noch dem Gemeinwohl eines vereinten Europa dienen.

Frank G. Knop
Journalist
München

HOHE IDEALE

Der Begriff „Vaterland" ist für mich eine Abstraktion. Ein gefährlicher Begriff, mit dem sich leicht verführen und manipulieren läßt. Ob wir auf der Fahne den Davidstern oder eine Mohnblume haben, halte ich für unwichtig. Warum ich dennoch schon 1957 als aktiver Soldat gekämpft habe und bei jedem Krieg mit der ersten Maschine nach Israel geflogen bin? Weil es Werte gibt, die ein Mensch über sein Ich zu stellen bereit ist. In Israel kämpfen wir nicht um den Begriff Vaterland, sondern wir verteidigen unsere Lebensart, unser Lebensrecht. Wenn ich unter einem bestimmten Regime leben müßte, das meine Würde als Mensch nicht achtet, würde ich bestimmt dagegen kämpfen. – Früher hatte der Jude keine Alternative. Heute haben wir Israel, ein Land, wo unser Glaube und unsere Lebensart weitergeführt werden. Es lohnt sich, dafür auch zu kämpfen.

Samy Molcho
Pantomime
Wien

LANGES SIECHTUM

Als Junggesellensteuer-Zahler liege ich doch schon seit Jahrzehnten für Deutschland in den letzten Zügen!

Horst Ruthenbeck
Angestellter
Leverkusen

DURCH EID VERPFLICHTET

Diese Frage beantworte ich ohne zu zögern mit „Ja". Das Kriegsende erlebte ich als 26jähriger Major. Ich habe mich damals oft gefragt – und keine Antwort darauf gefunden –, warum ich am Leben blieb, während so viele andere – und nicht nur Soldaten – sterben mußten. Der Krieg und der Tod erwiesen sich – und nicht erst am Kriegsende – als so völlig sinnlos.

Elf Jahre später habe ich dann bei der Bundeswehr einen Eid geleistet, der das enthält, was heute von jedem Soldaten in unserem demokratischen Rechtsstaat gefordert wird: „Der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen." Mich verpflichtet dieser Eid, mich im Frieden dafür einzusetzen, daß uns der Frieden erhalten bleibt. Wenn ich mir als Deutscher die Geschichte unseres Volkes vor Augen führe, mir unsere heutige Situation in einem freien Europa vergegenwärtige, dann weiß ich, daß unser Staat es wert ist, ihm mit aller Kraft in der Gemeinsamkeit seiner Bürger zu dienen. Mein Ziel ist es, dazu beizutragen, daß keiner mehr für Deutschland sterben muß, sondern jeder für Deutschland leben kann. Wenn es aber notwendig sein sollte – und dies schließt mein Eid in letzter Konsequenz ein –, bin ich als überzeugter Bürger unseres Staates bereit, mein Leben für Recht und Freiheit unseres Volkes einzusetzen.

Horst Hildebrandt
Generalleutnant
Inspekteur des Heeres
Bonn

BEWEIS FEHLT

Zwar dichtete Johann Christian Günther im 18. Jahrhundert: „Schön stirbt sich's vor das Vaterland", doch hat noch keiner, der es selbst ausprobiert hat, bestätigen können, ob die Behauptung des schlesischen Dichters auch zutrifft.

Dr. Hartmut Rudolph
Kirchenhistoriker
Marburg

LIEBER LEBEN

Wenn es sinnvoll sein soll, für etwas zu sterben, so muß es logischerweise noch sinnvoller sein, dafür zu leben. Nur das Weiterleben ermöglicht immer neuen Einsatz für die Sache, während der Tod eine einmalige, nicht wiederholbare und nicht fortsetzbare Angelegenheit ist. Und ob überhaupt von diesem „so schrecklich endgültigen" Ereignis noch eine Wirkung ausgeht – das zu bestimmen liegt eben nicht mehr in der Macht dessen, der sich gerade aus dem Leben verabschiedet hat.

Immerhin mag für mich tröstlich sein, zu glauben, daß mein Sterben einer Idee dienen soll, die ich für wichtiger erachte als mein eigenes, ja nicht übermäßig bedeutsames Dasein. Ist Deutschland eine Idee? Zweifellos nicht; denn wenn ich diesen Begriff inhaltlich bestimmen soll, zeigt sich schnell, daß es sich in Wahrheit um einen Mythos handelt; entweder um den blassen Mythos vom Vaterland, oder aber um einen zwar direkteren, aber auch

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 42)

0179 v. Khuon & Partner

®berri

Moda Berri

COMBINAZIONE 3

FÜR SIE UND IHN
SPORTBLOUSON IN
GROBLEINENSTRUKTUR
SPORTHEMD MIT AJOUR-
EFFEKT
PULLUNDER, HEUFARBEN
BUNDFALTENHOSE, SCHILF
STRICKKRAWATTE, NATUR

MODA BERRI GERMANY: D-8402 REGENSBURG · SWISS: CH-6900 LUGANO MASSAGNO · AUSTRIA: A-5020 SALZBURG · USA: NEW YORK, 608 FIFTH AVENUE

WIR VOM PLAYBOY

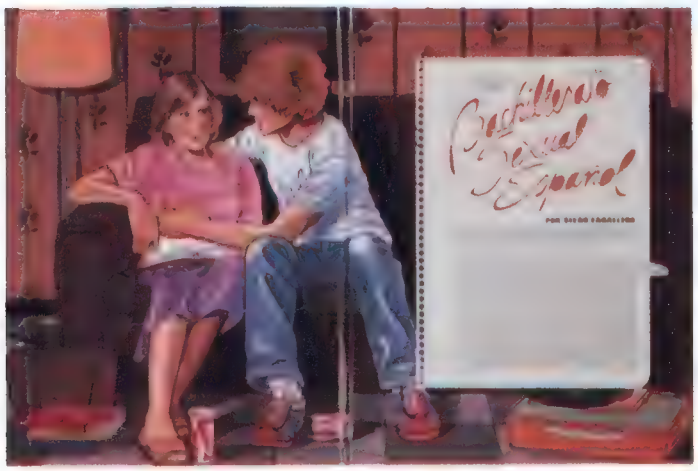
Australien, Brasilien, Deutschland, Frankreich, Italien, Japan, Mexiko, Spanien, USA – neunmal auf der Welt. Und irgendwo ist immer was los

PRIORITÄTEN

Was ist auf dem fünften Kontinent noch wichtiger als Sex? Antwort: Kricket. Selbst das PLAYBOY-Covergirl Rosemary präsentiert sich jetzt im Kricket-Dreß.

SINNESWANDEL

So ändern sich die Zeiten! Als die Philippinen vor Jahresfrist gezielt auf Touristenfang gingen, war kein PLAYBOY-Abgesandter unter den deutschen Journalisten vertreten, die zur Kontaktaufnahme ins Inselreich gebeten wurden. Die First Lady des tropischen Paradieses, so wurde bedeutet, wolle Bilder ihrer Inseln nicht neben blanken Busen sehen. Kam Zeit, kam Tat: In Manila ist jetzt ein Playboy-Club eröffnet worden – der zwölfte auf der Welt –, und als Ehrenpräsidentin saß und strahlte Imelda Marcos: Ein Schmetterling hat sich entpuppt.



TINA MACHT SICH

Auch das Handtuch konnte nicht verbergen, was Tina Presley zu bieten hat: 91–88–91. Und weil sich Tina als PLAYBOY-Titel im Oktober 1977 so gut machte, schickten wir sie noch einmal für eine Fotoserie unter die Dusche. Fortan konnte Tina über Aufträge als Fotomodell nicht klagen. So lernte sie Rudi Carrell kennen – und der hat sie nun als Assistentin für seine Show verpflichtet – angezogen.

PRÜFUNG NICHT BESTANDEN

Wie verliert man seine Jungfräulichkeit? Welche Auswirkungen hat Nikotin auf die Geschlechtsorgane? Haben die Hoden irgendeinen Sinn? Diese und andere Fragen stellten 17-jährige Schüler der Oberstufe eines gemischten Gymnasiums in Madrid bei einer Untersuchung über das sexuelle Verhalten der spanischen Jugend. Die jetzt von PLAYBOY Spanien veröffentlichte Analyse enthält Antworten von 3000 Halbwüchsigen zwischen 13 und 19 Jahren. Sie wurde von dem Schularzt Eudald Maideu Puig in einer acht Jahre dauernden Umfrage erarbeitet. Maideu urteilt in seinem Sexualkundeatlas über Eltern, Schüler, Lehrer: „Reifeprüfung nicht bestanden." Auszug aus seiner herben Kritik: „Während in Schweden jede Siebenjährige weiß, was ein Diaphragma ist, wissen es in Spanien nicht einmal die meisten Ärzte."

Sony Extra Drei

Der Sony FX-412 E hat es in sich: nämlich Radio, Recorder und TV-Empfänger in einem Gerät. Und dabei so handlich und kompakt, daß man sich fragt, wo Sony denn die ganze Technik hingesteckt hat.

Denn gespart wurde an nichts. Das beweist schon ein Blick auf die Schalter und Knöpfe. Erstens: für das empfangsstarke Radio-Teil zum Beispiel. Mit 3 Wellenbereichen (UKW/KW/MW), Klangregler und automatischer Feinabstimmung (AFC) ist der FX-412 E bestens gerüstet. Was ebenfalls für zweitens, das Cassetten-Teil gilt. Denn das verfügt nicht nur über ein eingebautes Electret-Kondensator-Mikrophon und praktische Ein-Tasten-Bedienung bei Aufnahme, sondern auch über eine vollautomatische Aussteuerung. Und damit nehmen Sie nicht nur Ihre Stimme oder Musik aus dem Radio auf, sondern auch den Fernseh-Ton! Hat man da noch Töne? Im Sony FX-412 E mehr als das, denn mit ihm hat man zum Ton auch drittens noch das Bild. 10 cm klein – aber oho.

Mit Teleskop-Antenne für alle Programme, die es gibt, und die noch kommen werden.

Mit Sofort-Bild und -Ton, elektronischer VHF- und UHF-Abstimmung und einem besonders kontrastreichen Bild durch einen speziellen Rauchglas-Filter.

Und das alles wiegt zusammen keine 3 kg. Was will man mehr? Das Sony FX-412 E. Oder wenn Ihnen das zu kompliziert ist, einfach: Einmal „Sony Extra Drei" – Ihr Fachhändler weiß Bescheid.

SONY

Sony GmbH, Hugo Eckener-Str. 20, 5000 Köln 30

 (Fortsetzung von Seite 38)

viel fragwürdigeren: um den vom „deutschen Wesen" beispielsweise, an dem „die Welt genesen" soll. Wer Mythen ablehnt, muß also die Frage von sich weisen. Wer aber den „Glauben an Deutschland" bejaht, wird allemal auch die Verpflichtung fühlen, dafür zu leben, um dafür wirken zu können. Wer in ein reißendes Gewässer springt, um ein Kind vor dem Ertrinken zu retten, nimmt zwar ein Risiko auf sich. Täte er es in der Absicht oder auch nur in der Gewißheit, dabei selber umzukommen, so wäre seine Aktion pervers. Die Frage: „Würden Sie notfalls für Deutschland unter Einsatz des eigenen Lebens kämpfen?" könnte als Frage akzeptiert werden, und jede begründete Antwort hierauf wäre zu respektieren.

Wer aber die Frage „Würden Sie für Deutschland sterben?" bedingungslos bejaht, der vollzieht den Transfer eines Mythos auf die eigene Person. Der gewollte Tode zielt auf mythische Verklärung des eigenen Ich, nicht der Idee.

Rudolf Langenfeld
Angestellter
Quickborn

ABGESCHRECKT

Wenn einer auf mich schießt, dann schieße ich zurück. Aber mit fünf nationalgeilen Junghelden 15 Monate lang ein Kasernenzimmer zu teilen – schon dieser Gedanke schreckt mich so ab, daß ich den Kriegs-(wehr?)dienst schlicht verweigere.

Michael Schnepf
Koch
Karlsruhe

VERSCHOBENE PERSPEKTIVE

Ich lebe für mich und meine Familie; sterben tut jeder für sich allein. Die meisten mehr oder weniger elend, die wenigsten bewußt für eine Sache. Warum ausgerechnet für Deutschland? Für ein Land, dessen Einwohner Puritanismus, Intoleranz und Kastenwesen hervorgebracht und bis zur Perfektion verwirklicht haben. Die bis in die heutige Zeit reichenden Auswüchse kann doch jeder noch fühlen. Rittertum, Bauernkriege, Inquisition, „gottgewolltes" Herrschertum mit seinem Größenwahn, das „Land der großen Geister und Humanisten", das sich ein einmaliges Denkmal in der menschlichen Geschichte setzte: ein ganzes Volk seiner Rasse wegen ausrotten zu wollen! Gestorben für Deutschland sind Widerstandskämpfer, Studenten vor Langemarck, irregeleitete SS-Jugend in Rußland und der Normandie, die 6. Armee in Stalingrad, die Geschwister Scholl und alle die, deren Waffen und sie selbst unser Führer segnen ließ, weil, wie er sagte, gläubige Soldaten besser kämpfen. Oder starben für Deutschland auch Hitler, Freisler, Heydrich und die Gehenkten des Nürnberger Prozesses? Es kommt auf die Perspektive an, und die beginnt sich schon bedenklich zu verschieben. Wir müssen leben – mit einem christlichen Politiker, der sagte: „Was damals Recht war, kann heute kein Unrecht sein." Das Blut gerinnt einem bei solchen Worten.

Schade, daß niemand einen, der im Glauben an Deutschland gestorben ist, danach fragen kann. Ob der wohl noch einmal sein Leben opfern würde?

Heinz Kremer
Postbeamter
Mülheim/Ruhr

WAS RAINER LANGHANS MEINT

Rainer Langhans, der 1961 in Berlin mit Fritz Teufel, Dieter Kunzelmann und anderen Deutschlands erste Kommune gründete, zog es vor, auf die Frage: „Würden Sie für Deutschland sterben?" in Interviewform zu antworten. Langhans lebt heute als Schauspieler in München.

PLAYBOY: Haben Sie damals in der Kommune auch über den Tod gesprochen?

LANGHANS: Unsere Flugblätter klangen furchtbar gewalttätig. Sie waren aber nur für das Inbrandsetzen von Köpfen gedacht. Gewalt gegen Sachen oder sogar Menschen lag uns fern. Unser Problem war die Schaffung einer friedlicheren Gesellschaft.

PLAYBOY: Die Terroristen von heute wollen die Probleme im Schnellverfahren lösen – sie schießen auf die Gesellschaft. Wer tut Ihnen leid?

LANGHANS: Ich versuche beide zu verstehen, die Terroristen und die Gesellschaft. Wir haben uns seinerzeit überschätzt. Die Gesellschaft kam nicht mit. Die alten Machtstrukturen sind geblieben. Die Terroristen führen Katastrophen herbei und werden von der Gesellschaft noch weniger verstanden als wir. Man muß den Krieg innen führen und außen überflüssig machen. Revolution fängt bei einem selber an.

PLAYBOY: Die Terroristen nehmen den Tod in Kauf. Sie fühlen sich als Helden. Verstehen Sie das?

LANGHANS: Ich verstehe nicht, daß ein Körper geopfert wird, ohne daß der Geist seine eigene Möglichkeit erkennt oder verwirklicht. Jeder Tod auf dem Schlachtfeld ist ein kindischer Tod.

ICH WILL NICHT TÖTEN

Als Kriegsdienstverweigerer bekommt man oft in vorwurfsvollem Ton zu hören: „Du würdest also nicht für dein Vaterland sterben?" Nun, was mich betrifft, es würde mir nichts ausmachen, für Deutschland zu sterben, aber ich lehne es ab, für Deutschland zu töten.

Abgesehen davon ist wohl kaum eine Situation vorstellbar, in der das Opfer eines einzelnen ein ganzes Land retten könnte, wenn, dann müssen immer mehrere dran glauben. Und dann stellt sich für mich die Frage, wieviele man für wieviele opfern soll.

Auch muß man sich überlegen, vor was man Deutschland retten will, um dafür zu sterben. Mag sein, daß eine uns bedrohende Macht die Dinge zum Schlechteren wenden würde, aber nach allem, was ich gehört habe, müßte doch eine Macht vorstellbar sein, die die Dinge zum Guten wendet.

Für mich gilt jedenfalls nicht, lieber tot als rot oder grün oder gelb oder blau oder weiß oder lila et cetera.

Johannes Conrad
Kriegsdienstverweigerer
Worpswede

POSITIV DENKEN

Seit 1871 starben eine Menge Menschen für oder gegen Deutschland. Etwas anderes ist doch viel besser: Angesichts des Bevölkerungsrückgangs sollte man den Chauvinismus des „Sterbens für Deutschland" ersetzen durch „Kinderkriegen für Deutschland". Glauben Sie mir, das macht allen Beteiligten bestimmt mehr Spaß.

Horst Friedrich
Beamter
Koblenz

HEUTE NICHT

Wäre ich ein alter Mann, würde ich für mein Vaterland sterben. Doch da ich erst 17 bin, habe ich keine Lust dazu.

Peter Heinrichs
Zimmererlehrling
Unkel

SCHON TOT

Wie könnte ich für Deutschland sterben, wenn es für mich gestorben ist?

Hermann Mertineit
Untersuchungshäftling
Hagen

UNHEIMLICHE HEIMAT

Die Aufopferung des Lebens setzt voraus, daß ich von der Sache, die ich mit Einsatz meines Lebens verteidigen möchte, auch überzeugt bin. Aber wie kann ich von der Bundesrepublik Deutschland überzeugt sein, wenn ich kein Vertrauen zu ihr habe? Einem Staat, der sich von einer Minderheit provozieren läßt, Gesetze zu entwerfen, die mit einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung nichts mehr gemein haben. Oder aber Postboten wegen ihrer früheren Gesinnung nicht anstellt. Ein Staat, dem Arbeitnehmer wie Arbeitgeber immer

Immer mehr Prominente stellen sich dankenswerterweise in den Dienst der Werbung. Auch wir können nicht länger umhin und müssen in diesen Prestige-Kampf eingreifen.

»Mens sana in feriis sanis!«

„Sind Geist und Körper gesund, dann geht's im Urlaub rund!" wußten schon die alten Römer. Doch im Gegensatz zu ihnen hatte es ein Manager der Laokoon-Gruppe mit seinen Assistenten wesentlich leichter, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen: Er griff nur zum Spezial-Journal „Sonne, Strand & Meer" von den Urlaubsexperten der TOUROPA, suchte sich sein Lieblings-Gestade aus und ließ ein Hotel buchen, das sowohl seiner Position eines leitenden Angestellten entsprach als auch das Entsprechende für seinen Entfaltungsdrang bot. Von dort aus schickte er dieses eindrucksvolle Foto, das ihn beim Morgen-Trimm für seine allabendlichen Aktivitäten zeigt. Sein Kommentar dazu: „Der Geist war willig. Und das Fleisch nie zu schwach!"

TOUROPA
Die Urlaubsexperten

mit den exklusiven Service-Leistungen der Touristik Union International

stärker ihr Vertrauen entziehen. Die einen finden sich in immer größerer Zahl in den Bürgerinitiativen zusammen, die anderen transferieren immer mehr Kapital ins Ausland. Dieser Vertrauensschwund wird noch gestützt durch das Fehlen einer sachlichen Opposition, da man ein schwarz-braun gestreiftes Rechtskartell wohl nicht als sachlich bezeichnen kann.

Wolfgang Jürgen Kranz
Schriftsteller
Darmstadt

NEUE WERTSKALA

Was ist denn Deutschland? Die 40-Stunden-Woche? Als „Seniorenruhesitz" bezeichnete Greisengettos, geführt wie Wirtschaftsunternehmen? Sind das zentnerweise Suchbände mit Vermißtenanzeigen voll ungeklärter Schicksale aus den Jahren 1939 bis 1945? Oder ist die Bundesrepublik Deutschland ein Gemeinwesen, das versucht hat, eine neue Wertskala zu schaffen? Eine Skala, an deren Spitze – bis vor kurzem unbestritten! – das Leben und die persönliche Freiheit standen? Wenn letzteres so ist, dann darf niemand mehr für dieses Land sterben müssen. Sonst würden der Staat und seine Werte ad absurdum geführt.

Klaus Januschewski
Zivildienstleistender
Nürnberg

DEUTSCHLAND NICHT DABEI

Es gibt durchaus Dinge, für die es sich zu sterben lohnen würde. Nein, gute Nacht, für Deutschland nicht.

Thomas Speiser
Bundeswehrsoldat
Ulm

KONZERNSTERBEN

Im Ersten Weltkrieg starben die Soldaten für Rüstungsgewinnler und für einen Kaiser, der nach der Niederlage zum Holzhacken nach Holland floh. Im Zweiten Weltkrieg starben sie für ein Verbrechersystem, das Millionen Menschen ermordete und unsagbares Leid brachte. Heute haben wir ein Gesellschaftssystem, dessen Mitglied Filbinger noch immer nachgesagt werden darf, daß er ein furchtbarer Jurist war. Soll ich mich für ein paar Konzerne opfern, deren Menschlichkeit sich in einer Million Arbeitsloser widerspiegelt? Für deren Deutschland sterbe ich nicht. Mein Deutschland sieht anders aus. Darin soll keiner sterben.

Horst Rapp
Arbeiter
Hanau

VOM SPIES GELERNT

Mein Lehrer hieß Spies – rein zufällig. Er hatte ein Holzbein aus dem Krieg. Aber in den zwei Jahren, die ich in seiner Klasse saß, verlor er über diese Zeit kein einziges Wort – mit einer Ausnahme. Das war die Geschichte seines Verwundetentransportes. Mit im Güterwagen saß ein verletzter Kamerad und hielt die anderen auf der Mundharmonika einigermaßen bei Laune. Kurz vor dem Zielbahnhof schrie er auf und starb. Über diese Geschichte denke ich heute noch nach. Für Deutschland sterben? Bitte nicht.

Bernd Hugo Pietz
Mechaniker
Gerlingen bei Stuttgart

SPARSAM

Ich liebe dieses Land sehr, in dem ich lebe und auch (im Gegensatz zu den meisten meiner Sangeskollegen) Steuern zahle. Viel würde ich für Deutschland opfern – aber gleich das Leben? Ich habe ja nur eins, ein einziges.

Für Deutschland sterben? Da müßte ich doch schon sehr von der Unabänderlichkeit des Anlasses überzeugt sein.

Rex Gildo
Sänger
München

KÄMPFEN LOHNT

Ich bin 21 und spiele mit dem Gedanken, zwölf Jahre zur Bundeswehr zu gehen. Da drängt sich einem ganz von allein die Frage auf, was denn ist, wenn aus dem Job tödlicher Ernst wird. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß es sich lohnt, für ein Land wie das unsere notfalls mit der Waffe zu kämpfen. Den Gedanken ans Sterben schiebt man bei der Überlegung natürlich weit von sich. Aber wenn man zum Kampf bereit ist, akzeptiert man auch, das Leben zu verlieren.

Klaus Nawrocki
Fernmeldetechniker
Berlin

MIT DER WAFFE IN DER HAND

Wenn irgendwelche Idioten, aus welchen Gründen auch immer, mein Land angriffen, würde ich selbstverständlich sofort die Waffe zur Hand nehmen und ihnen entgegentreten. An eine Niederlage zu denken, käme dabei nicht in Frage; deshalb kenne ich auch keine Bereitschaft zu sterben. Ich glaube fest und unerschütterlich daran, daß mein Glück stärker wäre als das der Angreifer.

René Schweizer
Schriftsteller
Zürich

LETZTE EHRE

Wenn ich bedenke, wie Staatsmänner den gefallenen Soldaten aller Nationen immer wieder die letzte Ehre erweisen und wie auch heute noch die Heldengeschichten der Kämpfer an den Stammtischen beliebtes Thema sind; wenn ich mich daran erinnere, wieviele glitzernde Orden „ad postum" verliehen wurden und ich zudem noch weiß, wie die Witwen und Waisen der nicht Heimgekommenen versorgt wurden, dann darf ich doch recht spontan sagen: Ohne mich.

Rainer Orth
Versicherungskaufmann
Frankfurt

KOPF AB

Wenn man sich die Bundesrepublik Deutschland heute ansieht und mit Ostblockstaaten vergleicht, dann lohnt es sich doch, dafür den Kopf hinzuhalten und – falls nötig – zu sterben.

Hans Burkart
Geschäftsführer
der Mathäser-Bierstadt
München

PATRIOTISMUS AUFGESCHWATZT

„Wie hätte je der Fürst seines Landes sein Volk so dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben seiner Raubsucht und seinem Ehrgeiz zu dienen", schreibt Ludwig Börne um 1800, „wenn er ihm nicht vorher eine falsche Bedeutung des Patriotismus aufzuschwatzen verstanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland hassen heiße, sein Vaterland lieben?"

Klaus Mannhardt
Bundesvorsitzender
Deutsche Friedensgesellschaft –
Vereinigte Kriegsdienstgegner
Düsseldorf–Essen

ERNSTFALL BEREITS EINGETRETEN

Ich habe mir diese Frage vor drei Jahren überlegt und mich für vier Jahre Bundeswehr entschieden. Damals war ich allerdings der Ansicht, daß das Problem nie eintritt. Nachdem ich aber 140 000 Kilometer auf deutschen Straßen zurückgelegt habe, und dies nur freitags und sonntags, bin ich immer noch der Meinung, meinen Kopf für Deutschland zu riskieren. Denn im Verteidigungsfall kann es auch nicht viel schlimmer werden als derzeit auf deutschen Autobahnen!

Dieter Spelić
Erster Hydraulikmechaniker auf
Phantom F-4F
Jever

„Was sind die neuen Status-Symbole?" – Diese Frage soll im Playboy-Forum diskutiert werden. Wenn Sie sich an dieser Diskussion beteiligen wollen, senden Sie bitte Ihren Beitrag unter dem Stichwort „Forum" bis zum 20. März an die Redaktion PLAYBOY, *Augustenstraße 10, 8000 München 2. Die interessantesten Beiträge werden auf diesen Seiten veröffentlicht.*

Die Urlaubsexperten von TOUROPA bieten Ihnen acht Spezial-Journale. Jedes umfaßt ein eigenes Urlaubs-Interessengebiet. Ein Journal heißt »Sonne, Strand & Meer«. Und es bietet noch viel mehr.

Die Urlaubsexperten von TOUROPA begnügen sich nicht damit, die schönsten Plätze, Küsten und Strände in aller Ferienwelt auszusuchen. Sondern wir achten darauf, daß auch das Drumherum stimmt: Das beginnt bei den Hotels, die nie unter Ihrem Niveau sind und deren Klasse durch ein klares System transparent gemacht wird. Das führt über unseren Ehrgeiz, am Urlaubsort mehr zu bieten als Unterkunft und Meer – nämlich alle Möglichkeiten zur

Entfaltung von Ferien-Aktivitäten. Und das reicht bis zu unserem Reiseleiter-Service, der eine Menge für Sie tun kann – und Ihnen nicht nur den nächsten Weg zum Strand erklärt.

Ein »Sonne, Strand & mehr«-Beispiel:

Hotel »Zagarella Sea Palace« auf Sizilien

Diese moderne Hotelanlage liegt unmittelbar am Meer, zwischen den Dörfern Santa Flavia und Porticello. Palermo ist auch nicht weit entfernt – es bestehen beste Verbindungen dorthin.

Das Hotel

»Zagarella Sea Palace« besticht durch seine Großzügigkeit, es gefällt durch die zahlreichen Annehmlichkeiten, die es seinen Gästen bietet.

Die Zimmer sind modern und geschmackvoll eingerichtet: Sie haben Klimaanlage, Radio, Telefonanschluß, Dusche oder Bad, WC und Balkon mit Meerblick. Im Hotel gibt es weitläufige, behagliche Aufenthaltsräume, mehrere Bars, eine Diskothek, eine riesige Sonnenterrasse und alles andere, was man sich zum Wohlfühlen wünscht.

Der Sport

Im »Zagarella Sea Palace« warten zwei Tennisplätze mit Flutlicht auf Sie. Das Haus hat einen Tischtennis- und einen Billardraum, zwei Meerwasser-Swimmingpools mit olympischen Ausmaßen sowie ein Kinderplanschbecken. Außerdem können Sie dort selbstverständlich segeln und wasserskifahren.

Und die Preise

Zwei Wochen »Sonne, Strand & mehr« kosten Sie im Hotel-Doppelzimmer mit Halbpension ab 976 Mark. Der Flug (bei diesem Preisbeispiel ab Düsseldorf) ist im Preis mit drin.

Hier sehen Sie alle acht TOUROPA-Spezial-Journale – acht Wege zum Freisein im Urlaub. Denn damit finden Sie schnell und sicher die Ferien, die Ihren individuellen Wünschen entsprechen. Sie bekommen die acht Spezial-Journale in jedem TUI-Reisebüro – Ihrem Fachgeschäft für Reise, Urlaub & TOUROPA. Und dort sind Sie auch immer gut beraten.

TOUROPA
Die Urlaubsexperten

das TUI-Reisebüro - Ihr Fachgeschäft für Reise, Urlaub & TOUROPA

„Doktor Hartmann, bitte in der Klinik anrufen!"

Überall erreichbar: EURO-Signal.

Ob Sie nun gerade Ihren Spazierritt machen oder irgendwo mit dem Auto unterwegs sind – mit „EURO-Signal", dem Europäischen Funkrufdienst der Deutschen Bundespost, sind Sie immer und überall von jedem Telefonanschluß aus erreichbar. Zur Zeit im Bundesgebiet und in der östlichen Hälfte Frankreichs.
Den Funkruf-Empfänger erhalten Sie vom Fachhandel. Das Gerät ist leicht, handlich und kann überallhin mitgenommen werden. Je Empfänger sind bis zu 4 Funkrufnummern möglich. Sie werden von der Post zugeteilt. Wird eine Rufnummer von irgendeinem Telefon aus gewählt, geht ein Signal über die Funkruf-Zentrale und die daran angeschlossenen Sender direkt an den Funkruf-Empfänger. Dort ertönt ein Piepston und ein Lämpchen leuchtet auf.

Die Bedeutung der verschiedenen Funkrufnummern müssen Sie jeweils vorher mit Ihrem Partner absprechen. Zum Beispiel „in der Klinik anrufen", „sofort zurückkommen" oder „zu Hause melden".
Übrigens: Mit Beginn dieses Jahres wurden die Gebühren gesenkt. Jetzt kostet die erste Funkrufnummer nur noch 35 Mark (bisher 50,– DM). Und jede weitere nur 20,– DM.
Wenden Sie sich bitte an Ihr Fernmeldeamt (Anmeldestelle für Fernmeldeeinrichtungen). Dort informiert man Sie gern.

Post

damit Sie in Verbindung bleiben

PLAYBOY INTERVIEW: MARIO ANDRETTI

Ein offenes Gespräch mit dem Mann, der zu Sieg oder Tod nur ein paar Zehntelsekunden braucht

Wie man sich so trifft: Auf den Champs-Elysées, Ecke Avenue Georg V., rannten sich Colin Chapman und PLAYBOY-*Autor Michael Redepenning direkt in die Arme. Der britische Lotus-Chef kam aus dem Traditionslokal „Fouquet's" und duftete diskret nach Champagner. Der sonst so distinguierte Gentleman war – nicht die feine englische Art – an diesem Tag sehr aufgeregt. Was Wunder. Er traf sich ein paar Straßen weiter mit seinem Formel-I-Piloten Mario Andretti im Hotel Raphael, einen Zweijahresvertrag im Diplomatenköfferchen. Schließlich soll die Schlagzeile „Andretti Weltmeister auf Lotus" auch 1979 wieder in die Zeitungen.*

Mit welcher Seelenruhe der Champion dem Treffen entgegensah, davon hatte Redepenning sich während des PLAYBOY-*Interviews überzeugen können. Andretti: „Ein schöner, aber kein besonderer Tag." Der Italo-Amerikaner geht die Dinge gern gelassen an. Zwei Probeläufe – mit den* PLAYBOY-*Mitarbeitern Peter Manso beim Trenton Speedway und Uwe-Jens Schumann in Zandvoort – waren nötig, bis die Gespräche in Paris in die Zielgerade einlaufen konnten.*

Der neue Vertrag garantiert Andretti bis 1980 vier Millionen Mark. Nicht schlecht: 1977 bekam er bei Lotus gerade ein Achtel.

Finanziell ist Andretti längst aus dem Schneider. Er hat sich an der renommierten New Yorker Brokerfirma John Muir beteiligt, besitzt Anteile an Shopping-Centers, Bürogebäuden und Maklerbüros. Bruder Aldo – ein Ex-Rennfahrer, der nach zwei schweren Unfällen die Nase voll hatte – leitet für Mario einen Ersatzteilhandel mit zwei Millionen Dollar Jahresumsatz. In den Staaten gibt es eine Restaurantkette, die „Mario's" heißt und, natürlich, italienische Spezialitäten serviert. Und dann ist da auch noch „Mario Andretti's Grand Prix International": ein halbes Dutzend Mini-Rennstrecken im Sonnengürtel der USA, wo zahlungskräftige Besucher einen Rennwagen von drei Viertel der natürlichen Größe um einen Kurs prügeln können. Überall hat Mario die Hand auf der Kasse. Der Konzern ist seine Lebensversicherung.

Andretti, der in Triest geboren wurde und im US-Bundesstaat Pennsylvania aufwuchs, gewann bereits mit 29 die 500 Meilen von Indianapolis, was drüben so viel gilt wie hierzulande die Weltmeisterschaft. Aber dann schlitterte er ins Pech – nicht ohne Grund. Andretti galt als Rauhbein, als einer, der zu riskant fuhr und oft genug Schrott baute. „Ein Materialkiller", so die Branche. 1977, in Argentinien, flog ihm das Fahrzeug um die Ohren – er hatte aus Versehen den Feuerlöscherknopf gedrückt. In Brasilien brannte ihm der Bolide ab. In Südafrika explodierte der Motor. „Der kommt in die Formel I wie ein Cowboy, der die Saloontür nur mit dem Fuß aufkriegt", spöttelte sein Kollege James Hunt, mit dem Andretti bald innige Feindschaft verband. Doch der Italo-Amerikaner stemmte sich auf diese Weise an die Spitze: 1978 gewann er vor Ronnie Peterson, der in Monza verbrannte, den begehrten WM-Titel.

Eingeweihte wissen, daß Andrettis Weltkarriere genau an dem Tag begann, als Colin Chapman beschloß, im Grand-Prix-Zirkus wieder mitzumischen. Der Konstrukteur, der seiner Konkurrenz immer eine Nase voraus war, erfand die stabilisierenden Flügel der Formel-I-Karossen und so kleine Goodies wie die seitlich liegenden Kühler, die ihm die anderen nun nachbauen. Freilich: Die Chapman-Lotus, haarsträubend leicht gebaut, gingen oft zu Bruch. Der Lotus-Stall holte sich sechs Weltmeisterschaften. Doch im Erfolgswind flatterten zu viele Trauerschleifen. Die Weltmeister Jim Clark und Jochen Rindt brachen sich auf Lotus das Genick. Chapman spielte mit dem Gedanken, aufzuhören. Bis Andretti auftrat und – so „Newsweek" – „einen neuen Mann" aus dem Lotus-Boß machte. Im Mai will Chapman wieder einen Wunder-Lotus vorstellen, seinem Weltmeister auf den Leib geschneidert. Chapman und Andretti sind so etwas wie die siamesischen Zwillinge der Formel I. Bis daß der Tod sie scheidet?

PLAYBOY: Was ist eine Sekunde für Sie?

ANDRETTI: Eine Ewigkeit. Manchmal bleiben einem nur ein oder zwei Sekunden,

„Bei Autorennen ist Dabeisein eben nicht alles. Der Köder ist das Geld. Man muß hungrig wie ein Hai sein. Mit Blut an den Zähnen. Sonst lohnt sich die ganze Schinderei nicht."

„Wenn ich irgendwo mit einem Mädchen auftauchen würde, wird das nicht nur meiner Frau hinterbracht, sondern auch dem Sponsor. Wir Formel-I-Piloten sind inzwischen anständige Geschäftsleute geworden."

FOTOS: ARTHUR TILL

„Wenn ich langsamer werde, bin ich hoffentlich Manns genug, mir zu sagen: Mario, mach Schluß, das war's. Ich will nicht hinter Jüngeren herfahren und mir vormachen, es liegt am Wagen."

Gorbatschow – des Wodkas reine Seele.

Gorbatschow: Die Wodka-Experten. Seit dem Ende der Zarenzeit in Berlin.

Das Geheimnis eines großen Wodkas liegt in seiner absoluten Reinheit.

Diesen Grundsatz einzuhalten, war für uns von Gorbatschow schon immer oberstes Gebot. Als nach dem Ende der Zarenzeit unsere Firma in Berlin ansässig wurde, hielten wir uns an die zwei strengen Reinheitsgebote, die die Gründer sich auferlegten:

Reinheitsgebot 1:
Wodka ist so empfindlich, daß er niemals mit Geruchsstoffen in Berührung kommen darf. Das ist bei uns schon deshalb gewährleistet, weil wir ausschließlich Wodka herstellen.

Reinheitsgebot 2:
Wer reinen Wodka will, darf nicht beim Filtern sparen. Deshalb filtern wir noch heute nach dem zeitraubenden Holzkohle-Verfahren.

Auf diese Weise gewinnen wir ein „Wässerchen" von vorzüglicher Milde und Reinheit. Wodka-Kenner wissen diese Vorzüge zu schätzen.

Gorbatschow: Reiner kann Wodka nicht sein.

um einen Zusammenstoß zu vermeiden.

PLAYBOY: Denken Sie denn schneller als unsereins?

ANDRETTI: Ich habe ein anderes Zeitgefühl. Bei einem wichtigen Telefongespräch weiß ich, wie lange es gedauert hat. Es gibt so etwas wie eine innere Uhr, die man im Bedarfsfall einschalten kann.

PLAYBOY: Hatten Sie das schon immer?

ANDRETTI: Nein, das ist ein Nebenprodukt der Rennfahrerei. Man baut so etwas auf.

PLAYBOY: Ist denn Ihr Reaktionsvermögen mit den Jahren auch schneller geworden?

ANDRETTI: Natürlich nicht.

PLAYBOY: Sie sind neun Jahre älter als Lauda, sieben Jahre älter als Hunt. Wie schaft es ein vergleichsweise alter Kämpe wie Sie, mit gleichbleibendem Reaktionsvermögen immer schneller werdende Autos zu fahren?

ANDRETTI: Offensichtlich ist der Mensch eben doch besser als die Maschine. In Indianapolis gibt es einen Bereich vor der ersten Kurve, wo vor zehn Jahren noch sieben Sekunden genügten, um eine schwierige Situation in den Griff zu bekommen. Bei den heutigen Geschwindigkeiten hat man noch 1,5 Sekunden.

PLAYBOY: Und wie sieht das morgen aus?

ANDRETTI: Irgendwann ist natürlich die Grenze erreicht. Das kann ich am Beispiel des Nürburgrings erklären. Jeder kennt die Fotos vom Streckenabschnitt „Flugplatz", wo unsere Autos regelrecht vom Boden abhoben. Je schneller die Wagen wurden, um so weiter flogen sie. Das war gefährlich. Also mußte man die Geschwindigkeit drosseln. Der Fahrer hatte seinen Wagen nicht mehr unter Kontrolle.

PLAYBOY: Was ist denn für den Sieg entscheidend – der Fahrer oder das Auto?

ANDRETTI: Ein guter Fahrer kann auf einem schlechten Auto natürlich kein Rennen gewinnen.

PLAYBOY: Mal angenommen, beide sind gut. Was ist dann noch wichtig?

ANDRETTI: Der Start. Da wird ein wichtiger Teil des Rennens entschieden.

PLAYBOY: Das müssen Sie uns ein bißchen erläutern.

ANDRETTI: Weil der Start so wichtig ist, wird um den besten Startplatz so unglaublich hart gerungen. Die Zuschauer bekommen das oft gar nicht mit. Aber für uns Fahrer ist das Training vor einem Grand Prix, wo die besten Trainingszeiten über den Startplatz entscheiden, oft spannender als das Rennen selbst. Dieses Abstimmen von Fahrwerk und Motor, die Wahl der Reifen, der Kampf gegen die Stoppuhr, da ist Musik drin. Da zeigt sich, was ein Team zu leisten imstande ist. Beim Start des Rennens stehen die Trainingsbesten also nicht aus Zufall vorn. Aus dieser ersten Reihe kommt man besser weg, weil man nicht mit dem Sog und den Turbulenzen der vorwegfahrenden Wagen zu kämpfen hat.

PLAYBOY: Aber nicht jeder legt einen guten Start hin. Weil ihm die Nerven durchgehen?

ANDRETTI: Eher die Räder. Keine Rennstrecke ist wie die andere. Der Trick ist, soviel Kraft auf die Straße zu bringen wie nur möglich. Man kann den Motor auf Höchsttouren bringen, die Kupplung loslassen – und dann mit durchdrehenden Rädern stehenbleiben. Diese Probleme sind von Strecke zu Strecke verschieden.

PLAYBOY: Wie verschieden?

ANDRETTI: In Zeltweg ist gleich nach Start und Ziel Farbe auf der Bahn. Da rutscht man also. In Yokohama ist der Bodenbelag absolut griffig. In England, in Brands Hatch, ist der Teil vom Start bis zur ersten Kurve so glitschig, daß die Wagen zur Innenseite rutschen wollen. Jeder Kurs ist anders. Man muß jeweils wissen, wie hoch man den Motor dreht, ehe man die Kupplung kommen läßt.

PLAYBOY: Von wieviel Umdrehungen pro Minute sprechen wir?

ANDRETTI: Von 9500 bis 11 000 je nach Kurs und Wetter. Wenn es naß ist, sieht's wieder anders aus.

PLAYBOY: Angenommen, es regnet in Strömen, aber das Rennen wird gestartet. Der Zuschauer sieht die Wagen in einer einzigen Wasserwolke dahinrasen. Was sehen Sie, als Teil der Wolke?

ANDRETTI: Nichts.

PLAYBOY: Warum kommt es bei solchen Rennen dennoch nur ganz selten zu einem Unfall?

ANDRETTI: Schauen Sie, das ist so eine Art Blindflug. Man startet in einem Pulk von bis zu 26 Autos, die von Leuten gesteuert werden, die Rennfahren zu ihrem Beruf gemacht haben. Da verläßt sich einer auf den anderen, und jeder hat so seine Krücken.

PLAYBOY: Was für Krücken haben Sie?

ANDRETTI: Ich schaue zur Seite, wie einer, der sich im Nebel auf Mittelstreifen oder Leitplanken konzentriert. Wenn ich mitten im Feld und nicht in der vorderen Reihe starte, dann merke ich mir während der Aufwärmrunde am Bremspunkt einer Kurve ein Schild oder einen Baum. Nach der Seite hin sieht man ja auch im Regen immer ein bißchen von der Landschaft.

PLAYBOY: Ansonsten vertraut ein Fahrer auf den anderen?

ANDRETTI: Und ob. Und wenn einer neben dir ist, der zu wenig Erfahrung hat, dann kann man nur hoffen, daß es gutgeht. Aber so einen richtig gefährlichen Regenstart wie damals in Japan, als Niki Lauda nicht fahren wollte, gibt es ja selten. Lauda hat sich damals durch seine Weigerung möglicherweise die Tür zur zweiten Weltmeisterschaft zugeschlagen. Und dafür ist er auch noch bespöttelt worden. Was für ein Unsinn! Kaum jemand wußte, was wirklich los war.

PLAYBOY: Was war wirklich los?

ANDRETTI: Lauda hatte Probleme mit seinem verbrannten Gesicht. Seine Augen tränten so, daß er kaum etwas sehen konnte. Daß er nicht fuhr, ist ein Entschluß gewesen, für den er sich vor niemandem auf der Welt verteidigen muß. Bei einem Regenrennen ist ein körperliches Handicap genauso gefährlich wie ein unerfahrener Neben- oder Hintermann bei Sonnenschein.

PLAYBOY: Gibt es in der Formel I viele Fahrer ohne ausreichende Erfahrung?

ANDRETTI: Sagen wir's mal so: Unter den Fahrern gibt es drei oder vier, zu denen ich volles Vertrauen habe.

PLAYBOY: Namen?

ANDRETTI: Keine Namen. Ich kenne ihre Nummern.

PLAYBOY: Wie bremst man bei 200 Stundenkilometern einen Konkurrenten aus? Ist das ein Spiel mit der Angst des anderen?

ANDRETTI: Jeder versucht, bis zur letzten Sekunde auf dem Gas zu bleiben. Man muß sich den Mann auf der Geraden zurechtlegen, verstehen Sie?

PLAYBOY: Nein.

ANDRETTI: Man muß ihm klarmachen, daß man vorbei will. Das sieht er im Spiegel oder im seitlichen Blickwinkel. Dann muß man rechtzeitig vor dem Bremspunkt neben ihm sein. Er muß gezwungen werden, defensiver zu fahren – für die entscheidenden Sekundenbruchteile, die ich brauche, um an ihm vorbeizufahren.

PLAYBOY: Sie jagen ihm also Angst ein?

ANDRETTI: Manche ertragen mehr Druck als andere. Das hängt immer von der jeweiligen Persönlichkeit ab. Mir macht es überhaupt nichts aus, wenn mir jemand im Nacken sitzt. Andere lassen sich schnell demoralisieren.

PLAYBOY: Können Sie das noch ein bißchen genauer erklären?

ANDRETTI: Das ist wie beim Poker. Man kennt die eigenen Karten. Ein Bluff verfängt nicht immer. Aber oft. Es ist natürlich besser, wenn man die Trümpfe auch wirklich in der Hand hat. Bezogen auf Autorennen heißt das: Der eigene Wagen und die eigene Fahrkunst sollten schon besser sein. Ansonsten ist es eben wie beim Kartenspiel, die Tricks inbegriffen.

PLAYBOY: Oder Catch-as-catch-can.

ANDRETTI: Na ja. Das Leben hat seine Tücken, nicht wahr?

PLAYBOY: Schon. Aber suchen Sie nicht auch die Gefahr, das Risiko?

ANDRETTI: Die Gefahr sucht keiner. Aber das Spiel ist tatsächlich voller Risiken. Dafür sind dann auch die Gewinne entsprechend hoch.

PLAYBOY: Wie nahe kommen sich die

Marlboro
Der Geschmack von Freiheit und Abenteuer.
FILTER CIGARETTES
Marlboro
Nikotin 0,8 mg, Kondensat 13 mg (Durchschnittswerte nach DIN)

Rennwagen bei hohen Geschwindigkeiten?

ANDRETTI: Bei 220 bis 280 Stundenkilometern ist man auch mal bloß fünf Zentimeter auseinander. Das kann man aber nur mit zwei, drei Piloten machen.

PLAYBOY: Mit wem?

ANDRETTI: Niki ist einer davon.

PLAYBOY: Haben Leute wie Sie ein besseres Augenmaß?

ANDRETTI: Ich kann da keine Vergleiche anstellen, weil ich außer Rennfahren keinen Sport betreibe. Wahrscheinlich ist es bei Kunstfliegern ähnlich. Bei denen kommt es ja auch auf Millimeterarbeit an. Und viel Geschick.

PLAYBOY: Was kann ein Champion falsch machen?

ANDRETTI: Er kann sich überschätzen. Jede Kurve hat eine natürliche Geschwindigkeitsbegrenzung. Überschreitet man sie, fliegt man raus. Unterschreitet man sie, verliert man das Rennen.

PLAYBOY: Sie fahren immer im Grenzbereich, immer mit Volldampf?

ANDRETTI: Das ist das ganze Geheimnis. Ich habe aber oft Probleme damit, weil ich anderen zu sehr vertraue. Alle kitzligen Situationen, in die ich bisher geraten bin, sind letztlich genau dadurch entstanden. Ich liege neben jemandem – und dann kollidieren wir. Warum? Weil ich darauf gebaut habe, daß er mich sieht. Er hat mich aber offenbar nicht gesehen.

PLAYBOY: An Ihren Unfällen sind also andere schuld?

ANDRETTI: Die europäischen und amerikanischen Renngewohnheiten sind eben verschieden. In Amerika fahren wir bei Geschwindigkeiten um 300 lange Zeit nebeneinander her. Amerikanische Pisten sind so gebaut. Da achtet einer automatisch auf den anderen. In Europa gibt es zu viele Herrenfahrer. Wer immer nur europäische Rennstrecken fährt, ist ein einsamer Kämpfer: Er sieht nur nach vorn. Ich bin schon zwei-, dreimal darauf hereingefallen.

PLAYBOY: Zum Beispiel?

ANDRETTI: Der Zusammenstoß mit Jacques Laffite in Japan, 1977. Mit Carlos Reutemann in Österreich, 1978. Mit James Hunt in Holland, 1977. Jedes Mal habe ich mehr auf den anderen vertraut, als ich gedurft hätte. Und: Bumm! Nehmen wir Holland, wo James und ich uns noch nach dem Rennen in die Wolle gerieten. Ich hatte ihn auf der Außenseite der Tarzan-Kurve überholen wollen. Das ist eine sehr gute, schnelle Kurve, in die zwei Autos passen. Ich habe mir James also zurechtgelegt, wie ich das vorhin beschrieben habe. Er sollte defensiv werden. Dann merkte ich, daß es nicht klappt mit dem Ausbremsen und wollte ihn vorbeilassen. Aber der hat mich einfach ignoriert und ist über mein Auto gefahren. Er dachte wohl, ich lose mich in Luft auf oder fahre ins Gras. Hinterher wollte er mir auch noch die Schuld in die Schuhe schieben. So ein Quatsch! Zwei Runden später hatte ich mit Niki die gleiche Geschichte – und es ist nichts passiert. Neben Niki fühlt man sich eben okay und neben James nicht.

PLAYBOY: Warum gibt es Ihrer Meinung nach in Deutschland keine Top-Rennfahrer mehr?

ANDRETTI: Nach dem Krieg ist der Autorennsport in Deutschland nicht mehr richtig ins Laufen gekommen. Deutschland, England, Italien, Neuseeland und Amerika haben alle gute Rennfahrer hervorgebracht. Der Nachwuchs muß hungrig und heiß sein. Wie ich. Ich hatte schon als Junge den Drive, Mitte der fünfziger Jahre. Ich wollte wie Ascari, Taruffi und die anderen werden. Die gab es ja. Deutschland hat Autorennen beim Wiederaufbau links liegenlassen. Wenn es Vorbilder und Haudegen wie Stuck und Caracciola nicht mehr gibt, werden die Jungen eben Apotheker und kaufen sich einen gemütlichen Zweisitzer. Die Deutschen sind ohne Frage tüchtig genug, und eines Tages werden aus Deutschland auch wieder Top-Fahrer kommen.

PLAYBOY: Wie ist es in Österreich?

ANDRETTI: Österreich hat jetzt schon zwei Weltmeister und eine Menge, die

wie Jochen Rindt und Niki Lauda werden wollen.

PLAYBOY: Sie sind Doppelverdiener mit zwei Karrieren. Top-Star im US-Rennsport und jetzt auch in der weltweiten Formel I. Warum schinden Sie sich so?

ANDRETTI: Nachdem ich 1969 die 500 Meilen von Indianapolis gewonnen hatte, wollte ich unbedingt Grand-Prix-Weltmeister werden.

PLAYBOY: Warum?

ANDRETTI: Das ist so, als ob man nach einer Reihe von Schlachten endlich mal einen Krieg gewinnt. Für die amerikanische Meisterschaft muß man sich in Trenton, Milwaukee und Indy *(Indianapolis – die Redaktion)* zeigen. Jedes Rennen ist eine Schlacht. Und ein Sieg in Indy ist wiederum mehr als die ganze Meisterschaft. Man ist der King – aber einer ohne Krone.

PLAYBOY: Die Krone bringt erst die Weltmeisterschaft in der Formel I?

ANDRETTI: Beim Grand Prix muß man Punkte sammeln. Die Anforderungen sind unglaublich. All diese Testfahrten und die 16 einzelnen Rennen, dazu fast 360 000 Kilometer, die man pro Saison auf Reisen ist. Wenn man in diesem Krieg die Nase vorn hat – das ist schon was.

PLAYBOY: Das Geld zählt ja wohl auch?

ANDRETTI: Die Formel I bringt eine schöne Stange Geld. Ein großkalibriger Fahrer kann zu Beginn der Saison einen Scheck über 1,5 Millionen Mark einstecken. Egal, ob er gewinnt oder nicht gewinnt. Das ist glatt doppelt soviel, wie man bei der US-Meisterschaft holen kann, einschließlich der 400 000 Mark, die es für einen Indy-Sieg gibt. Dazu kommen noch Prämien und Sponsor-Gelder – es läppert sich.

PLAYBOY: Auf mehr als zwei Millionen in Ihrem Fall?

ANDRETTI: Bei uns stimmt die Kasse.

PLAYBOY: Machen die Grand-Prix-Rennen nicht auch mehr Spaß als die amerikanischen Rundkurse? Europäer finden nicht viel dabei, wenn 33 Autos in einem Oval gegen die Stoppuhr fahren.

ANDRETTI: Amerikanische und europäische Strecken – das sind zwei total verschiedene Welten. Wenn man etwa auf dem Kurs von Monaco Zickzack fährt und 3000mal schaltet, dann heißt das noch lange nicht, daß Monaco schwieriger als Indy ist, wo man einen Schnitt von 320 fährt, aber sich viel mehr konzentrieren muß.

PLAYBOY: Sind Rennfahrer härter im Nehmen als andere Profisportler, selbstsicherer?

ANDRETTI: Ich glaube schon. Wenn ein Tennisprofi mal einen verdorbenen Magen hat, nimmt er sich halt einen Tag frei. Einfach so. Ein Rennfahrer kann sich keinen verdorbenen Magen leisten. Der Druck ist zu groß, und das Timing muß stimmen. Ich bin Teil einer komplizierten Maschinerie, die ich nicht aufhalten kann. Da hilft kein Wehwehchen.

PLAYBOY: Haben Sie ein Beispiel?

ANDRETTI: Ich stehe auf der Startlinie, um meine Qualifikationsrunde zu fahren. Im Training war ich zwei Sekunden schneller als die anderen. Und jetzt stimmt etwas im Motor nicht. Die Mechaniker schuften wie wild – aber ich muß raus, weil die Zeit drängt, egal, ob der Motor nun richtig abgestimmt ist oder nicht. Wenn ich jetzt irgendwelche Gefühle zeigen würde, wäre ich der falsche Mann. Ich muß mir mit dem stotternden Motor meinen Platz fürs Rennen erkämpfen, darf an nichts anderes denken und muß mich auf das Auto und die Strecke konzentrieren. Ich brauche jeden Funken Konzentration.

PLAYBOY: Muß man zu so etwas geboren sein?

ANDRETTI: Ich glaube, daß man das lernen kann. Das ist eine Fähigkeit, mit der man lebt wie mit dem Gefühl, daß natürlich immer was am Auto kaputtgehen und einen an die Wand hauen kann.

PLAYBOY: Wie wirkt sich das auf Ihre Lebenseinstellung aus?

ANDRETTI: Irgendwann in dem ganzen Trubel geht einem auf, daß ein paar

Freunde nicht mehr leben. Daß man selber davongekommen ist.

PLAYBOY: Was für eine Art von Mut ist das, der Sie und die anderen weitermachen läßt – nach jedem spektakulären Todesfall in Ihrer Branche?

ANDRETTI: Mit Mut hat das wohl weniger zu tun. Mut setzt Angst voraus. Wer Angst hat, kommt sicher nicht an die Spitze. Wer Angst hat, sollte sich nicht in ein Rennwagencockpit setzen, sondern Schnürsenkel verkaufen.

PLAYBOY: Haben Sie schon mal Beruhigungsmittel genommen?

ANDRETTI: Nie.

PLAYBOY: Bereiten Sie sich auf ein Rennen besonders vor?

ANDRETTI: Ich bin körperlich fit. Vor dem Rennen esse ich nicht viel . . .

PLAYBOY: . . . wie der verstorbene Weltmeister Rindt? Der hat mal gesagt, mit vollem Magen hat der Chirurg am Operationstisch nur Scherereien.

ANDRETTI: Mal von den besseren Überlebenschancen unter dem Messer abgesehen – wenn ich einen leeren Magen habe, sind meine gesamten Wahrnehmungen schärfer.

PLAYBOY: Bisher sind Sie von schweren Unfällen verschont geblieben.

ANDRETTI: Aber ich weiß, wie man sich bei einem Crash vorkommt. 1966 knallte ich bei der Dunlop-Brücke in Le Mans mit einem Ford Mk II in die Böschung, bei ungefähr 180 Stundenkilometern. Ein Mechaniker hatte die Bremsklötze falsch eingebaut, und als ich auf das Pedal stieg, hat es mir glatt das Lenkrad aus den Händen gehauen. Und da lag ich. Mit gut 300 Litern Sprit im Tank. Wenn der explodiert wäre, wäre es aus gewesen.

PLAYBOY: Irgendwelche Alpträume hinterher? Unfallschock? Seelische Probleme?

ANDRETTI: Nein. Nur ein paar Rippen gebrochen.

PLAYBOY: Nach einem Unfall gleich wieder fahren – ist das das Rezept?

ANDRETTI: Ja. In Indy bin ich mal beim Training in die Wand gefahren. Ein Rad riß ab, der Reifen flog mir am Kopf vorbei und zerkratzte mir das Gesicht ein bißchen. Als ich dann mit einem anderen Auto auf die Strecke ging, schielte ich unwillkürlich zu der Stelle hin. Aber in Indy gibt es einen Mann, der nichts anderes macht, als die Unfallspuren beseitigen. Die Wand war wieder schön weiß. Das ist für den Fahrer eine hervorragende moralische Unterstützung.

PLAYBOY: Gibt es denn rein gar nichts, wovor Sie sich fürchten?

ANDRETTI: Doch, vor Feuer. Nichts verstümmelt einen Mann schlimmer. Man schleppt die Spuren ein Leben lang mit sich herum. Man kann sich alle Knochen brechen und von mir aus auch ein Bein verlieren. Dafür gibt es Prothesen. Aber Feuer nimmt dir alles. In den frühen siebziger Jahren hatte ich einen regelrechten Feuer-Tick. Ich schaute mir bei den Fahrerbesprechungen die Piloten an und dachte: Wer von uns wird am Ende der Saison gezeichnet sein? Und wo? Wenn man sich den Arsch verbrennt, dann sieht es ja keiner, höchstens am Swimming-pool. Aber jede sichtbare Narbe hat einen Einfluß auf die Psyche. Die Angst vor dem Feuer ist bei mir auf jeden Fall größer als die Angst vor dem Tod.

PLAYBOY: Sie sind sehr eitel?

ANDRETTI: Weil ich mir das Gesicht nicht verbrennen will?

PLAYBOY: Wir meinen etwas anderes: Stiefel mit hohen Absätzen, goldene Ringe, Armband aus Elefantenhaar und dann die Angst vor Narben im Gesicht?

ANDRETTI: Sagt das so viel über mich aus?

PLAYBOY: Etwas schon.

ANDRETTI: Okay. Haben Sie schon mal einen in Italien geborenen Mann gesehen, der nicht etwas eitel ist? Außerdem ist der große goldene Ring zufällig der Ehrenpreis für den Gewinner von Indianapolis.

PLAYBOY: Ärgert es Sie, wenn man Sie den rasenden Napoleon nennt?

ANDRETTI: Damit ist meine Körpergröße gemeint. Nun, Napoleon war schließlich Kaiser . . .

PLAYBOY: Glauben Sie, daß die Körpergröße von 1,64 Meter bei Ihrem Wunsch, der Größte im Automobilsport zu werden, eine Rolle gespielt hat?

ANDRETTI: Ich bin nun mal ein Kämpfer. Was hat das mit der Körpergröße zu tun?

PLAYBOY: Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges sind 73 Grand-Prix-Fahrer tödlich verunglückt. Wie groß ist der Faktor menschlichen Versagens?

ANDRETTI: Die meisten schweren Unglücksfälle passieren auf Grund mechanischer Defekte. Manche Konstrukteure geben sich eben mehr Mühe mit den Autos als andere. Der Fahrer muß sich den richtigen Partner aussuchen.

PLAYBOY: Hat der Fahrer soviel Macht?

ANDRETTI: Hier geht es um sein Leben.

PLAYBOY: Sie fahren für Colin Chapmans Marke Lotus. Ein genialer Konstrukteur, ein hervorragendes Auto – aber sind auf Lotus nicht zuviele Fahrer gestorben?

ANDRETTI: Das meine ich ja. Selbst Jochen Rindt hat in seiner Lotus-Zeit Späßchen gemacht, wenn wieder mal eine Radaufhängung kaputtging. Er sagte, er werde Weltmeister, wenn er sich nicht vorher den Hals bricht. Nun gut, er hat dann beides geschafft, weil er sich Chapman gegenüber nicht durchgesetzt hat. Bremse kaputt, Achse kaputt – und das bei einem Auto, das vorher schon einschlägige Probleme hatte.

PLAYBOY: Er war also selbst schuld an seinem Tod?

ANDRETTI: Er hätte Chapman mit der Kündigung drohen sollen, damit die Pannen aufhören. Er war einfach nicht hart genug.

PLAYBOY: Für Schwäche hat ein Mann wie Sie kein Verständnis?

ANDRETTI: Schwäche ist in unserem Geschäft ein böses Wort. Am Auto darf es keine schwachen Stellen geben. Und am Mann auch nicht. Ein schwacher Fahrer wird zur Gefahr. Man muß gegen ihn arbeiten. Er ist genauso gefährlich wie jemand, der Drogen nimmt.

PLAYBOY: Nimmt jemand in Ihrem Geschäft Drogen?

ANDRETTI: Das würde ja keiner aushalten. Bekifft würde man nicht mal eine Runde schaffen.

PLAYBOY: James Hunt trinkt schon mal einen. Er raucht auch. Emerson Fittipaldi meidet jeden Tropfen Alkohol, weil er Angst um seine Sehkraft hat. Das sind zwei Extreme. Und wie sind Sie? Irgendwelche Laster?

ANDRETTI: Keine Laster. Ich rauche schon mal ein paar Zigaretten in der Woche und trinke in Gesellschaft auch ein paar Gläser Wein. Jeder weiß, was er seinem Körper zumuten kann. Jeder muß wissen, wieviel Disziplin er haben muß, um das Leben zu führen, das ihm Spaß macht.

PLAYBOY: Das hört sich nach totaler Selbstkontrolle an.

ANDRETTI: Die habe ich. Ich will mich im Griff haben und Herr über mich selbst sein. Ich will von keiner Droge und von keiner Gewohnheit abhängig sein. Wenn ich Alkohol trinke, soll mir das Spaß machen. Aber wo ist der Spaß, wenn ich von dem Zeug abhängig bin?

PLAYBOY: Inkompetenz ist für Sie wohl auch eine Todsünde?

ANDRETTI: Und ob. Wenn jemand aus Unwissenheit einen Fehler macht – okay. Das mag ich zwar auch nicht, aber es kann vorkommen. Inkompetenz darf es in meiner Branche nicht geben. Ein guter Soldat braucht ein solides Urteilsvermögen – deshalb kann auch nicht jeder ein guter Soldat sein.

PLAYBOY: Was hat das jetzt mit Rennfahren zu tun?

ANDRETTI: Weil der Rennfahrer dem Soldaten charakterlich sehr ähnlich ist. Ich will Ihnen sagen, daß es unter allen Grand-Prix-Fahrern nur etwa ein halbes Dutzend gibt, die das Zeug zum Sieger haben. Mehr nicht. Man kommt an den Punkt, wo es einem aufgeht, wieviel Disziplin und Kraft so ein Leben erfordert, vom Talent ganz zu schweigen. Man hat praktisch sein ganzes Leben dafür gearbeitet. Wenn dann ein Grünschnabel kommt und glaubt, er könne gleich vorne mitmischen, dann kann ich doch nur lachen. Ich will mir solche Leute vom Hals halten. Sie stören nur.

PLAYBOY: Sie haben doch auch einmal

Wenn Sie zwei UKW-Sender gleichzeitig hören, ist das noch lange nicht Stereo.

Philips bietet absolute UKW-Trennschärfe.

Die Trennschärfe

Deutschland hat die größte UKW-Dichte der Welt. Der Philips Keramik-Filter sorgt für äußerste Trennschärfe. Damit Sie nur den Sender hören, den Sie eingestellt haben.

Der HiFi-Sound

Das ist optimaler Klang im Auto. Ein völlig neues Musikerlebnis. Kristallklare Höhen. Naturgetreue Bässe. Selbstverständlich in Vollstereo.

Die Zuverlässigkeit

Schon sprichwörtlich durch die modernsten elektronischen Bausteine für Laufwerksteuerung, UKW-Entstörung IAC, UKW-Scharfabstimmung ATC, Leistungsendstufen. Kurzum: Garantierte Qualität. Von Philips.

Auf den Straßen der Welt - Philips im Auto.

PHILIPS

PHILIPS

Coupon 7914 100 80 01

Wenn Sie mehr über das Philips Autoradio-Programm wissen möchten, schicken Sie diese Coupon bitte an: Philips GmbH, Abt. Autoradio, Postfach 10 14 20, 2000 Hamburg 1.

Sonderausstattung: BMW 525, Scheinwerfer-Wisch-Wasch-Anlage

150

BMW 525
6 Zylinder, 2.494 cm³
110 DIN kW (150 PS)
0-100 km/h in 10,1 s.

Welchen Grad an Unders

Das BMW Automobilprogramm – das ist auch die Freiheit der Wahl. Denn durch den breitgefächerten Aufbau sind wir in der Lage, eine Vielzahl von individuellen Wünschen zu erfüllen.

Wer auf vier Türen nicht verzichten kann, den außerordentlichen Platz und den Komfort einer großen BMW Limousine aber nicht oder noch nicht braucht, dem bieten wir in der funktionalen Form einer kompakten BMW Limousine der 5er Reihe interessante Aspekte.

Neben dem BMW 525 mit seinen ausgeprägten, kultivierten Laufeigenschaften eines leistungsfähigen Triebwerks gibt es den BMW 528i: für Fahrer, die die Leistungsfähigkeit und das Fahrvermögen anspruchsvoller Sportwagen haben möchten, aber nicht deren Kompromisse bei Form, Platz und Komfort eingehen wollen.

Wer diese individuelle Form internationaler Spitzenklasse noch weiter steigern möchte, hat die Wahl unter verschiedenen Spezialversionen. Denn

184

BMW 528i
6 Zylinder, 2,788 cm³
135 DIN kW (184 PS)
0-100 km/h in ca. 9,3 s.

197

BMW Modell
der Motorsport GmbH
auf der Basis
der 5er Reihe
6 Zylinder, 3,215 cm³
145,1 DIN kW (197 PS)
0-100 km/h in ca. 7,9 s.

tatement wünschen Sie?

auf der Basis der exzellenten Technik der BMW 5er Reihe lassen sich auch weitergehende Wünsche erfüllen.

Die BMW Motorsport GmbH etwa bietet eine gesteigerte Form von Leistungsverständnis mit einem BMW auf Basis der 5er Reihe mit 3,2 l und rund 200 PS an.

Und wer noch größere Forderungen an die Leistung seines BMW stellt, ist bei einem der BMW Tuner an der richtigen Adresse.

Resümee: Das Leistungsangebot bei BMW ist auf höhere Ansprüche zugeschnitten. Für welche Version Sie sich auch entscheiden – jede von ihnen ist Ausdruck der Absicht, nicht allen etwas zu bieten, sondern einigen mehr.

BMW 518, 520, 525, 528i
Kauf oder Leasing – für beides ist Ihr BMW Händler der richtige Partner.

BMW – Freude am Fahren

CHAMPACA

Der Duft, den Frauen männlich finden.

Mann mit Duft ist „in".

angefangen. Haben Sie gleich jedes Rennen gewonnen?

ANDRETTI: Nein. Ich hätte die Hälfte aller meiner Rennen gewinnen müssen und habe das natürlich nicht geschafft. Das war manchmal auch Schicksal.

PLAYBOY: Schicksal?

ANDRETTI: Man liegt in einem Rennen vorn, und dann reißt irgendwo eine Schraube im Wert von ein paar Cent. Man fliegt wegen der kaputten Schraube raus. Das meine ich mit Schicksal.

PLAYBOY: Wenn Sie wissen, daß Ihr Leben an einer solchen Schraube hängen kann, fordern Sie nicht gerade dann das Schicksal heraus? Sie fahren doppelt soviele Rennen wie andere.

ANDRETTI: Ich bewege mich auf einem schmalen Grat. Eigentlich stehen die Wetten gegen mich. Die meisten fahren so 15 Rennen im Jahr. Ich fahre 30. Also sind für mich mehr Möglichkeiten drin, einen Unfall zu bauen, bei dem ich verletzt werde.

PLAYBOY: Fordern Sie das Schicksal nun heraus oder nicht?

ANDRETTI: Ich brauche Rummel. Ich muß immer der Erste sein. Auch im Training bin ich nur dann richtig happy, wenn ich die schnellste Runde fahre. Ich war schon als Kind so. Nichts ist für mich schlimmer, als der Zweite zu sein.

PLAYBOY: Wenn Ihnen jemand mit Psychologie kommt und von unbewußter Todessehnsucht spricht, die beim Autorennen eine Rolle spielen könnte – was antworten Sie?

ANDRETTI: Daß ich davon überhaupt nichts halte. Unser Risiko ist kalkuliert. Glauben Sie, ich will meine Kinder zu Halbwaisen machen? Ich brauche Autorennen, um mein Leben voll zu genießen. Neben dem Wunsch, der Erste zu sein, verblaßt der Gedanke an die Gefahr. Das Risiko nehme ich auf mich – vielleicht unbewußt. Aber unbewußte Todessehnsucht spielt keine Rolle.

PLAYBOY: In Amerika ist in Untersuchungen festgestellt worden, daß Aggression, auch libidinöse Aggression, der Eckpfeiler im Charakter eines Rennfahrers ist.

ANDRETTI: Mich haben die Leute nicht gefragt oder untersucht. Aus der Praxis weiß ich, daß Hitzköpfe heute keine Chance mehr haben. Das sieht man ja am Beispiel James Hunt. Vor zehn Jahren konnte man noch den wilden Mann spielen und auf der Strecke bolzen. Mittlerweile sind die Regeln schärfer geworden. Vor allem aber lassen die hohen Geschwindigkeiten keine Spielchen mehr zu. Wer bei 300 Zicken macht, ist tot.

PLAYBOY: Das klingt ein bißchen nostalgisch. Trauern Sie den alten Zeiten nach?

ANDRETTI: Ein bißchen schon. Früher, und damit meine ich sogar noch die frühen siebziger Jahre, fuhren wir nach Italien und hatten erst nachmittags um halb vier Training. Wir konnten die ganze Nacht ausgehen. Heute fängt das Training morgens um halb zehn an. Also muß man um sieben aus dem Bett. Es geht eben ums große Geschäft. Dementsprechend muß man sich benehmen. Man kann sich nicht mal ein Strafmandat wegen zu schnellen Fahrens auf der Straße erlauben – schon fällt man bei den Sponsoren unangenehm auf.

PLAYBOY: Gibt es denn auch Vorschriften in puncto Moral?

ANDRETTI: Natürlich nicht schriftlich. Aber wenn man aus der Reihe tanzt, wird man zur Ordnung gerufen. Wenn ich irgendwo mit einem Mädchen am Arm auftauchen würde, wird das nicht nur meiner Frau hinterbracht, sondern auch dem Sponsor. Je nachdem, wie bieder der ist, wird man ein ernstes Wort mit mir reden. Wir Formel-I-Piloten sind inzwischen alle anständige Geschäftsleute geworden, mit entsprechender Verantwortung gegenüber Reifenfirmen, Team-Chefs und den anderen Sponsoren. Ich habe mich nie sonderlich darüber aufgeregt, aber ich mag das alles nicht. Der Rennsport ist mir heute zu sehr reglementiert.

PLAYBOY: So schön waren gestern die Späßchen?

ANDRETTI: Lassen Sie mich noch sagen, daß die Späßchen nicht so schlimm waren. Wir haben höchstens mal mit dem Leihwagen im Meer gebadet oder jemanden in den Hotel-Pool geworfen.

PLAYBOY: Na ja.

ANDRETTI: Okay, es muß ja auch nicht mehr sein. Ich sehe ein, daß sich die Zeiten geändert haben. Immerhin muß man anerkennen, daß die Fahrer heute mehr drauf haben als früher. Es gibt zwar immer noch ein paar reiche Jungs, die irgendwo im Feld herumgurken und sich jedes Auto leisten können. Aber die Rennen, bei denen die Hälfte der Fahrer aus Amateuren bestand, gibt es nicht mehr. Man braucht sich nur die Qualifikationszeiten anzusehen: Die ersten zwölf Positionen bei den 1978er Formel-I-Turnieren unterschieden sich um volle zwei Sekunden voneinander, die ersten vier Plätze nur um Zehntelsekunden.

PLAYBOY: Lassen Sie uns raten: Es lag an den Reifen?

ANDRETTI: Von wegen. Es lag am Geld. Viele Piloten, die im Feld mitfahren, sind leider überhaupt nicht hungrig auf die Prämien. Sie wollen bloß dabeisein.

PLAYBOY: Was haben Sie gegen den Spruch: Dabeisein ist alles?

ANDRETTI: Bei Autorennen ist Dabeisein eben nicht alles. Der Köder ist das Geld. Man muß hungrig wie ein Hai sein. Mit Blut an den Zähnen. Sonst lohnt sich die ganze Schinderei nicht.

PLAYBOY: Was machen Sie eigentlich mit dem vielen Geld, das Sie so verdienen?

ANDRETTI: Ich beweise damit meiner Familie, daß ich sie liebe.

PLAYBOY: Sagen Sie das jetzt, um in der Öffentlichkeit als ein braver Junge dazustehen?

ANDRETTI: Nein, ich bin nun mal so. Ich mag meine Familie wirklich und sehe zu, daß ich soviel Zeit wie möglich mit meinen Kindern verbringe, die jetzt in einem Alter sind, wo sie viel mit einem aktiven Vater anstellen können.

PLAYBOY: Sind Sie konservativ?

ANDRETTI: Wenn Sie jemanden konservativ nennen, der Leute mit ungekämmten Haaren, ungeputzten Zähnen und dummen politischen Sprüchen nicht mag, dann bin ich konservativ.

PLAYBOY: Auf die Gefahr hin, eine unehrliche Antwort zu bekommen: Sind Sie treu?

ANDRETTI: Ehrliche Antwort: Ja.

PLAYBOY: Lügen Sie eigentlich nie?

ANDRETTI: Ich lüge immer öfter. Aber nur, wenn ich mich vor einem Rennen drücken will. Früher habe ich bis zu 180 Rennen im Jahr bestritten. Mittlerweile mache ich es mir ein bißchen gemütlicher und schwindele mich aus vielen Verpflichtungen heraus.

PLAYBOY: Erste Alterserscheinungen?

ANDRETTI: Mag sein. Anne, meine Frau, hat gesagt: Du kriegst noch einen Herzinfarkt vor Überarbeitung.

PLAYBOY: Was lieben Sie außer Ihrer Familie und Ihrem Geld?

ANDRETTI: Sachen, die ich als Kind nie bekommen habe. Spielzeug. Männerspielzeug. Motorräder. Ich stehe vor einem Schaufenster und weiß: Ich kann mir alles leisten. Das ist ein großartiges Gefühl.

PLAYBOY: Sind Sie ein Egoist?

ANDRETTI: Egoismus ist für einen Rennfahrer wichtig. Mit Hilfe seines Teams muß er seine Sache durchsetzen. Wenn mein Team auf Draht ist, fühle ich mich stark wie ein Löwe. Dann kann ich, der Egoist, losgehen und die Beute holen.

PLAYBOY: Wie lange noch?

ANDRETTI: Eine Frage, die mich mit 39 sehr stark beschäftigt. Vielleicht bin ich noch fünf Jahre dabei. Ich habe ja erst die zwei Jahre bei Lotus unterschrieben. Dann bin ich über 40. Und dann werde ich sehen, ob und wie es noch länger geht.

PLAYBOY: Woran merkt ein Rennfahrer, daß er aufhören muß?

ANDRETTI: Wenn ich langsamer werde, bin ich hoffentlich Manns genug, mir zu sagen: Mario, mach Schluß, das war's. Jackie Stewart hat für meinen Geschmack zu früh aufgehört, und Graham Hill hat den Absprung nicht gefunden. Ich will nicht hinter Jüngeren herfahren und mir vormachen, es liegt am Wagen.

„Die rassige Jüdin hatte in den Phantasien der Vertreter ihren festen Platz."

„Ein Verhältnis mit einer Kellnerin fand ich dann doch zu skandalös."

„Mir gegenüber ruhte eine Art Schwarmkönigin, die Madame des Hauses."

„Ich begehrte jede nur halbwegs ansehnliche Frau, gleichviel, ob lebendig oder abgebildet."

SCHULE DER FRAUEN

Erzählung von GREGOR VON REZZORI Als ich sie sah, geschah mir zweierlei: Ein Impuls, mich zu verstecken, riß mich herum; ich konnte die Heftigkeit der Bewegung, mit der ich mich abwendete, nur fadenscheinig überspielen, indem ich so tat, als ob irgendwas auf der andern Straßenseite plötzlich meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Gleichzeitig spürte ich an der Spannung in meiner Hose die Erektion.

Das zweite erschien mir verwunderlicher als das erste. Man lebt ja mit 19 Jahren im vollen Aberglauben des Geschlechtlichen. Die Berichte von Kraftakten, die man begierig anhört, gehen ins Monströse. Sie bestimmen die Erwartungen, die man an sich selber stellt. Und entsprechend sind dann die Enttäuschungen.

Ich war heimgesucht vom Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit. Ich begehrte jede auch nur halbwegs ansehnliche Frau, gleichviel ob lebendig oder abgebildet, sah sie sofort in meiner Vorstellung nackt vor mir und mich auf ihr. Jedem weiblichen Wesen, an dem ich vorüberkam, vom kaum zum Mädchen herangewachsenen Kind bis zur noch nicht gänzlich an die Verwesung gereiften Matrone, verpaßte ich, wie's Henry Miller nennt, unverzüglich einen „imaginären Fick". Natürlich hinkte die Realität jämmerlich dahinter her. Auch nur für den Ansatz, meine Einbildungen zu verwirklichen,

ILLUSTRATION: RAINER HARTMETZ

wäre ich in 99 von 100 Fällen zu scheu gewesen.

Dabei lagen die Verwirklichungen – ich meine die Punkte, die ich zur Bestätigung meiner Männlichkeit sammelte (und ich war so besessen von der Sucht danach, daß ich am liebsten als Priapist mit einem blanken Ständer herumgelaufen wäre) – wahrscheinlich nicht viel unter dem Durchschnitt meiner Gleichaltrigen. Hin und wieder ging ich mit irgendwem ins Bett. Aber ich glaubte jedesmal nur zu genau zu wissen, daß der erzielte Punkt erschwindelt war. Nicht ich, der Vollmann, hatte das Weib bezwungen. Vielmehr hatte sie mich ausgewählt. Nicht meine unwiderstehliche Hengsthaftigkeit hatte sich neuerlich (und immer wieder) durchgesetzt; sondern mein Schwänzchen war wieder einmal in eine schwarze Falle geraten. Es benahm sich demgemäß verstört. Einmal sah ich mich sogar veranlaßt, zu meinem Vertrauensarzt zu laufen. Er gab mir eine Pille. „Soll das heißen, daß ich mit 19 Jahren Kräftigungsmittel brauche?" fragte ich entsetzt. Er lachte: „Das ist eine Beruhigungspille, Mensch. Sie sind zu aufgeregt. Vögeln Sie regelmäßiger."

Ich gab mir alle Mühe. Wenn aber die Erfolge gleich wieder Niederlagen waren, weil sie doch nicht so überwältigend ausfielen, wie meine überreizte Phantasie es von mir verlangte, mußte es bei Zweifeln und Ängsten bleiben, und ein so schlagender Gegenbeweis wie die spontane Erektion in meiner Hose, als das Mädchen an mir vorübergerollt wurde, gab mir erst recht Anlaß zu quälenden Grübeleien.

Zweifellos war's ein schönes Mädchen – bejammernswert schön in ihrem Fall: ein Puppengesicht mit Perlenzähnchen im roten Mündchen und großen, wundervoll beseelten Augen. Die Herzform des Gesichts war eingebettet in eine Fülle dunkelbrauner, geradezu knirschend kräftiger Ringellocken – wahrscheinlich würde sie mit Vierzig oder gar schon mit Dreißig Schwierigkeiten mit einem Anflug von Schnurrbart haben. Auch ihre Brüste zeichneten sich klar und prall an ihrer leichten Bluse ab, und ihre Taille war schlank, die Hüften offenbar recht üppig, und was dann weiter unten sein mochte, jetzt eingewickelt in eine Decke und leblos auf das Fußgestell zwischen den sirrenden Speichenrädern des Rollstuhls gestellt, davon würde man ja absehen können, ein surrealistisches Irgendwas von menschlichen Gliedmaßen, vermutlich – nur um so mehr war doch ihr Rumpf darüber Frau, ihr Blick bestätigte das, schrie's geradezu in alle Welt hinaus. Es war ein herzzerreißend offener, waffenloser Blick gewesen, der Blick der Leidgeprüften, bitte sehr, der waidwunden Hindin, wie's poetisch heißt, man distanziert sich unwillkürlich – aber es war auch Heiterkeit und die Kraft zur Lebensfreude in diesem Blick, er hatte mich voll getroffen und aufgefordert, ihm Antwort zu stehen . . . o Gott, ich war ein Schwein!

Ich war ein Schwein, weil ich mich abgewendet hatte. Aber doch nicht ohne ihren Blick ebenso voll erwidert zu haben, wenn auch nur für einen Sekundenbruchteil, aber was hatte das zu sagen: Solcherlei zwischenmenschliche Nachrichtenübermittlung entzieht sich ja der Meßbarkeit. Hätte ich ihr länger und noch seelenvoller in die Augen geschaut, so wäre es peinlich geworden, ich hätte kaum deutlicher werden können, wenn ihr meine Hosenknöpfe ins Gesicht gesprungen wären. Dabei mußte doch tatsächlich meine ganze Seele als Angebot in meinem Blick gelegen sein, die Bereitschaft, sie zu lieben, sie auf der Stelle zu meiner Frau zu machen und ein erfülltes Leben lang mich nachts an ihrem schönen Torso auszuschwelgen und tagsüber stolz und glücklich, alles Mitleid von uns weisend, sie vor mir herzukarren.

Wie konnte ich ihr erklären, daß nicht der Anblick ihres jämmerlichen Zustands mich hatte von ihr abwenden lassen, sondern ein Bündel schmählicher Motive, die einzig und allein mich selbst betrafen? Sie war ganz offensichtlich ein Mädchen aus gutem Haus, geliebt, umsorgt und wohlerzogen. Ihre Kleidung, der solide, auf weißen Gummireifen schnurrende Rollstuhl und die Person, die ihn schob, zeugten von Wohlbemitteltheit, von Stand und Klasse – und eben das waren Kriterien, die mich damals abstießen, die ich mied, wo ich nur konnte. Ich hielt mich nämlich für einen Deklassierten, und es beunruhigte mich auf vielerlei Weise, daß ich's tat.

Ich wußte selbstverständlich, daß ich endgültig an ihr vorbeigegangen war. Nachzugehen, herauszufinden, wo sie wohnte, und auf umständliche Weise ihre Bekanntschaft zu suchen, war ich zu feig, zu schüchtern, zu sehr zur Zurückhaltung erzogen, zu dünnblütig, zu träg. Aber es war wohltuend, mir vorzustellen, daß ich ihr erzählen könnte, was mich bedrängte – das heißt: von mir, von der Welt, aus der ich kam, von meiner Kindheit, meinem Elternhaus, den Schuljahren im Internat, der kurzen Zeit der Verwirrung auf der Universität – kurz: meine ganze bedrükkend ereignislose und dann doch wieder für mich so aufregende Geschichte, in einer jener leidenschaftlichen Lebensbeichten, wie sie jugendliche Liebende austauschen zum Zeichen, daß sie die Vergangenheit verabschiedeten und fortan ein neues Lebenskapitel unter dem Stern der Zweisamkeit begannen.

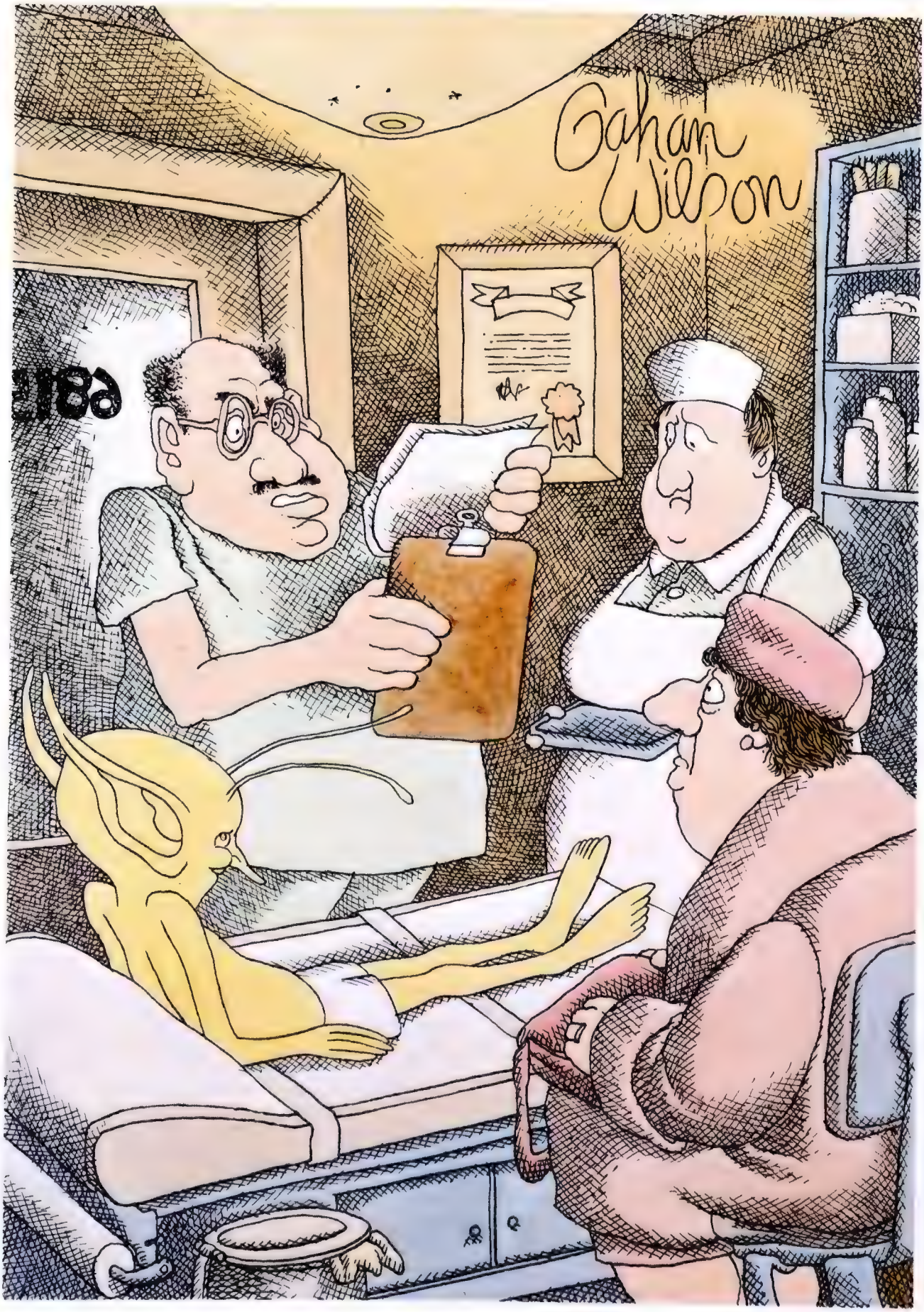
Ich war in Bukarest ja eigentlich als ein Geflüchteter oder auch als ein Verbannter. Jedenfalls kam ich mir abwechselnd mal als das eine, mal als das andere vor. Was mich in Wahrheit hierher verschlagen hatte, war der Trotz. Ich stand vor dem Militärdienst, hatte mein Studium unterbrochen, wollte es nach der Dienstzeit nicht wieder aufnehmen, sondern endlich tun, was damals (neben der fortwährenden Beschäftigung mit dem Gedanken an Liebe) meine dominierende Leidenschaft war: zeichnen und malen, ein Künstler von Weltruhm werden. Unausbleiblich hatte mich das mit meinen Eltern in Konflikt gebracht. Deren Ansichten und Absichten waren unbeugsam konventionell – und das bedeutete damals noch weit mehr als heute. Gewiß, ein Talent zum Zeichnen und Malen mußte mir zugestanden werden. Aber mir fehlte jegliche Ausbildung. Und selbst, wenn ich die nachgeholt hätte, würde das meinen Vater kaum umgestimmt haben. Mein Vater träumte davon, seine unerfüllten Wünsche in mir zu verwirklichen. Wenn nicht naheliegenderweise Forstwirtschaft, dann sollte ich mathematische Chemie oder Atomphysik, die Wissenschaft der Zukunft, studieren.

Mit 19 ist das Leben ein Drama, das alle Viertelstunden Tragödie zu werden droht. Die Auseinandersetzungen zu Hause wurden mir unerträglich. Ich sagte mich los, erklärte mich für unabhängig, packte meine Siebensachen und begab mich aus der provinziellen Enge in die Metropole: das Bukarest von 1933.

Und hier war ich nun angelangt, tat alles andere eher als zeichnen und malen, und meine Träume, dem Jahrhundert mein Genie aufzustempeln, verdünnten sich zusehends. Ich mußte mich mit 19 Jahren als gescheiterte Existenz betrachten.

Die ersten Schritte in dieser Stadt waren schicksalbestimmend gewesen. Ich hatte ja vorderhand nicht den geringsten festen Plan, lediglich die Absicht, den Wunsch, mich auf die eigenen Beine zu stellen – unter der unabdingbaren Bedingung freilich, daß es durch eben das geschehe, was so verletzend angezweifelt worden war: meine künstlerischen Gaben. Und von diesen wieder war ich selbst so felsenfest überzeugt, daß ich keinen Gedanken daran verschwendete, wann, wo und auf welche Weise ich sie zur Anwendung bringen könnte. Zunächst, jedenfalls, wollte ich schauen, sehn, erleben, die neue Welt erfahren . . . Ich hatte ein wenig von meiner Mutter mir zugestecktes Geld in der Tasche, brauchte mich also nicht gleich um Brot und Unterkunft für den nächsten Tag zu sorgen, hatte also mein Gepäck vom Bahnhof ins Hotel bringen lassen und spazierte unbeschwert in die Straße hinaus. Die Straße, Calea Grivitei, empfing mich mit allem lumpigen Zauber des alten Balkans.

Ich war berauscht. Ich sah, ich fühlte,



„. . . und seit wann streitet
Ihr Mann seine Vaterschaft ab?“

ich roch den nahen Orient. Eine Dimension der Welt, die bislang Märchenland gewesen war, wurde greifbare Gegenwart. Aus dem Gewimmel von Herumlungerern, Passanten und ihnen an die Fersen gehefteten fliegenden Händlern, Hammeln, Hühnern, getretenen Hunden, peitschenknallenden Droschkenkutschern, Bauernknäueln auf ratternden Karren, wild hupenden Autos, kam mir eine junge Zigeunerin entgegen. Sie war anzusehen wie aus dem Bilderbuch: glutäugig, zähneblitzend, silbermünzenblinkend. Mit einem angewinkelten Arm, von dem ihr weiter Blusenärmel geglitten war, stützte sie einen großen, flachen Korb voll Maiskolben auf ihrem spiegelnd schwarzen Scheitel. Während sie mit einem unverschämten Lächeln jedem Entgegenkommenden in die Augen schaute, rief sie klingend: „*Papuschoj!*" Keiner kaufte ihn ihr ab.

Im Näherkommen mußte sie einem Grobian ausweichen, der sie beinah umgerannt hätte. Eine Hüftbewegung, die die Glockenblume ihrer Röcke schwingen ließ, brachte sie an ihm vorbei, aber dabei glitt ihr aus dem tiefen Ausschnitt der Bluse ihre linke Brust und wippte voll und blank, um den rosigen Warzenhof rührend jungmädchenhaft gezipfelt, vor aller Leute Augen.

Es machte sie keineswegs verlegen. Mit einer nachlässigen Bewegung ihrer freien Hand zog sie den Saum des Blusenausschnitts so zurecht, daß die Brust wieder darunterschlüpfte, und rief mir unverschämt weiterlachend ihr „*Papuschoj!*" entgegen.

Ich hielt sie an. „Was kostet dein Mais?" Das Herz klopfte mir im Hals.

„Der Kolben einen Leu. Fünf Kolben vier Lei."

„Wie viele hast du in deinem Korb?"

„60, 80 Kolben."

„Ich gebe dir 100 Lei dafür. Aber du mußt mit mir kommen." Ich schluckte. „Ich habe ja nichts, worin ich sie tragen könnte", fügte ich ungeschickt hinzu.

Sie hatte mich längst verstanden. „Gehn wir, schöner, junger Herr!" sagte sie frohgemut. „Aber du gibst mir einen Pol dazu."

Ein Pol waren 20 Lei, aber ich wollte mich nicht zu gefügig zeigen. Ich überhörte ihre Forderung und ging wortlos voran – ohnehin war mir die Aufmerksamkeit peinlich, die unser Handel öffentlich erregt hatte. Sie folgte mir, und ich hörte hinter mir Lachen und ein paar dreckige Bemerkungen.

Ich konnte nicht fehlgehn mit der Vermutung, daß es hier, nah beim Bahnhof, irgendein fragwürdiges Hotel für Handlungsreisende geben müsse, in dem ein Zimmer auch für die Stunde zu haben war. Es war lotteriger, als ich's mir vorgestellt hatte. Der unrasierte Kerl hinter dem wackligen Tisch vor dem Schlüsselbord hatte nicht einmal ein Hemd an, nur ein speckiges Unterleibchen. Er verlangte Bezahlung im voraus, 300 Lei. Damals waren so viele falsche Hunderter im Umlauf, daß die Geschäftsleute einen flachen Stein bereithielten, auf den sie die Münzen warfen, um am Klang des Aufschlags ihre Echtheit zu prüfen, und es wunderte mich, daß er's nicht tat, der Stein lag vor ihm auf dem Tisch, aber ich dachte nicht weiter darüber nach. Als wir uns anschickten, die Stiege – oder vielmehr: die Hühnerleiter zu den Zimmern hochzusteigen, sagte er grob zum Zigeunermädchen: „Aber der Korb mit dem Mais bleibt hier!"

Das alles erlebte ich in einer Art von Trance. Es war zwar keineswegs das erstemal, daß ich mit irgendeinem Frauenzimmer auf irgendeine verwanzte Bude ging, aber diesmal entsprach's in allen Umständen meiner Vorstellung von herrischer Männlichkeit und raschem, im Vorübergehen gegriffenem Abenteuer. Je schmuddeliger die Umgebung, um so lebensechter kam es mir vor.

Die Zigeunerin stand vor mir. Ihr stummes, spöttisch aufforderndes Lachen ließ mich vermuten, sie würde, wenn ich mich ihr näherte, im letzten Augenblick beiseite springen und ein verhaßt neckisches Hasch-mich-Spiel beginnen, wie es spröde Mädchen einlegen, um die Brutalität des Geschlechtsakts ebenso hinauszuzögern wie zu provozieren. Aber sie blieb auf der Stelle und regte sich nicht und änderte auch ihren spöttischen Ausdruck nicht, hielt mir nur, als ich nah bei ihr war, die hohle Hand entgegen. Ich legte ihr einen Hunderter hinein. Sie blieb unbewegt. Ich legte eine 20-Lei-Münze darauf und eine zweite nach. Wieselflink zog sie die Hand zurück und ließ das Geld verschwinden. Sie hatte ihren Blick nicht von mir abgewandt und schaute mir weiter mit einem Lächeln in die Augen, als ich ihr die Bluse von den Achseln streifte, als wüßte sie, daß ich an ihr scheitern müßte. Ich blieb auch einen Augenblick gebannt vor ihren nackten Brüsten, überwältigt von einer Wirklichkeit, die köstlicher war als alle Wachträume.

Als ich meine Hände hob, um sie anzufassen, klopfte es an die Tür. Aufgeschreckt zog ich dem Mädchen die Bluse wieder hoch, ging hin und öffnete. Der Kerl von unten stand in der Türfüllung und hielt mir eine Münze entgegen: „Dieser Hunderter ist falsch!"

Ich kramte einen andern aus meiner Tasche, gab ihn ihm und schloß die Tür vor seiner Nase. Das Zigeunermädchen stand immer noch stumm lachend im Raum. „Komm!" sagte ich zu ihr und führte sie zu der Grauslichkeit aus schweißgelbem Leinen, rachitischen Kissen und einer Pferdedecke, die unser Brautbett sein sollte. Sie legte sich ohne den geringsten Widerstand zurück. Auch das verwirrte mich. Ich befahl mir, nicht in mich hineinzulauschen, ob ich imstand sein würde, ihre Bereitschaft mit einer gleichen zu erwidern. Langsam schob ich eine Hand unter ihren Rock und tastete mit der andern nach ihrer Brust. Es klopfte wieder.

Es war noch einmal der Kerl von unten, diesmal ausgesprochen unverschämt: „Auch dieser Hunderter ist falsch!"

Ich gab ihm einen andern. „Ich wünsche nicht mehr gestört zu werden", sagte ich und mußte mir eingestehen, wie lächerlich fehl am Platz diese Luxushotel-Formel hier klang, erst recht die anmaßende Schärfe, mit der ich sie ausgesprochen hatte.

Er beeilte sich keineswegs zu gehn, und ich schlug die Tür viel zu heftig wieder zu, drehte ostentativ den Schlüssel zweimal im Schloß um und ging zu meiner gänzlich ungerührten Schönen zurück.

Diesmal küßte ich sie, und sie erwiderte den Kuß sehr kundig. Mit einem Glücksgefühl sondergleichen erlebte ich, wie sie mich in die Arme nahm, mit einer Hand in mein Haar griff, um meinen Kopf zu fassen und fester gegen ihren Mund zu drücken. Es klopfte.

Jetzt war ich bereit, es zu ignorieren, aber der Kerl polterte gegen die Tür, und das Mädchen in meinen Armen lachte auf und sagte: „Du bist schön dumm! Merkst du nicht, daß der alle seine falschen Hunderter bei dir einwechselt?"

Ich durfte sie nicht glauben lassen, daß ich ein Grünschnabel war, den jeder Beliebige an der Nase herumführen konnte. Ich ging hin und öffnete die Tür.

Der Kerl hielt mir die Hand mit einem Hunderter entgegen. „Ist auch dieser falsch?" fragte ich feindselig. Ich sah die schweren Muskeln an seinen Schultern und Armen.

„Was sonst?" fragte er grob zurück und hob mir die Hand hin.

„*Du-te'n pizda mâti!*" sagte ich – ein landläufiger, jederzeit gehörter, darum nicht minder böser Fluch im rumänischen Sprachgebrauch: Geh in die Fotze deiner Mutter!

Ich hatte erwartet, daß er zuschlagen würde, also traf er mich nicht voll, aber doch mit solcher Wucht, daß mir die Ohren sangen. Auch riß es mich zur Seite, so daß mein Gegenschlag ihn kaum streifte, und zu einem zweiten kam ich nicht, seine Fäuste hagelten auf mich ein. Unter einer Flut von Verwünschungen prügelte er mich aus dem Zimmer und auf den Korridor hinaus. Wie ich die Stiege zum Erdgeschoß niederkam, wußte ich gar nicht mehr, aber unten wartete ich auf ihn, ich

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 166)

DES MEERES UND DER TRIEBE WELLEN

Am Sandstrand der Vulkan-

insel Mauritius haben sich Ines und Mona gefunden. Für einen Hauch von Zärtlichkeit. Die beiden wissen

nichts von den gleichnamigen Zyklonen, die alljährlich über die feuchtheiße Insel hinwegtoben. Aber sie

kennen „Séga“, den feurigen Tanz der Insulaner, und ihre Körper wiegen sich im Rhythmus ihrer Phantasie. Wie

Breitengrade nördlich des Wendekreises des Steinbocks. Ines und Mona geben sich ganz der sanften Gewalt

das wohl ist, als Schiffbrüchige allein auf einer einsamen Insel zu leben? Die Insel, die sie meinen, liegt drei

der Wellen hin, die zärtlich die Ufer der Lust umspielen. Sie träumen von magischer Selbstverwirklichung

wie der Surrealist André Breton, der einmal sagte: „Ich wünschte, ich könnte mein Geschlecht wechseln

Gedanken vergessen. Für sie ist der erotische Impuls der Reiz, um Liebesstrukturen zu entwickeln. Sie folgen

wie ein Hemd." Aber sie haben schon eine Beute ausgemacht. Ein Taucher läßt die Nymphen die surrealistischen

ihrer Triebe Wellen und nehmen sich, was ihnen die Natur als Spielgefährten geschenkt hat: einen Mann.

FOTOS: JOCHEN HARDER

Wie es überhaupt dazu gekommen war, daß Tina und ich an der Tafel des Barons Philippe de Rothschild saßen, Austern aus offen knabberten und mit einem ehemaligen französischen Premierminister plauderten, während wir dazu vom edelsten Wein auf unserem Planeten tranken, ist mir nach wie vor nicht ganz klar. Denn mir dürfte kaum der Ruf eines Weinkenners von hohen Graden vorausgeeilt sein. (Ich kann höchstens einen Bordeaux von einem Burgunder unterscheiden.) Und zum Jet-set darf ich mich nicht zählen. Ich fliege Touristenklasse.

Die Einladung, eine Woche auf Schloß Mouton zu verbringen, hatten Freunde von Freunden erwirkt. Ich darfe über den Besuch selbstverständlich schreiben, was ich wolle, wurde mir bedeutet, aber niemand sei mir gram, wenn ich, ohne darüber ein Wort zu verlieren, lediglich die Gastfreundschaft des Barons in Anspruch nähme. Baron Philippe de Rothschild pflegt regelmäßig ein knappes Dutzend Gäste auf sein Schloß einzuladen. Ein Journalistenehepaar aus den Vereinigten Staaten, hatte man sich überlegt, würde sich auf der Liste gut ausnehmen. Nachdem ich über die Rothschilds gelesen hatte, was ich nur auftreiben konnte, und mir von Freunden, die die Weine der Rothschilds kannten, bittere Worte des Neides hatte anhören müssen, trafen meine Frau und ich an einem regenrüben Herbstnachmittag auf dem Flughafen von Bordeaux ein. Neben einem grünen Mercedes warteten die Presseagentin des Barons, deren

Zu Gast bei Rothschild

Was tut ein PLAYBOY-*Autor, der eine Woche bei einem der reichsten Männer der Welt verbringt? Er genießt und schreibt*

Bericht von
G. Barry Golson

ILLUSTRATION: HERB DAVIDSON

Assistentin, ein Gepäckträger und der Chauffeur auf uns. Die Presseagentin – eine muntere Pariserin namens Georgie Viennet – war ziemlich erleichtert, als sie bemerkte, daß Thia und ich Französisch sprechen.

Während der einstündigen Fahrt zum Schloß durch die Weingegend des Médoc begann sich der Himmel aufzuklären. Beiderseits der Straße erstreckten sich steinige Felder mit Reihen über Reihen dünner, kurzer Rebstöcke.

Wir hatten gelesen, daß auf diesem felsigen Boden Frankreichs auf einer Breite und Länge von nur wenigen Kilometern vier der fünf besten Bordeauxweine wachsen.

Zum erstenmal las ich Namen, die ich bislang nur auf den Etiketten teurer Weinflaschen gesehen hatte, auch auf Straßenschildern: CHÂTEAU MARGAUX 4 KM... CHÂTEAU LAFITE-ROTHSCHILD NACH RECHTS ABBIEGEN.

Eine hohe Säule am Straßenrand, von einem goldenen Davidstern gekrönt, wies uns darauf hin, daß wir uns dem Château eines Rothschild näherten.

Ich war ziemlich verdutzt, als wir inmitten weiter Rasenflächen plötzlich vor einem schlichten sandfarbenen Gebäude hielten und fragte Georgie: „Das soll es sein?" Georgie erklärte, es gäbe noch ein kleineres Gebäude im Park, das meinen Erwartungen wahrscheinlich eher entspräche. Es werde aber nur bei großen Diners benutzt. Der Baron und seine Frau hätten es vorgezogen, sich in einem der früheren Stallgebäude einzuquartieren. Allerdings erst, nachdem das Haus mit großem Aufwand renoviert worden sei.

Vor dem Portal hatten sich acht livrierte Diener aufgereiht. Sie erwarteten offensichtlich die Ankunft einer hochgestellten Persönlichkeit. Zu meinem Unbehagen stellte sich heraus, daß Thia und ich diese VIPs waren. Unser Gepäck verschwand, bevor ich erklären konnte, was wem gehörte.

Wir wurden durch das Eingangsportal in eine Marmorhalle und dann über eine breite Treppe zu den im ersten Stock gelegenen Wohnräumen geleitet. Der große Salon ist ein länglicher Raum, dekoriert mit Pflanzen, Skulpturen und ein paar Bildern von Braque, Kandinsky und Brancusi. Von den Fenstern blickt man über die Weingärten von Mouton, die abends erleuchtet sind und sich bis zum Horizont erstrecken.

Ein Butler in weißer Jacke erschien und verkündete, *Monsieur le Baron* werde uns Gesellschaft leisten.

Inzwischen wurde Champagner der Marke Dom Pérignon serviert. Thia und ich sahen gerade wieder aus dem Fenster, als ich hinter uns Schritte vernahm. „Hallo, meine jungen Freunde", sagte eine Stimme, „ich bin Philippe de Rothschild."

■

Ich hatte vor unserem Besuch so ziemlich alles gelesen, was über diesen Rothschild je geschrieben worden ist. Ich wußte, daß er 76 Jahre alt und der Erbe einer Familie war, deren Reichtum und Einfluß in Europa seit 200 Jahren ihresgleichen suchen. Ich wußte ferner, daß auf seinem Weingut einige der besten und teuersten Weine der Welt heranreiften. Obendrein – so war zu lesen – hatte der Baron sich noch als Poet, Wissenschaftler, Übersetzer, Rennfahrer, Segler, Bobfahrer, Filmemacher und Kunstsammler einen Namen gemacht.

Ich war auf einen distinguierten älteren Herrn gefaßt, der von den Anstrengungen eines erfüllten Lebens gezeichnet ist. Doch der Mann, dem ich mich jetzt gegenübersah, wirkte nicht älter als 55, hatte eine feste, kräftige Stimme und einen Kranz noch immer kastanienbrauner Haare um den sonst kahlen Schädel. Seine Ähnlichkeit mit Picasso war verblüffend. Er trug eine Art Seidenponcho und bestickte Slipper, seine bevorzugte Kleidung, wie ich später bemerkte.

Wir setzten uns in der Küche des Châteaus zum Tee. Es wurden gebackene Croissants und frischer Honig serviert. Der Baron war bester Laune und unterhielt sich abwechselnd auf Englisch und Französisch mit uns. Ich ertappte ihn einige Male dabei, wie er Thia wohlgefällig musterte.

●

Auf Château Mouton wird jeder Raum nach seinem Dekor benannt. In Thias Zimmer, dem „chinesischen", hingen Bilder und Zeichnungen aus sämtlichen chinesischen Kunstepochen. Mitten im Zimmer stand ein riesiges Himmelbett. (Georgie vertraute uns an, daß Königinmutter Elizabeth bei ihrem Besuch vor einer Woche darin geschlafen hatte.)

Die Wände in meinem Zimmer waren mit Gobelins und englischen Gravüren geschmückt, auf denen sich Affen tummelten. Ich beschloß, meine Einquartierung im „Affen-Zimmer" nicht als Anspielung aufzufassen.

Das Personal hatte unsere Koffer bereits ausgepackt. Mein Smoking und Thias Kleider hingen aufgebügelt in einem Wandschrank. Auch das Badewasser war selbstverständlich schon eingelassen. Die Thermometer am Wannenrand hingen in geschnitzten Holzhalterungen.

Ich ging in Thias Zimmer und sah, wie sie wortlos und mit allen Anzeichen des Entsetzens auf den Boden starrte. Unter eine mit Schildpatt eingelegte holländische Kommode aus dem 17. Jahrhundert hatte jemand fein säuberlich Thias zerschlissene, ausgelatschte Frotteepantoffeln gestellt. „Ob ich die Dinger wohl heimlich im Waschbecken verbrennen kann?!" fragte sie. Ich riet davon ab.

Nachdem wir ein Bad genommen hatten, kletterten wir in Thias ausladendes Bett. Als wir das Laken hochzogen, wies Thia darauf hin, daß es aus Porthault-Leinen sei. „Ich habe mal bei Bloomingdale's ein Taschentuch aus diesem Zeug gesehen", sagte sie. „Es kostete 40 Dollar. Und hier sind Quadratmeter davon!" Die Kostbarkeit des Gewebes und die Vorstellung, daß die Königinmutter erst unlängst auf eben diesem Bett geruht hatte, ließen es uns geraten erscheinen, jetzt wirklich nur zu schlafen.

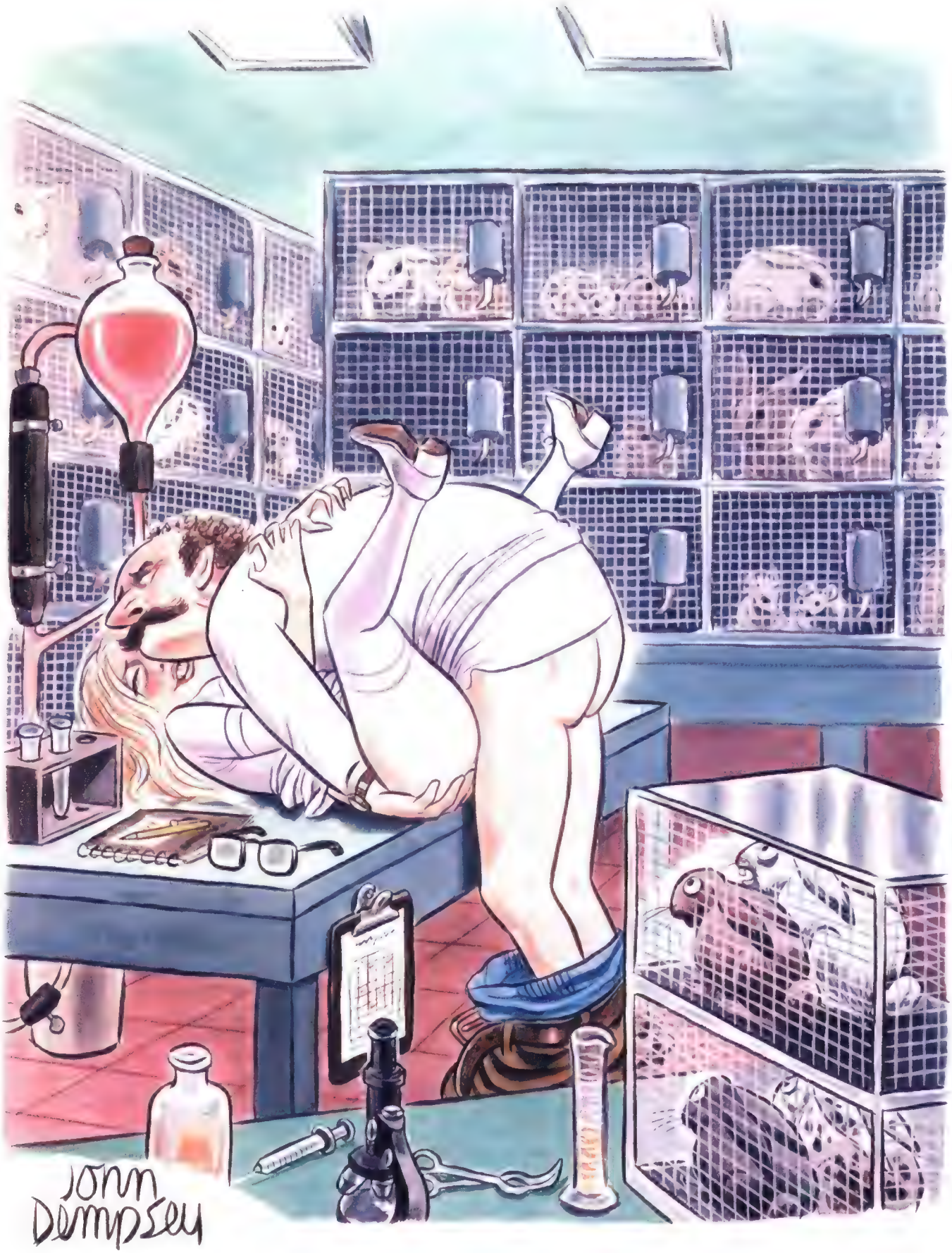
Um neun Uhr fanden wir uns in der Bibliothek zum Diner ein. Außer dem Baron und uns waren anwesend: Guy Dumur, der Literaturkritiker des Pariser *Nouvelle Observateur;* der mit Ingrid Bergman verheiratete schwedische Theaterproduzent Lars Schmid („Ingrid bedauert sehr, daß sie an diesem Wochenende nicht kommen kann"); Philippine Pascal, Tochter des Barons und Schauspielerin an der Comedie Française; ihr Sohn Julien, der aufgeweckte 13jährige Erbe, und Joan Littlewood, eine quirlige, spottlustige, zierliche Frau, die im London der sechziger Jahre mit avantgardistischen Theater-Produktionen – besonders mit ihrer Inszenierung der Weltkrieg-I-Satire *Oh, what a lovely war* – für Aufsehen gesorgt hatte, und die seit dem Tod von Philippes zweiter Frau im Jahr 1975 auf dem Schloß gelegentlich die Gastgeberin spielt.

Neureiche neigen zum Protzen. Die seit Generationen Reichen haben das nicht nötig. Der Baron bestand darauf, daß wir uns alle mit Vornamen anredeten, und binnen kurzem war den Gästen jede Befangenheit genommen. Nicht eine Sekunde lang hatten wir das Gefühl, irgendwelche gesellschaftlichen Eignungstests bestehen zu müssen.

Auf einer kleinen Speisekarte waren die einzelnen Gänge aufgeführt; ebenso die Weine – drei zum Mittagessen, vier zum Diner. Der beste Wein des Abends ist für den dritten Gang reserviert. An diesem Abend, nach einem Château Margaux und einem Château La Tour, die fast so alt waren wie ich – 33 Jahre – wurde der Wein aus einem langhalsigen Krug ausgeschenkt. Es war ein 29er Château Mouton Rothschild, der beste Wein, der mir bis dahin Gesellschaft geleistet hatte.

Das Tischgespräch war freimütig, witzig und gelegentlich deftig. Wenn jemand pompös oder preziös zu werden drohte, setzte ihm Joan Littlewood den Kopf zurecht. Philippe war davon keineswegs ausgeschlossen. Nach einer kurzen Auslassung des Barons über die politische Lage

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 147)



„Die Stellung ist ja hochinteressant;
aber warum machen die das bloß so langsam?“

MARKEN-ZEICHEN DER NATIONEN

Wenn Briefmarken reden könnten, dann würden sie Geschichten erzählen, die Sammler nur zu ahnen wagen. Von Briefträger Sparbier ganz zu schweigen

Südafrika-Sondermarke (unten) für Farbige, die sich weigern, die Rückseite weißer Marken (darüber) zu belecken

Diese Marke befördert weder die russische noch die chinesische Post, da Fälschung des albanischen Geheimdienstes

Nur 10-Pfennig-Wert erschienen, weil Versorgungslage der Republik durch weitere Marken persifliert worden wäre

„Fucking Sam" (unten): Erschienen nach Einführung des Berufsheeres, um den Ansturm von Freiwilligen zu stoppen

Japanische Rarität: die „anonyme Kunstpfeiferin". Nach Entdeckung der Motivvorlage wurde die Produktion eingestellt

Typisch verunglückte Serie des Bundespostministers: Friedrich von Schiller gehört natürlich nicht in diese Reihe

Versuch eines anschließend nach Sibirien verschickten Künstlers, Mütterchen Rußland volksnah darzustellen

SIR, WAS DARF'S DENN FÜR

Die Hadley-Panzerwerke waren der ganze Stolz des Pentagon. Nie hatten sie einen Liefertermin überschritten. Kein Wunder, denn sie existierten nur auf dem Papier

Bericht von **ARTHUR T. HADLEY** Seit 18 Jahren gehören die Arthur T. Hadley Panzerwerke zu den wichtigsten Rüstungsbetrieben in den USA. Und das ist ein kleines Wunder, denn die Firma besteht lediglich aus einer Schauspielerin, einem Bühnenbildner, einer Kostümbildnerin, einem Verleger und mir, einem freiberuflichen Schriftsteller. Immerhin stehen wir sogar im Waffenverzeichnis der American Ordnance Association, jenem Verein verantwortungsbewußter Leute, die das Heer mit Qualitätswaffen versorgen – und das ist eine ganz hübsche Leistung für ein Sieben-Quadratmeter-Büro in der nicht gerade vornehmen 53. Straße West in New York.

In meiner Eigenschaft als Konzernpräsident wurde ich sowohl vom renommierten Detroit Arsenal als auch von der Luftkriegs-Akademie zu Vorlesungen über den neuesten Stand der Panzerproduktion und -konstruktion eingeladen. Leider haben wir uns nie auf einen Termin einigen können. Im Pentagon werden wir unter der Kurzformel „Hadley Tank" geführt. Vom ehemaligen Verteidigungsminister McNamara haben wir einen Preis für „Effizienz im Industriebetrieb" erhalten, und das Schönste an der Geschichte ist: Wir haben noch nie einen Panzer hergestellt. Aber unser Top-Management hat ganz offiziell Zugang zu amtlichen Geheimunterlagen, damit wir uns an Ausschreibungen für neue Panzer beteiligen können.

Ich kann Ihnen versichern, daß sich das rein zufällig ergeben hat. Die Hadley-Panzerwerke sind nur deshalb entstanden, weil wir fünf als Freiberufliche erhebliche Schwierigkeiten hatten, Kreditkarten zu bekommen. Die großen Kreditkarten-Unternehmen können im Umgang mit Selbständigen, deren Solvenz sie anscheinend von vornherein in Zweifel ziehen, erstaunlich penibel sein. Daß wir aus dieser Mücke sozusagen einen Elefanten gemacht haben, erklärt sich mit der Eigendynamik, die solche Dinge entwickeln, wenn man sie erst einmal in Gang gesetzt hat. Auch die Brüder Wright wollten eigentlich nur wissen, ob ihre Erfindung nun fliegt oder nicht. Und Sie wissen, was daraus geworden ist.

Die Anfänge von Hadley Tank waren bescheiden. Es gab nur mich, sonst nichts. Ich habe in den frühen fünfziger Jahren für *Newsweek* gearbeitet. Damals bot mir ein Vertreter von General Motors an, ich sollte doch einmal die Panzerfabrik seiner Firma besichtigen. Ich sagte natürlich zu, denn wenn mir das eine Exklusivstory einbrachte, dann konnte ich bei *Newsweek* auf einen Weihnachts-Bonus hoffen (das galt besonders für Storys, die den Anzeigenverkauf förderten). Doch für einen Journalisten war es gar nicht so einfach, in die Fabrik hineinzukommen. Daraufhin besorgte ich mir eine Mitgliedschaft in der bereits erwähnten American Ordnance Association.

Ich unterschrieb die kleine Antragskarte, schrieb in die Rubrik „Firmenzugehörigkeit" meinen Auftraggeber *Newsweek,* legte einen Dollar in den Umschlag und rechnete den Dollar auf meinem *Newsweek*-Spesenkonto ab. Und dann recherchierte ich eine Exklusivstory, die nie zustande kam.

Dafür kam fortan die Mitgliedskarte der AOA – jedes Jahr mit der Bitte, die Mitgliedschaft zu erneuern. Noch immer voller Hoffnung auf eine Exklusivstory bezahlte ich meinen Dollar, schrieb unter „Firmenzugehörigkeit" weiterhin *Newsweek* und später *New York Herald Tribune.* 1960 wurde die *Herald Trib* mal wieder von einer der periodisch auftretenden Krisen geschüttelt, die den Verlag regelmäßig heimsuchten wie eine Grippe-Epidemie, und ich mußte gehen.

Arbeitslosigkeit ist eine Erfahrung, auf die man gut verzichten kann. Als Festangestellter konnte ich mein Konto überziehen, wann immer ich wollte. Meine Bank schrieb mir gelegentlich einen höflichen Brief, in dem sie mich sanft an den Kontostand erinnerte. Kaum

EIN PANZER SEIN?
TOP-SECRET

SIR, WAS DARF'S DENN FÜR

Die Arbeit der Leute von den Hadley-Panzerwerken war so geheim, daß sie schließlich selbst nicht mehr wußten, was sie taten. Aber das gehört sich auch so für einen der größten Rüstungsbetriebe

war ich arbeitslos, kamen die Mahnungen per Telegramm – und schließlich riefen sie sogar an (immerhin jemand, der mich noch anrief). Die Kreditkarten-Unternehmen forderten ihre Plastikausweise zurück, „bis wir Ihre Positionen überprüft haben". Selbst mein Bargeld schienen manche Leute nur nach gutem Zureden zu akzeptieren. Der Staat begann, meinen Einkommensteuer-Erklärungen unzählige Arbeitsstunden zu widmen. Hotels, Fluggesellschaften und Restaurants hatten weder Zimmer noch Plätze, noch Tische frei. Sogar Hunde knurrten, wenn ich vorbeiging.

Ich plagte mich gerade damit ab, zur Aufbesserung meiner Finanzen den GAR (den Großen Amerikanischen Roman) zu verfassen – eine mühselige Sache, weil meine neue elektrische Schreibmaschine auf allen Tasten nur ein „e" tippte –, da traf wie jedes Jahr die neue Mitgliedskarte der AOA ein. Dankbar für jeden Kontakt mit der Außenwelt unterschrieb ich sie wie üblich und schickte meinen Dollar ein. In die Rubrik „Firmenzugehörigkeit" schrieb ich „Keine".

Zwei Wochen später kam die Karte zurück, mit einem kleinen, faksimilierten Brief: Ich solle die Karte doch bitte vorschriftsmäßig ausfüllen. Die Worte „Firmenzugehörigkeit: Keine" waren rot unterstrichen. Ich radierte den roten Strich weg und schickte die Karte zurück. Postwendend landete sie wieder bei mir, diesmal mit einem maschinegeschriebenen, unsignierten Brief, der mich darauf hinwies, daß für die Beibehaltung der Mitgliedschaft eine Firmenzugehörigkeit notwendig sei. Zwischen den Zeilen stand zu lesen: Entweder Sie füllen das Ding richtig aus, oder Sie sind draußen.

Das reichte. Mein Ego war von den zahlreichen Demütigungen sowieso schon angeknackst. Ich tippte also unter „Firmenzugehörigkeit" eine „A. T. Hadley Tank Company", unterschrieb als Präsident und schickte die Karte zurück. Daraufhin erhielt ich einen zweiseitigen Brief von einem General C. C. Utz aus Detroit, der beteuerte, die AOA habe schon lange auf die Mitgliedschaft der A. T. Hadley Tank Company gewartet. Er empfahl mir, eine Sammelmitgliedschaft für mein ganzes Unternehmen abzuschließen. Sie würde nur 1000 Dollar kosten, und auf diese Weise könnten „auch Ihre Führungskräfte in den Genuß der Vorteile der AOA gelangen". Außerdem erkundigte er sich nach den Schwerpunkten von Hadley Tank bezüglich der Panzerproduktion.

Ich wußte nicht recht, was ich tun sollte. Eine Überprüfung meiner Scheinfirma konnte ich nicht gebrauchen. Doch dann sagte ich mir, daß jetzt nur Frechheit weiterhelfen könne. Ich dankte dem General für sein Schreiben und teilte ihm mit, daß wir uns eine Sammelmitgliedschaft sorgsam überlegen würden. Außerdem bekam der General die gewünschte Information über die Schwerpunkte der Hadley Tank Company. Ich schrieb ihm, daß wir uns auf die Herstellung leichter Panzer spezialisiert hätten. (Die Konstruktion schwerer Panzer würde die Möglichkeiten eines mit Schreibtisch, Schreibmaschine und Aktenschrank vollgestopften Sieben-Quadratmeter-Büros auch bei weitem überschreiten. Davon abgesehen war der Fahrstuhl außer Betrieb.) Nein, wir waren eindeutig ein Unternehmen für leichte Panzer. Je leichter, desto besser.

Der nächste Brief kam vom Pentagon. Irgend jemand in Detroit hatte sich anerkennend über Hadley Tank geäußert. Aufgrund meiner Verdienste um die nationale Verteidigung und meiner technischen und unternehmerischen Fähigkeiten wurde ich zum Mitglied im „Ausschuß für leichte Panzer" ernannt, einer gemeinsamen Institution des Verteidigungsministeriums und der American Ordnance Association.

Bald nach dieser Auszeichnung erhielt die A. T. Hadley Tank Company Einladungen zu einer Vorlesung in Dallas über „Exponentielles Feedback in

ILLUSTRATIONEN: INK STUDIOS

EIN PANZER SEIN?
MIKE
GIN
TEA
LINKS

Servosystemen der Beta-Serie" und zu einem Seminar über „Flußanalyse in der Tri-Metall-Härtung" in Memphis.

Im Frühjahr 1962 veröffentlichte die AOA ihr Verzeichnis renommierter Rüstungsbetriebe. Unter „Panzer" stand – zwar hinter Ford und Caterpillar Tractors, aber klar vor General Motors und Chrysler – meine „Arthur T. Hadley Tank Company". Es war eine Lust, in diesen frühen Jahren der Kennedy-Ära dem Vaterland dienen zu dürfen.

Ich fühlte mich großartig. Ein Jahr im Geschäft, und schon ein gemachter Mann. Ich kaufte einen kleinen Spielzeugpanzer und stellte ihn auf meinen Schreibtisch. Ich mußte ihn fünf Treppen hochtragen, weil der Fahrstuhl noch immer außer Betrieb war. Genau an diesem Nachmittag erhielt Hadley Tank den ersten Anruf. Ein Vertreter der Instrumentenfirma Cross in Chicago wollte wissen, ob ich schon daran gedacht hätte, meine Produktionsanlagen zu automatisieren. Ich hatte nicht. Das „e" meiner Schreibmaschine machte mir genug Sorgen.

Am Thanksgiving Day im November des folgenden Jahres erlebte Hadley Tank eine historische Stunde: Der Einmannbetrieb verwandelte sich über Nacht in einen gigantischen Vierpersonenkonzern. Die Idee kam mir, als ich mit drei Freunden beim Abendessen saß. Alle drei sind beim Theater und dort ziemlich erfolgreich. Aber es geht ihnen wie allen Selbständigen: Sie bekommen weder Kreditkarten noch Bankkredite – erstens, weil sie keine Firmenzugehörigkeit angeben können, und zweitens, weil Theaterleute ohnehin einen schlechten Ruf haben.

„Ohne einen festen Job läuft da nichts", sagte Will-Steven Armstrong, der Bühnenbildner.

„Man müßte bei einem bekannten Konzern angestellt sein", seufzte Patricia Zipprodt, die Kostümbildnerin.

Da sagte ich spontan: „Den Konzern könnt ihr haben. Wißt ihr denn nicht, daß ich Panzer produziere?"

Ich muß zugeben, daß ich auf Skepsis stieß. Doch als ich ihnen einen Job in meiner Firma anbot und obendrein versicherte, bei den Hadley-Panzerwerken müßten sie nichts tun, dessen sie sich später schämen müssen – eine Politik, die ich anderen Rüstungsunternehmen wärmstens empfehle –, waren sie schließlich zu einer Mitarbeit bereit. Wir kürten zunächst drei Vizepräsidenten: Unsere Gastgeberin, die Schauspielerin Lovelady Powell, wurde Vizepräsident für Kommunikation. Pat Zipprodt wurde Vizepräsident für Design und Konstruktion. Will-Steven Armstrong wurde Vizepräsident für Produktion.

In den folgenden Wochen war Konzernpräsident Hadley vollauf damit beschäftigt, Anrufe und Antragsformulare von American Express, Diner's Club, Macy's, Lord & Taylor's, Bonwit's, der Chase Manhattan Bank und vielen anderen zu beantworten. Er verbürgte sich für die Zahlungskraft und solide Finanzlage seiner Vizepräsidenten und nebenbei auch für seine eigene. Mit dem Kameradschaftsgeist, der seither den Aufstieg von Hadley Tank gekennzeichnet hat, luden die Vizepräsidenten mich auf ihre neuen Kreditkarten großzügig zum Essen ein. Der Vizepräsident für Design entwarf ein Firmenschild für die Bürotür. Der Vizepräsident für Produktion fertigte für mich ein hypermodernes Panzermodell mit 20 Kanonen, welches das Spielzeug auf meinem Schreibtisch ersetzte.

Einige Zeit später wurde noch Thomas Guinzburg in unseren erlesenen Kreis aufgenommen. Seinem Eintritt in die Firma ging ein Abend harter Verhandlungen in der Trattoria „Bacchus" in Positano voraus. (Wundern Sie sich bitte nicht, wie die Hadley Tank Company nach Italien gekommen ist. Wir sind klein, aber mobil.) Da Guinzburg Verleger ist, wurde er selbstverständlich Vizepräsident für Buchhaltung.

Ein paar Monate lang existierte die Firma A. T. Hadley unbehelligt vor sich hin. In meiner Eigenschaft als Präsident machte ich mir von Zeit zu Zeit Gedanken über unsere finanzielle Situation. Ich veranlaßte durch einen befreundeten Rechtsanwalt vorsichtige Recherchen und erfuhr zu meiner Freude, daß unsere Bonität überall den besten Ruf genoß.

„Ich vermute, daß Sie Ihre Rechnungen immer pünktlich bezahlen", sagte der Rechtsanwalt. Ich sah keinen Grund, ihm mitzuteilen, daß wir noch nie eine Rechnung erhalten hatten.

Leider wurden die Hadley-Panzerwerke trotz der Bemühungen des Präsidenten langsam, aber sicher in die Verteidigung Amerikas verwickelt. Das Pentagon schickte einen zweiten Brief. Es bat um die Namen von Direktoren, die berechtigt wären, Geheimunterlagen einzusehen. Ganz im Geiste unserer Unternehmungspolitik („Nicht lügen") antwortete ich, niemand von uns sei dazu berechtigt. Es tat mir ein bißchen weh, das feststellen zu müssen, denn es erweckte fast den Eindruck, als würden die Hadley-Panzerwerke von Säufern oder Kommunisten geleitet. Andererseits hoffte ich, daß ein so zwielichtiges Management vom Pentagon nicht mehr belästigt werden würde.

Irrtum. Das Verteidigungsministerium schrieb einen Entschuldigungsbrief: Die American Ordnance Association hätte die Unbedenklichkeits-Bescheinigung für die Hadley-Panzerwerke versehentlich verfallen lassen. Anlage: Ein unglaublich kompliziertes Formular, das ich ausfüllen sollte, damit meine Top-Angestellten nach einer gründlichen Überprüfung Rüstungsgeheimnisse erfahren durften.

Ich rief meine Vizepräsidenten an, um sie zu fragen, wer von ihnen bereit sei, sich vom FBI aushorchen zu lassen, und mußte feststellen, daß niemand bereit war, seinen Ruf als sauberer, gesetzestreuer Amerikaner zu beweisen. Im Gegenteil, man lachte mich aus und machte mir den unfreundlichen Vorschlag, ich solle mich doch selbst überprüfen lassen. Ich wandte ein, daß dies nicht möglich sei. Ein Teil des Formulars mußte nämlich vom Arbeitgeber des Antragstellers ausgefüllt werden. Diese Befürwortung hätte ich dann für mich selbst ausschreiben müssen. Auf meine Vizepräsidenten machte das freilich keinen Eindruck. Also beantragte ich eine Sicherheitsüberprüfung für Arthur T. Hadley und schrieb als mein eigener Arbeitgeber eine herzliche Empfehlung dazu.

Die Mühlen der Bürokratie mahlen langsam, und weil ich mit einem Buch und einem Theaterstück genug um die Ohren hatte, vergaß ich die ganze Sache. Doch das Schicksal holte mich wieder ein. Eines Tages klopfte es an die Tür, und ein Mann trat ein. Er atmete schwer, denn der Fahrstuhl war wieder mal kaputt, und der Mann hatte die Hadley-Panzerwerke zu Fuß erreichen müssen. Der Besucher zückte einen zerfledderten Ausweis und keuchte: „FBI."

Ich bot ihm einen Platz an. Der FBI-Agent zog ein Notizbuch und einige fotokopierte Seiten meines Antragformulars aus der Tasche.

„Ich überprüfe eine Person namens Arthur T. Hadley", sagte er. „Kennen Sie ihn?"

„Ja."

„Kennen Sie ihn gut?"

„Sehr gut." Aber das war nicht der rechte Augenblick für psychologische Spitzfindigkeiten. „Ich bin Arthur T. Hadley", sagte ich.

„Sie sind *wer?*"

„Arthur T. Hadley. Bei mir sind Sie richtig."

Lange Pause. Er sah mich an. „Das kann nicht stimmen", sagte er.

Jetzt haben sie dich, dachte ich. Das FBI kann man nicht hinters Licht führen. Außerdem war der Unterschied zwischen einer Panzerfabrik und dieser Bruchbude kaum zu übersehen.

Doch der FBI-Agent hatte offenbar an etwas ganz anderes gedacht.

„Ich bin beauftragt, Personen zu befragen, die Mr. Hadley kennen. Und nicht Mr. Hadley selbst."

„Aha."

„Wenn meine Vorgesetzten erfahren,

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 136)

EIS HOCKEY

Ein Torwart dient den Angreifern beim Eishockey als Navigationspunkt für ein Attentat, bei dem ein Viertelpfund Hartgummi in eine Start-Ziel-Bewegung von 150 Stundenkilometern versetzt wird – das Geschoß kann Schienbeine knacken und Kinnladen zerschmettern

Von **HORST VETTEN**

ICH BESASS ALLE Voraussetzungen für eine große Eishockeykarriere. Ich war ein flinker Schlittschuhläufer, hatte fabelhafte Reflexe, nur noch wenige Zähne, scheute keinen Schmerz, und die Strömungen in meinem Kleinhirn haben nach einer Untersuchung am sportmedizinischen Institut ergeben (Zitat aus der Expertise) „. . . daß die Versuchsperson V. über eine extrem ausgebildete Fähigkeit verfügt, zeitlich minimale Vorgänge bis zu den Bruchteilen einer Sekunde in einen ebenso korrelativ wie koordiniert kontrollierten Ablauf zu bringen." Zusatz: „Wie häufig bei solchem Phänomen zu beobachten, steht diese Fähigkeit jedoch nicht in vergleichbarer Korrespondenz zu langzeitlichen Gedankenprozessen (von einer Sekunde an aufwärts)." Damit entsprach ich den Erfordernissen, die diese Sportart an mich richtete – hier folge ich noch mal dem Untersuchungsergebnis: Optimal! Ich war süchtig nach Eishockey. Im Schlaf erschienen mir Spielzüge, so verwegen und doch so klar, so zwingend und sieghaft, daß ich, kaum hatte ich den Puck abgefeuert (ich war immer derjenige, der den Puck abfeuerte), hochfuhr, Tor schrie und davon aufwachte. Meine Tore schoß ich aus allen Lagen. Mitunter in rasender Fahrt; kaum über die blaue Linie hinweg, stellte ich die Schlittschuhe quer, vielleicht linksrum, vielleicht rechtsrum, und während die anderen noch bremsten, hatte ich einen Sekundenbruchteil Vorsprung; jetzt die Täuschung entgegengesetzt, die gesamte gegnerische Abwehr zu einer Fehlbewegung nach links getrickst, den Torwart zu einer Reflexbewegung in die falsche Ecke, auf den falschen Fuß gelotst, und dann hui, hinein. Oder die Slapshots, meine Slapshots! Obzwar eigentlich ein Goalgetter, der beim Powerplay hinten in der Bandenecke oder am Tor kurvt, unberechenbar wie eine Wespe und stets zum Zustechen bereit, ließ ich mich im geheimen, sekundenschnellen Einvernehmen mit meinem Hintermann oft an die Linie zurückfallen. Dort stand ich, fiebernd, lauernd, zur Gerte gebogen und erwartete den Rückpaß. Dann flitzte die Scheibe herbei, jetzt bekam sie von mir einen Hieb, der ihre Richtung mit der Akkuratesse eines Billardspielers, ihr Tempo mit der Wucht eines Schmiedehammers veränderte, und dies alles im einzig denkbaren, oder eben nicht mehr denkbaren Augenblick: Reaktionswunder, Billardqueue, Schmiedehammer, das war ich beim Slapshot. Backhand. Wie alle Rechtshänder hielt ich den Schläger mit der rechten Hand oben, mit der linken im Mittelteil, also die Schaufel links. Die Geschwindigkeit des

Eishockeyspiels, der stete Drang nach dem kürzesten Weg, und der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist nun mal eine Gerade, hat den Backhand-Shot heute selten werden lassen, aber zu meiner Zeit war er eine meiner Spezialitäten. Den Querpaß von rechts oder links ahnend, die Attacken der Gegenspieler in meine Rechnung einbeziehend, konnte ich das Geschiebe beim Forechecking *scheinbar* zu meinem Nachteil sich entscheiden lassen. Ich ließ mich schieben. Dann kam der Paß, dann kam der Rückpraller, dann kam das Gerangel, und dann kam meine Backhand – unübertroffen. Selbstverständlich aber entsprangen die schön-

In dumpfer Andacht scharen sich die Spieler um den einen, dem während der nächsten 20 Spielminuten das größte Unheil droht: den Torwart.

sten Tore meinen Soli. Schwer in Worte zu fassen, was mich für ein Gefühl erfaßte, wenn ich von hinten, vom eigenen Tor, zu einem Alleingang ansetzte. Die Kameraden, bis hin zum Torhüter, erkannten schon an meinem Tempo, was ich im Sinn hatte, es war selbstverständlich, daß jetzt nur ich den Puck bekommen konnte und kein anderer. Und dann stob ich mit der Geschwindigkeit ab, die es dem zurückweichenden Gegner so schwer macht, dazwischen zu gehen. Ich hörte unter meinem Sturzhelm die Zuschauer jubeln, wenn ich behende über einen gegnerischen Schläger hüpfte, den Puck mit dem Körper abdeckte,

den Menschenwall an der blauen Linie durchschnitt wie das heiße Messer die Butter, und wie ich dann als letzte Bastion den Koloß aus dem gegnerischen Tor lockte, mit einer winzigen angedeuteten Schußbewegung, die ihm keine andere Wahl läßt, er *muß* auf den Bluff reagieren. Dann liegt er da, und wie ich jetzt mit der Bewegung eines Florettfechters die Scheibe ins Tor beförderte, ähnelte das jener Geste, mit der ein Torero seinen Degen in die fünfmarkstückgroße Weichstelle am Nackenansatz des Stieres sticht. – Wie gesagt, ich war so süchtig nach Eishockey, daß mir solche Spielzüge im Schlaf erschienen. Die Wirklichkeit stellte sich nüchterner dar. Ich war nämlich der Tormann. Der Tormann und der Linksaußen, sagt man im Fußball, spinnen. Beim Eishockey gibt es den Linksaußen nicht in Form und Wirkung wie beim Fußball, aber der Torwart muß hier genau wie dort partiell beknackt sein. So ein

FOTOS: ROLF HAYO

Die gegnerische Abwehr zu einer Fehlbewegung nach links getrickst, den Torwart zu einer Reflexbewegung auf den falschen Fuß gelotst – und dann: hinein.

Eishockeytorwart dient den Angreifern als Navigationspunkt für ein Attentat, bei dem ein Viertelpfund scheibenförmigen Hartgummis schlagartig in eine Start-Ziel-Bewegung von 150 Stundenkilometern versetzt wird; das Geschoß kann Plexiglas zertrümmern, Schienbeine knakken, Kinnladen zerschmettern und hat weltweit seinen beständigen Anteil an florierenden Zahnarztpraxen. Niemand schützt den Eishokkeytorwart *(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 162)*

REICH MIR DIE

Die Kavaliere kommen wieder. Mögen sich auch die äußeren Formen gewandelt haben, so wird dem Schwächeren wieder Hilfe zuteil – ohne Ansehen von Person und Stellung. Fünf Beispiele sollen jedem Zweifler das Maul stopfen

DER MANN VON WELT BESTEIGT UND SCHWEIGT

Joseph L. hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den ramponierten Ruf der Reitlehrer durch bedingungslose Hingabe an das Schülermaterial wieder aufzupolieren. Pädagogisches Geschick zusammen mit bestechendem reiterlichem Können machen einen Teil seines Erfolges aus. So manche Elevin wurde dank Josephs Ritterlichkeit höheren Zielen zugeführt.

AUF DEM EIS, DEM KÜHLEN, MIT DEN JUNGEN FÜHLEN

Erich Z., früherer baltischer Rollschuhmeister im Doppel, kann tagtäglich dabei beobachtet werden, wie er im Stadion von Garmisch-Partenkirchen ungelenken jungen Paaren Hilfestellung gibt. Sein vorbildliches Verhalten bei den schwierigen Hebefiguren ist ein Brückenschlag der Höflichkeit und des gegenseitigen Verständnisses zwischen jung und alt. Hut ab!

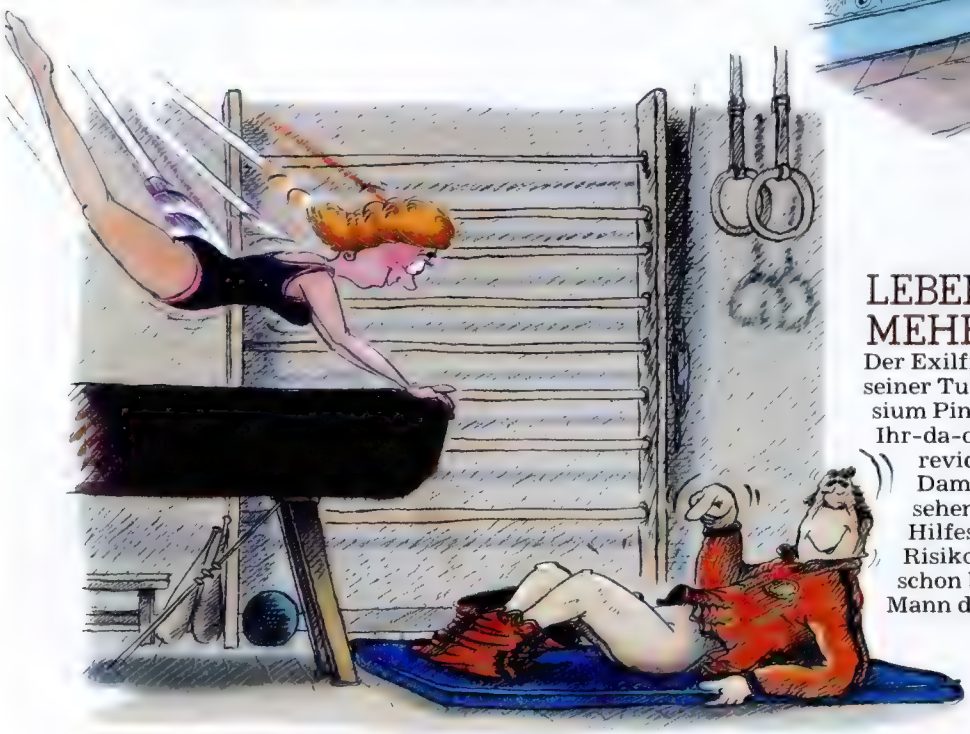
HAND, MEIN LEBEN!

DER OBER, BEI DEM JEDER BEDIENT IST

Die Gästebetreuung des Kellners Giuseppe vom Restaurant „La Travolta" in Düsseldorf ist frei von Verkrustung und Routine. Südländische Herzenswärme und ein jeder Situation gewachsenes Anpassungsvermögen machen verständlich, warum die Tische im „La Travolta" schon Monate vorher ausgebucht sind. Giuseppe hat sich um die deutsche Gastronomie verdient gemacht.

EIN GUTER CHEF MACHT'S AUS DEM EFF-EFF

Sekretärinnen leiden oft unter der Arroganz und Stoffeligkeit ihrer Vorgesetzten. Daß dies nicht so sein muß, beweist das nun schon seit Jahren ungetrübte Verhältnis zwischen dem Bibliothekar Immanuel G. und seiner Assistentin Helga. Das behende Hinweggreifen über Hierarchiestufen sichert Immanuel vor allem bei der weiblichen Belegschaft eine weit über das kollegiale Maß hinausgehende Beliebtheit, die sich auch außerhalb der normalen Arbeitszeit bewährt hat.



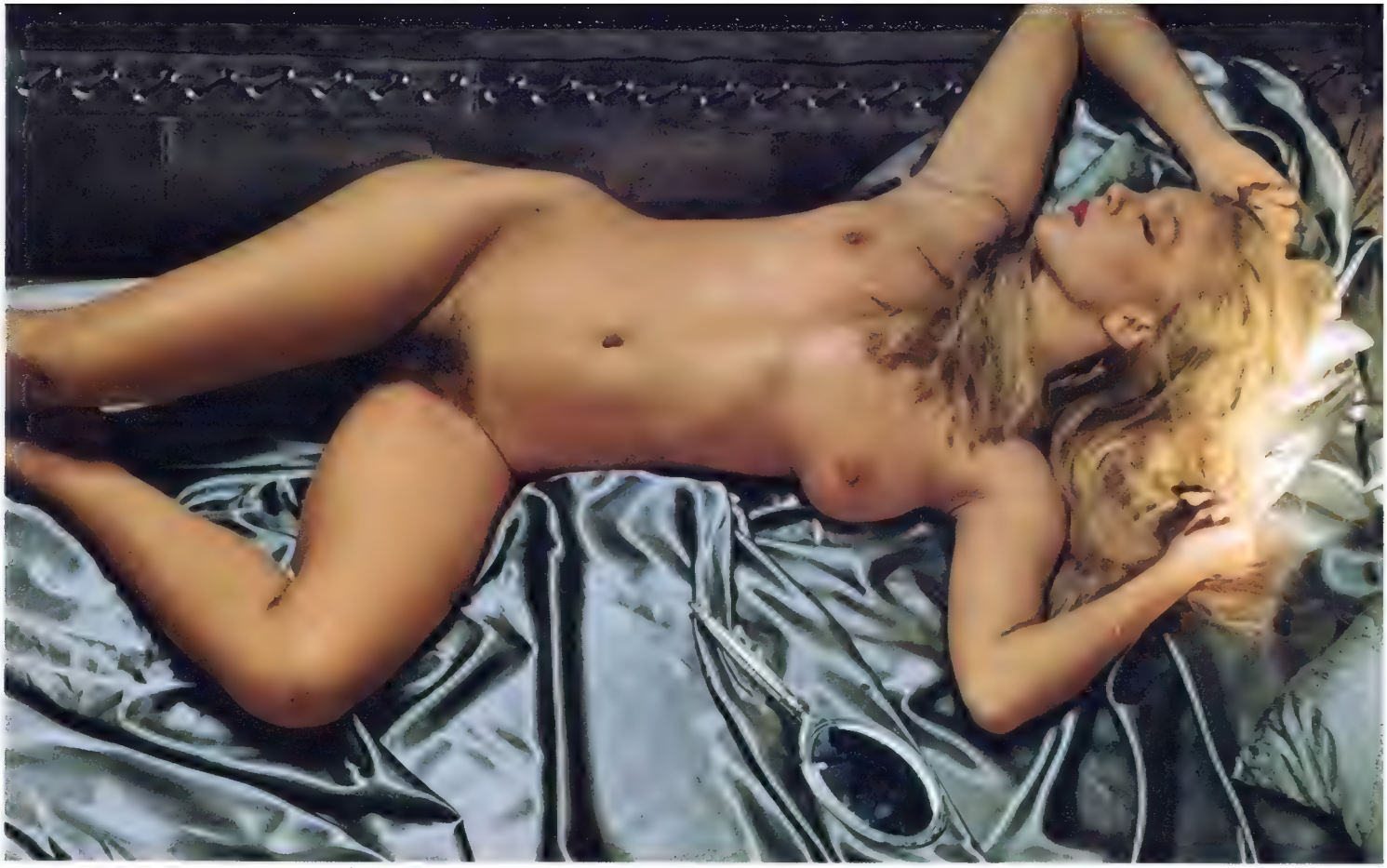
LEBENSART BEIM SPORT – MEHR ALS NUR EIN WORT

Der Exilfriese Vaclav O. hat in seiner Turnstunde (Städtisches Gymnasium Pinneberg) das Feindbild Ihr-da-oben-wir-da-Unten nach Kräften revidiert. Nie hat man eine Damenriege eifriger bei der Sache gesehen, obwohl die abgebildete Hilfestellung ihres Lehrers nicht ohne Risiko ist. Aber – wie hieß es schon bei Wilhelm Tell – „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt."

TEXTE UND ILLUSTRATIONEN STEFFEN E. KÖPF

LIEBEN UND LIEBEN LASSEN

Silvana hat es gern, wenn man sie anschaut. „Es ist ein aufregendes Gefühl, sexy zu sein und zu wissen, daß Männer mich schon auf Fotos attraktiv finden“



FOTOS HERBERT HESSELMANN

Ich mag Musik und Tiere, bin sehr romantisch und verliebe mich gern und oft. Ich bin ganz einfach ins Verliebtsein verliebt. Leider vergeht dieser euphorische Zustand meistens sehr rasch, weil kein Mann lange dem Idealbild entsprechen kann, das ich mir anfangs von ihm mache.

Ein Spontanfick? Steht für mich nicht in den Karten. Ich glaube einfach nicht, daß eine sensible Frau auf einen x-beliebigen Mann zugehen und sagen kann: „Hast du Lust, mit mir zu bumsen?" Und hinterher sitzt sie auf dem Bett, bedankt sich schön, - und die Sache ist vergessen? Tut mir leid, aber das ist nichts für mich.

Ich gehe gern aus und bin gern mit Männern zusammen. Was daraus wird, ergibt sich meist von selbst. Kein Problem. Was ich brauche, ist die Gewißheit, jemandem nicht nur körperlich nah zu sein. Ich muß spüren, daß ein Mann mich ernst nimmt. Daß ich im Moment wichtig für ihn bin.

MISS MÄRZ
PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS

ANGABEN ZUR PERSON:

NAME: Silvana Berg
GEBOREN: 9.3.1959
MASSE: 87-59-86
BERUF: Studentin

Sie ist das, was die Amerikaner eine Army Brat, eine Armee-Göre nennen. Ihr Vater, US-Offizier, wurde häufig versetzt und hat die Familie von Standort zu Standort mitgeschleppt. So hat Silvana – eine Tochter Courage im Troß von Onkel Sam – zwischen ihrem Geburtsort München und Bangkok ständig neue internationale Schulen besucht. Die Mutter hat stets dafür gesorgt, daß die Tochter aus den Offiziersgettos herauskam und Land und Leute kennenlernte. Resultat: Silvana spricht fließend Englisch, Deutsch und Italienisch.

Sie spielt Gitarre und Klavier und schreibt gelegentlich Gedichte. „Sehr dramatische", räumt sie ein. „Denn ich bin ein dramatischer Mensch." Man bescheinigt ihr den beachtlichen Intelligenzquotienten von 124 (zum Vergleich: Isaac Newton hatte einen IQ von 130), und sie ist stolz darauf, „nicht nur etwas in der Bluse, sondern auch etwas zwischen den Ohren zu haben". Zur Zeit lebt sie in Mailand und trägt sich mit dem Gedanken, Zeitungswissenschaften zu studieren. Willkommen an Bord, Kollegin!

Ein echtes Münchner Kindl

Mit Nachbars wildem Kater Felix

Beim Urlaub in der Toskana

Silvana Berg

PLAYBOYS PARTY WITZE

Wußten Sie eigentlich, daß der Schuhmacher Fröhlich zwei 18jährige Töchter hat? Bildhübsche Zwillinge, die beiden."

„Wie ich seine Schuhe kenne, dürfte es das einzige Paar sein, in das man bequem reinkommt."

Liebling, warum gehst du immer auf den Balkon, wenn ich singe?"

„Damit die Leute nicht denken, ich würde dich verprügeln."

Frank Sinatra gibt ein Gastspiel in Las Vegas. Eines Abends kommt ein junger Mann in die Garderobe des Sängers. „Mister Sinatra, ich habe ein halbes Jahr gespart, um mit meiner Freundin ein Konzert von Ihnen besuchen zu können. Wir sitzen sogar in der ersten Reihe. Aber damit allein kriege ich sie noch nicht rum. Vielleicht könnten Sie während Ihres Auftritts an unserem Tisch vorbeikommen und mich persönlich begrüßen!"

Sinatra verspricht, sein möglichstes zu tun. Die Show beginnt, Sinatra kommt an den Tisch des jungen Mannes, klopft ihm freundlich auf die Schulter und sagt: „Na, wie geht's, mein Freund? Lange nicht mehr gesehen."

Darauf gelangweilt der Junge: „Schieß in den Wind, Schnulzen-Fuzzi!"

Unser PLAYBOY-Lexikon definiert Defloration als Starthilfe.

Ein Mann betritt die Polizeiwache. An seiner Seite watschelt ein Pinguin. „Den habe ich eben auf der Straße aufgelesen. Was soll ich jetzt mit ihm machen?"

„Am besten gehen Sie mit dem Tier in den Zoo", rät der Polizist.

Am nächsten Tag trifft der Polizist den Mann mit dem Pinguin wieder. „Habe ich Ihnen nicht gestern gesagt, Sie sollen mit dem Tier in den Zoo gehen?"

„Das haben wir ja auch gemacht. Gestern waren wir im Zoo, heute gehen wir ins Kino."

Sind Sie verheiratet?" fragt der Personalchef den Bewerber.

„Nein, aber ich mache trotzdem alles, was man mir sagt."

Opa hat ein sehr, sehr junges Mädchen geheiratet. Am Morgen nach der Hochzeitsnacht fragt sie begeistert: „Es war wunderschön, Liebster. Macht man das öfter?"

„Eigentlich nicht", sagt der Alte, „es soll allerdings Lüstlinge geben, die das zweimal im Jahr probieren."

Aufgeregt fragt der Chef seine Sekretärin: „Wo zum Teufel ist mein Bleistift?"

„Hinter Ihrem Ohr", antwortet das Mädel.

„Hören Sie", sagt der Branchengewaltige, „ich hab wirklich keine Zeit zum Suchen. Hinter welchem Ohr?"

Der Malermeister ist mit den Türen fertig und sagt der Dame des Hauses, daß er nun mit dem Treppenhaus beginnen wolle. „Da zeige ich Ihnen noch schnell die abgegriffenen Stellen, wo mein Mann immer hinfaßt."

„Ach wissen Sie", darauf der Maler, „ein Schnäpschen wäre mir eigentlich lieber."

Mit Bedacht trödelt ein später Macker mit der Frühstückskarte rum, studiert sie von unten bis oben und zurück und findet es witzig, die Bedienung anzumachen: „Damit Sie's gleich wissen, ich komm' nicht zweimal in ein Restaurant, wenn sich nicht wenigstens eines der servierten Würstchen mit meinem eigenen messen kann."

„Wenn das so ist", spricht die Saaltochter kühl, „zwei Seiten weiter ist die Karte mit den Kinderportionen."

Für einen veröffentlichten Party-Witz gibt es 50 Mark. Schicken Sie ihn an PLAYBOY *Deutschland, Kennwort: „Party-Witz", Augustenstraße 10, 8000 München 2. Bitte, haben Sie Verständnis, daß wir nicht alle Einsendungen berücksichtigen können.*

ABER NEIN, DU STÖRST NICHT
JUAN BALLESTA 96

WIE DEM TOD DIE TRÄNEN KAMEN

Schewski war fällig. Doch der fremde Herr ließ mit sich reden – Erzählung von **THOMAS BRASCH**

Er öffnete die Wohnungstür. Auf seiner Couch saß ein fremder Herr. „Wie sind Sie denn hereingekommen", sagte Schewski. „Den ganzen Tag am Ladentisch, und wenn man nach Hause kommt und die Beine ausstrecken will, sitzt einer auf der Couch. Sind Sie von den Stadtwerken, hat Sie der Hauswart hereingelassen? Dann tun Sie endlich Ihre Arbeit und sitzen Sie nicht herum."

Der fremde Herr wühlte in seiner Tasche und zog eine Akte heraus. Er stand auf: „Sie werden mich nicht kennen,/doch sollte mich keiner beim Namen nennen./Wenn Sie mich nach meiner Arbeit fragen,/kann ich zu diesem Thema nichts sagen."

Schewski setzte sich auf die Couch: „Das geht zu weit. Ich kann verstehen, daß sich Leute langweilen, aber solche Art Freizeitbeschäftigung geht wirklich zu weit. Bei mir sind Sie an der falschen Adresse, junger Mann. Verlassen Sie jetzt meine Wohnung, oder der Abschnittsbevollmächtigte ist in fünf Minuten hier, und Sie können sich den Rest durch die Gitter besehen."

Der fremde Herr seufzte: „Nun folgen, wie sollte es sonst sein,/die üblichen Redereien./Ach, anders als in früheren Zeiten,/scheint mein Anblick Schwierigkeiten zu bereiten./Ich bin schon gewohnt,/daß mich keiner mit Diskussionen verschont."

Er streckte die Hand aus, und eine Fliege, die an der Lampe saß, fiel hinein. Er ging zum Fenster. Er strich mit den Fingern über die Blumen. Sie fielen um. „Ich hoffe, dieses Experiment/hat zur Folge, daß man mich erkennt."

Schewski raste in drei Sekunden durch die Geschichte der Welt, durch die Philosophie und durch seinen Lebenslauf. Er sah:

Brutus stößt Cäsar das Messer ins Herz.

Die Kaderleiterin drückt Schewski die Hand.

Der Fernsehturm stürzt um.

Das Wort: immer.

Das Wort: nie.

Die Frauen der Abteilung stoßen ihre Gläser gegeneinander.

Die Verkäuferin aus der Lederwarenabteilung wartet am nächsten Sonnabend vergeblich auf ihn und trinkt Kaffee.

Ein Stoppelfeld, durch das eine Ratte läuft.

Als er seine Augen öffnete, kniete der fremde Herr über ihm: „Auf Ihre Frage kann ich Ihnen die Antwort geben:/Sie sind noch am Leben."

„Ich bin erst 37 Jahre alt", sagte Schewski. „Das ist ungerecht. Am Sonnabend wollte ich mich mit der Verkäuferin aus der Lederwarenabteilung treffen. Vielleicht wäre eine Ehe daraus geworden. Ich werde alles anders machen, wenn Sie es wünschen. Ich werde nicht heiraten, wenn Sie es für richtig halten.

Ich habe niemandem etwas getan. Lesen Sie in meiner Kaderakte nach. Wenn Ihnen etwas nicht gefällt, werde ich es ändern. Ich kann nicht einfach sterben. Sehen Sie es ein. Ich habe nicht daran gedacht. Was habe ich getan. Ich kann nicht sterben. Ich werde gebraucht.

Wenn Sie wollen, rede ich mein ganzes Leben kein Wort mehr, sitze nur ruhig da und mache meine Arbeit. Ich kann auch gar nichts machen, wenn es Ihnen gefällt. Nur so dasitzen, wenn Sie so wollen, und mich überhaupt nicht mehr bewegen. Aber nicht sterben. Sie müssen sich nach mir erkundigen. Ich habe niemandem etwas getan. Vielleicht haben Sie falsche Informationen über mich bekommen. Leute, die mich nicht leiden können. Warum soll ich sterben?"

Der fremde Herr half Schewski auf die Couch und reichte ihm die Akte. Schewski las: Schewski, Herbert, geboren am 23. Mai 1941, stirbt am 24. März 1979. Der Vorgang soll scheinbar planlos, das heißt, ohne Verwendung von Krankheiten, Unfällen

ILLUSTRATION GOTTFRIED HELNWEIN

et cetera vor sich gehen. Der fremde Herr legte die Arme auf den Rücken und ging im Zimmer umher: „Die Existenz ist eine Sache mit Konsequenz", sagte er. „Leben heißt, sagen wir's knapp:/ der Fall vom Mutterleib ins Grab./ Ich erinnere mich vergangener Tage,/ da war das alles keine Frage./Sicher, auch Angst kannte man schon,/nur: Man machte nicht so viele Worte davon./ Doch, wie gesagt, in neueren Zeiten,/ scheinen sich Illusionen zu verbreiten./ Einige Herrschaften leben daher,/als ob ich nie geboren wär,/als ob ich längst gestorben sei/oder meine Arbeit veraltete Spielerei./Sie verstehen: Eine Arroganz ist in die Welt gekommen/und wird von mir nicht ohne Widerspruch hingenommen./ Die Folge ist, wie es immer so geht,/daß niemand mit Würde zu sterben versteht."

Schewski saß auf der Couch und starrte auf den Teppich.

Der fremde Herr ging mit gesenktem Kopf durch das Zimmer. Schewski sah zum Telefon.

„Komm' ich zur Arbeit, verfallen sie/in Krämpfe und Hysterie", sagte der fremde Herr. „Glauben Sie mir: Ich muß es wissen,/ich habe Helden vom Pferd gerissen./Ich bin über Schlachtfelder gefahren,/ich habe tausendköpfige Scharen/aus dem Leben gehetzt./Aber was bin ich jetzt:/ein Mann, der sich vom Wege das zitternde Laub sammelt,/bevor es vergammelt./Kein würdiger Gegner, wohin ich seh',/nur Jammern und Betteln. Warum und Oje./Kein Blick für die Schönheit meiner Instrumente,/nur rationalistische Argumente./Bis zum Kragen hab ich es satt,/daß keiner Sinn für Größe hat."

„So ist das auch nicht", sagte Schewski. „Ich kann Sie durchaus verstehen. Jeder Beruf braucht seine Schönheit, und jeder, der ihn tut, hat seine Würde. Auch mir wäre viel Spaß genommen, wenn das Material nicht einen gewissen Widerstand entgegensetzte und damit das Gefühl für meine Fertigkeiten erhöhen würde. Erfolge, die in den Schoß fallen, wiegen nicht schwer.

Ich kann Sie verstehen. Ihnen muß der Spaß vergehen, wenn Sie nur auf die unangenehme Seite Ihrer Arbeit aufmerksam gemacht werden. Aber da sind doch noch die Selbstmörder, die Sie suchen, die doch Ihre Freunde sein müssen und Ihnen zeigen sollten, daß Sie gebraucht werden."

„Armselige Kreaturen, die sich in meinen Stand erheben,/die müßten zur Strafe ewig leben", schrie der fremde Herr.

„Natürlich, entschuldigen Sie", sagte Schewski, „das hatte ich vergessen. Aber, um zu unserem Thema zurückzukommen: Ich habe Verständnis für Ihre Lage, aber Sie müssen auch die Menschen verstehen. Sie hängen am Leben . . ."

„Aber dieses Leben/wurde unter einer Bedingung gegeben", sagte der fremde Herr.

„Sicher", sagte Schewski, „ich weiß, was Sie sagen wollen. Trotz allem, wir können nicht begreifen, daß . . ."

„Der Mensch ist ein vollkommenes Wesen,/er kann sprechen, denken, lesen", sagte der fremde Herr. „Wie erklären Sie denn: Bei den Tieren/muß ich kein Wort verlieren."

„Eben", sagte Schewski und ging jetzt auch im Zimmer auf und ab. „Je mehr einer begreift, desto unbegreiflicher wird es ihm. Ich darf Ihnen das an einem Beispiel verständlich machen: Da sind zwei Männer. Der eine arbeitet mit mir zusammen im Warenhaus, ist ein belesener, intelligenter Mensch mit Fachschulabschluß. Der andere hat meinem Haus gegenüber eine Autoreparaturwerkstatt. Er war nicht auf der Oberschule. Alles, was er versteht, sind Autos. Er geht nicht ins Theater, liest nicht und sieht im Fernsehen nur Unterhaltungssendungen.

Die beiden kannten sich nicht, ich kannte beide. Und beide sah ich mit derselben Frau. Am Wochenende ging mein Kollege aus dem Warenhaus mit ihr spazieren, an Wochentagen mein Nachbar. Beide erzählten mir, sie wäre ihre große Liebe, und sie hätte ihnen die Ehe versprochen.

Beide gründeten ihre Zukunftspläne auf ein Zusammenleben mit ihr. Diesen Betrug konnte ich nicht lange mit ansehen. Ich erzählte dem Inhaber der Reparaturwerkstatt und meinem Kollegen, wie die Dame ihre freien Tage verbringt. Am Abend des Tages, an dem ich beide in Kenntnis gesetzt hatte, hörte ich aus der Reparaturwerkstatt ein großes Geschrei. Nach einer Weile sah ich die Frau herauskommen mit ihren Kleidern und der Bettwäsche unterm Arm. Ich blieb am Fenster.

Nach einer weiteren Stunde verließ mein Nachbar die Werkstatt in seinem besten Anzug. Wie ich später erfuhr, hatte er seine Bilanz überrechnet und war ins Hotel Berlin gegangen, um sich eine neue Frau zu suchen. Eine Frau brauchte er, denn sie mußte nach seinem Plan für den Ausbau der Werkstatt Kunden im Büro abfertigen und Aufträge entgegennehmen, während er die Wagen reparierte. Sein Geschäft wäre ohne Frau auf die Dauer erledigt. Bald sah ich ihn mit einer neuen Frau nach Hause kommen, und einige Zeit später war die Hochzeit.

Was aber tat mein Kollege? Er begann von diesem Tag an mit jener Dame Telefongespräche zu führen, die Stunden dauerten und ständig um das Thema kreisten: Die Rolle der Verstellung der Frau, ihre Spezialität – die Lüge. Seine Kassenzettel füllten sich mit Dreiecken. Er vergaß über der Konstruktion gleichschenkliger, rechtwinkliger und gleichseitiger Dreiecke seine Arbeit. Er . . ."

„Ihr Gleichnis ist schlecht und kommt weit/vom Thema. Ich glaube: Sie schinden Zeit", sagte der fremde Herr.

„Ich bin gleich am Ende", sagte Schewski. „Mein Kollege wurde in die Produktion versetzt. Er arbeitet heute in der Bohrerei und ist noch immer allein. Mein Nachbar hat sein Einkommen verdoppelt. Er ist glücklich. Sie sehen also", sagte Schewski und seufzte, „die Intelligenz ist ein Fluch. Je mehr wir von jeder Sache wissen, um so weniger verstehen wir von ihr. So geht das auch mit dem Sterben. Da sind wir in den letzten Jahrhunderten vorangekommen."

„Das hatte ich noch nicht gecheckt:/ein sehr interessanter Aspekt", sagte der fremde Herr. „Aber es gibt auch sehr viele/Gegenbeispiele./Folgender Fall erzählt mit Vehemenz/den Nachteil von fehlender Intelligenz."

Der fremde Herr setzte sich in den Sessel und schlug die dünnen Beine übereinander: „Ein gewisser Herr Bodnarek, technischer Zeichner in einem Transformatorenwerk – genauere Angaben erspare ich mir –, hat im Gegensatz zu Ihrem Kollegen nicht viel nachgedacht, als er heiratete. Er war ein herumgestoßener Mann mit Drang zu Höherem – ursprünglich wollte er Flugzeugkonstrukteur werden – und litt unter seinem Dasein als mittlerer Angestellter. Eines Tages saß er am Ufer der Spree hinter dem Werksgelände, sah auf die blauen und roten Ölflecken auf dem Wasser und sagte sich: Du brauchst eine Frau. Zwei Monate später hatte er eine, aus dem Lohnbüro. Einige Monate ging die Sache gut, aber während des Urlaubs am Schwarzen Meer stellte sich heraus, daß sie gewissermaßen einen eigenen Kopf hatte und ihn auch durchsetzen wollte. Sie bestand darauf, mit den anderen Mitgliedern der Reisegruppe per Bus ins Gebirge zu fahren, als Bodnarek an den Strand wollte. Bodnarek reiste ab. Zwei Tage später folgte sie ihm. Von diesem Tag an lehrte er sie den Unterschied der Geschlechter. Er setzte durch, daß der Fernsehapparat vor der Waschmaschine angeschafft wurde, der wöchentliche Besuch auf dem Fußballplatz wurde zur Ehrenpflicht und so weiter. Das wäre auch reibungslos so weitergegangen, wenn er nicht im November vorigen Jahres das Gesicht gesehen hätte.

Es kam so: Der Abteilungsleiter der technischen Zeichner war abgelöst worden, und der neue Chef hatte Bodnarek erhöhte Verantwortung übertragen. Glücklich kam Bodnarek nach Hause mit einer Flasche Sekt und wollte eben mit seiner

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 142)

PLAYBOYS FRÜHJAHRS- UND SOMMERMODE

Breit und mächtig wie Yves Montand kamen in den Fünfzigern die Kerle daher, und der Busen der Monroe wogte. Die nostalgische Eleganz kehrt im Sommer '79 wieder. Die Schultern sind stark betont, Revers und Krawatte schmal, die Hose ist kurz und unten eng. Heute wie damals trägt der Nachtschwärmer (links) eine Lederkrawatte mit Windsörknoten (von Aujard, 55 Mark) unterm kleinen Kragen (Batisthemd von Lorenzini, 115 Mark). Darüber ein Wolljackett mit Schalkragen (Testa, 378 Mark) und Gabardinehose (Testa, 178 Mark). Sein Begleiter wählt zu Lackschuhen (Cerruti, 290 Mark) und Overall aus Baumwoll-Chintz (Aujard, 450 Mark) ein Seidenhemd (Cerruti, 290 Mark) mit Mini-Fliege und Schal (Prochownick, 39 und 98 Mark). Die Silberknäufe der Stöcke sind Handarbeit (Sarre, 150 Mark).

FOTOS: INGEBORG TIMEL / PRODUKTION: UTE HOFINGER

GRÜNES LICHT FÜR NOSTALGIKER: ES NAHEN DIE FALSCHEN FUFFZIGER

Das waren noch Zeiten, als die Sackkleider der Mädchen mit einem gewissen Kniff auf ihre inneren Werte taxiert wurden. Einer wie Eddie Constantine guckte oben in den Ausschnitt und sagte: „Schöne Schuhe haben Sie." Seine breiten Schultern waren aus Schneiderwatte wie beim Spürhund links (Leinensakko von Corneliani, 342 Mark), die Hochwasserhose aus Baumwolle weit im Bund und unten eng (Corneliani, 109 Mark), der Gürtel schmal (Winser, 48 Mark). Die Krawatten-Designer (vom Flohmarkt, zwei Mark) kopierten Picasso. Das feine Baumwollhemd (Otello, 76 Mark) hätte allerdings Eddies Raufereien nicht ausgehalten, seines war noch aus hundertprozentigem Nylon. – Der Bully im Hintergrund könnte einem Hitchcock-Thriller entsprungen sein: Das Seidenhemd (Wappen, 165 Mark), Sakko (Windsor, 378 Mark) und Hose (Windsor, 108 Mark) verraten Upper Class, ebenso die Schuhe (Nebuloni, 169 Mark), der leicht gefütterte Leinenmantel (Boss, 368 Mark) und der abgetragene Gedächtnisschoner in der linken Hand (vom Flohmarkt, fünf Mark). Der dritte Mann, rechts, gibt sich knautschfest wie Cary Grant

vor 20 Jahren: zur baumwollverstärkten Leinenhose (Boss, 109 Mark) mit schmalem Gürtel (Winser, 48 Mark) ein gemustertes Seidenhemd (van Laack, 198 Mark) mit Seidenkrawatte (Hubert, 38 Mark) und an der Kavalierstuchtasche der Yachtjacke aus Schlingenfrottee (Boss, 298 Mark) eine runde Brille (vom Flohmarkt, zehn Mark) – gegen das Scheinwerfergleißen.

ALS DER SONNTAGS-STAAT NOCH AUF DIE LEICHTE SCHULTER GENOMMEN WURDE

Die Parteien verhießen gerade „Blauen Himmel über der Ruhr" und „Keine Experimente". Gewerkschafter forderten die 40-Stunden-Woche („Samstags gehört Vati mir"), und die Flimmerbranche empfahl „Mach dir ein paar schöne Stunden!". Der junge Gent packte sein Kofferradio in den Matchsack zu der Chianti-Flasche, der Wolldecke, dem Aufklärungsbuch über Blumen und Schmetterlinge, klemmte eine Gigi oder Lilli auf den Sozius seines Motorrollers und zeigte ihr die grüne Heide. Bei solchem Tun und Treiben trug er einen Freizeitanzug mit betont breiten Schultern aus changierendem Popeline (Armani, 650 Mark) wie der mittlere dieser drei Naturschwärmer (Hemd und Schlips von Armani, 120 Mark und 49 Mark). Der Luftikus ganz links dagegen macht auf Capri-Fischer: Er trägt ein durchsichtiges knopfloses Batisthemd (von Piattelli, 60 Mark), eine Schlackerhose aus Baumwolle (berri, 100 Mark) und Wildlederslipper (Lorenzo Banfi, 120 Mark). Die Pointe: eine Lederschärpe (Ingo Design, 85 Mark). Der Dritte im Bunde (ganz rechts) in Hosen ohne Bügelfalten und Blouson aus Baumwoll-Frottee (Piattelli, 180 und 270 Mark) steht nicht nur auf Nierentische, sondern auch auf Sandalen (Madras, 130 Mark) und ein T-shirt aus Bourette-Seide (Jockey, 70 Mark).

MAN NANNTE SIE DIE HALBSTARKEN, UND JEDER WAR SO COOL WIE JAMES DEAN

Das Motorrad zierte ein Fuchsschwanz, das Mädchen ein Pferdeschwanz, und die Jungs übten mit den Händen in den Hosentaschen, so lässig wie James Dean herumzuhängen. Die Ledermontur ganz links (Cerruti, 1500 Mark) konnten sich nur Automatenknacker leisten; das Beinkleid wurde durch einfaches Hochkrempeln passend gemacht. Dazu Nebuloni-Sandalen (160 Mark), Van-Laack-Hemd (118 Mark), Cerruti-Krawatte (45 Mark). Im Hintergrund: Zu Leinenschuhen (Jeff Sayre, 130 Mark), Leinenhose (Aujard, 195 Mark) und Spiegelbrille (Polaroid, 49 Mark) wäre dieser Wildlederpulli die Wucht gewesen (Aujard, 495 Mark) – es gab allerdings damals bloß Parallelos. Mitte, links: Der Halbstar-

ke in Velourledersakko mit gestanzten Luftlöchern (La Matta, 303 Mark), Polohemd (van Laack, 114 Mark) und Bundfaltenhose (Aujard, 180 Mark) macht gern Platzanweiserinnen an, und der Boy (Mitte, rechts) mit Leinenhose, T-shirt und Popeline-Blouson (alles von Stilnuovo-Designer Gianni Versace, 196, 149 und 400 Mark) könnte der zehnmillionste Besucher des Films „Außer Rand und Band" sein. Der Knabe ganz rechts mit dem türkisblauen College-Blazer und dem Club-Pullover (beides von Jeff Sayre, Anzug 378 Mark, Pullover 119 Mark, Hemd von Donalley, 75 Mark, wildseidener Binder von éQuipe, 34 Mark) will Phil Spector oder Buddy Holly imitieren: Sehnsucht nach der heilen Welt von gestern?

BEZUGSQUELLEN AUF SEITE 139

HIOB IN MIAMI BEACH

Wir haben neun Monate hinter einer Kellerwand gehockt und auf den Tod gewartet. Wir waren sieben – sechs Männer und eine Frau

Erzählung von ISAAC BASHEVIS SINGER

Mein Freund Reuben Kazarsky, der Sonderling und Komiker, rief mich in meiner Wohnung in Miami Beach an und fragte: „Menashe, könntest du dich vielleicht, ausnahmsweise und zum erstenmal in deinem Leben, zu einer *mizwa* entschließen?"

„Ich mich zu einer *mizwa?*" fragte ich ungnädig zurück. „Was ist das denn für ein Wort – Hebräisch? Aramäisch? Chinesisch? Du weißt, daß ich für eine solche gute Tat nicht zu haben bin, schon gar nicht hier in Florida."

„Es handelt sich nicht um eine einfache *mizwa*, Menashe. Der Mann ist Multimillionär. Vor ein paar Monaten hat er seine ganze Familie bei einem Autounfall verloren – Frau, Tochter, Schwiegersohn und ein zweijähriges Enkelkind. Er ist vollständig am Ende. Er hat hier in Miami Beach, in Hollywood und in Fort Lauderdale ein rundes Dutzend Hochhäuser mit Apartments und Eigentumswohnungen gebaut. Und er ist einer deiner treuesten Leser. Er will eine Party für dich geben, und wenn du so was nicht magst, will er dich ganz schlicht kennenlernen. Er stammt irgendwo aus deiner Gegend – Lublin oder wie das bei euch heißt. Spricht bis zum heutigen Tag nur gebrochen Englisch. Ist ohne einen Fetzen am Leibe aus den Lagern rübergekommen, hat's aber innerhalb von 15 Jahren zum Millionär gebracht. Wie die Leute das anstellen, wird mir wohl ewig schleierhaft bleiben. Scheint so was wie ein Instinkt bei ihnen zu sein, wie bei der Henne fürs Eierlegen oder bei dir für die Romanschreiberei."

„Verbindlichsten Dank für das Kompliment. Was könnte denn rausspringen bei dieser *mizwa?*"

„Im himmlischen Freudensaal eine Extraportion vom Leviathan plus einer platonischen Affäre mit Sara, der Tovim-Tochter. Hier auf diesem lausigen Planeten läßt er sich vielleicht breitschlagen, dir eine Eigentumswohnung zum halben Preis zu verkaufen. Er hat Geld wie Heu und sitzt jetzt ohne Erben da. Er will seine Memoiren schreiben, und du sollst ihm dabei zur Hand gehen. Er hat eine schlechte Pumpe. Sie haben ihm einen Schrittmacher eingepflanzt."

„Wann will er mich denn kennenlernen?"

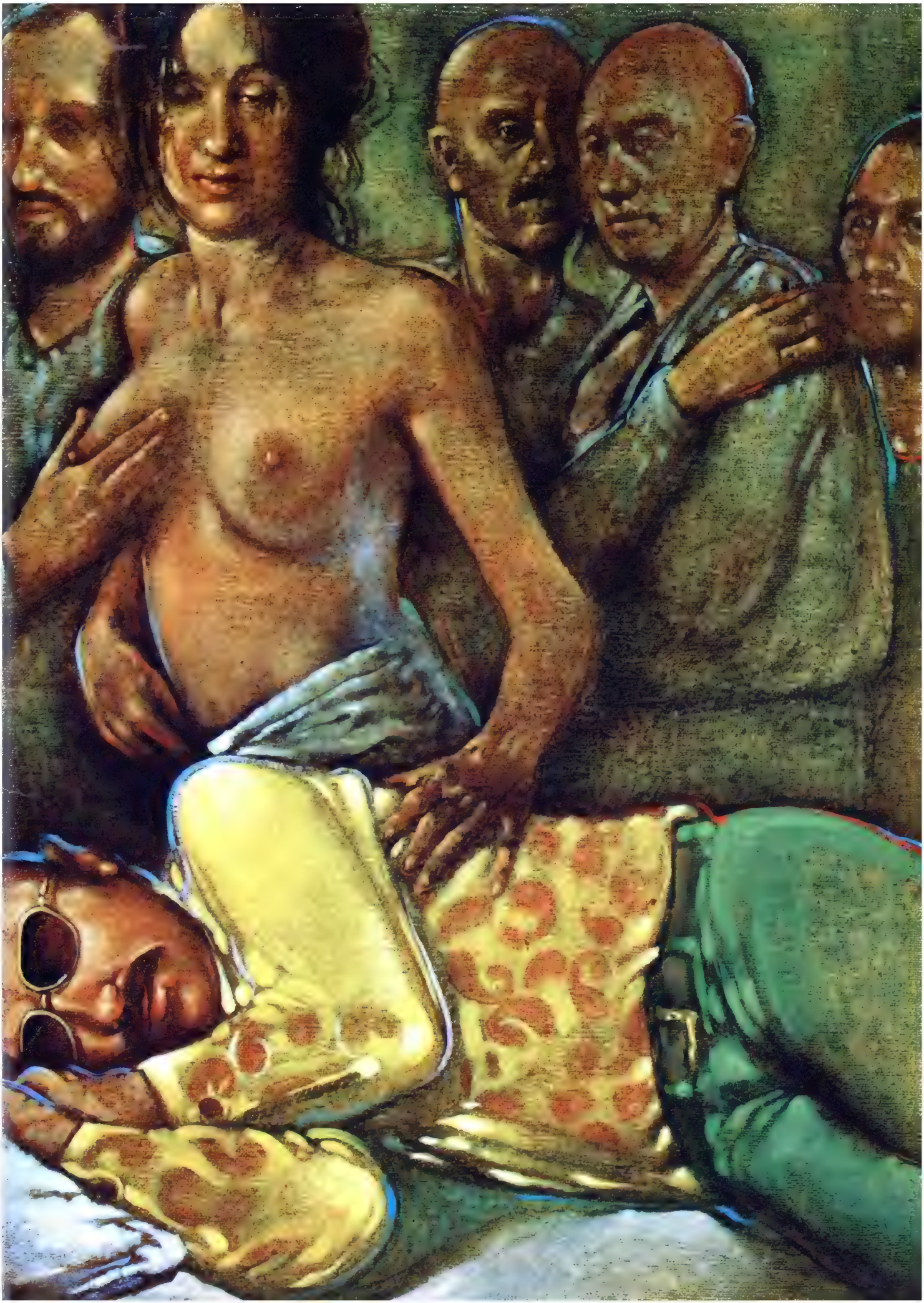
„Könnte schon morgen sein. Er holt dich in seinem Cadillac ab."

Am nächsten Nachmittag um fünf fing mein Haustelefon an zu summen, und der irische Pförtner meldete, daß unten ein Herr auf mich warte. Ich fuhr im Lift hinunter und erblickte einen winzigen Mann in gelbem Hemd, grünen Hosen und veilchenblauen Schuhen mit vergoldeten Schnallen. Das spärliche Haar, das ihm rund um den Kahlkopf geblieben war, hatte die Farbe des Silbers, aber die Schädelrundung selber erinnerte mich an einen roten Apfel. Eine lange Zigarre ragte aus seinem winzigen Mündchen. Er streckte mir eine kleine, klamme Hand hin, drückte ein-, zwei-, dreimal die meine und sagte dann mit piepsiger Stimme: „Es ist mir ein Vergnügen und eine Ehre! Mein Name ist Max Flederbush."

Gleichzeitig studierte er mich mit lächelnden braunen Augen, die zu groß waren für sein Gesicht – Frauenaugen. Der Chauffeur öffnete den Schlag eines riesigen Cadillac, und wir stiegen ein. Der Sitz war in rotem Plüsch gepolstert und so weich wie ein Daunenkissen. Als ich hineinsank, drückte Max Flederbush auf einen Knopf, und das Fenster senkte sich. Er spie seine Zigarre hinaus, drückte abermals auf den Knopf, und das Fenster schloß sich wieder.

„Das Rauchen ist mir ungefähr so freizügig erlaubt wie das Schweinefleisch am Jom Kippur", sagte er. „Aber Gewohnheiten sind schon eine Macht. Die Gewohnheit ist die zweite

ILLUSTRATION RICHARD SPARKS



Natur, heißt es irgendwo. Stammt das nicht aus der Gemure? Dem Midrasch? Oder ist es einfach ein Sprichwort?"

„Kann ich Ihnen ehrlich nicht sagen."

„Wie das? Sie sollen doch überhaupt alles wissen! Ich habe ein Talmud-Verzeichnis, aber das steht in New York, nicht hier. Ich werde meinen Freund Rabbi Stempel anrufen und ihn bitten, das nachzuschauen. Ich habe drei Wohnungen – eine hier in Miami, eine in New York und eine in Tel Aviv, und meine Bibliothek ist überall verstreut. Ich will nach einem Buch greifen und stelle fest, es steht in Israel. Zum Glück gibt es ja so was wie ein Telefon, so daß man anrufen kann. Ich habe einen Freund in Tel Aviv, Professor an der Bar-Ilan-Universität, der wohnt in meinem Haus – umsonst natürlich –, und es ist leichter, jemanden in Tel Aviv zu erreichen als in New York oder sogar direkt hier in Miami. Es läuft über einen kleinen Mond, einen Sputnik oder was das ist. Ja, ein Satellit. Worte entfallen mir. Ich lege irgendwas weg und kann mich nicht mehr entsinnen, wo ich's hingetan habe. Unser beiderseitiger Freund Reuben Kazarsky hat Ihnen sicher erzählt, was mir widerfahren ist. Eben hatte ich noch eine Familie, und eine Minute später – saß ich im Elend wie Hiob. Hiob war anscheinend noch jung, und Gott hat ihn mit neuen Töchtern belohnt, mit neuen Kamelen und neuen Eseln, aber ich bin schon zu alt für solche Segnungen. Ich bin auch krank. Jeder Tag, den ich noch erlebe, ist ein Wunder des Himmels. Ich muß mich bei jedem Bissen in acht nehmen. Der Arzt erlaubt mir zwar ab und an ein Schlückchen Whisky, aber nur einen Tropfen. Meine Frau und meine Tochter wollten mich mitnehmen auf der Fahrt, aber ich war nicht in Stimmung. Es ist tatsächlich gleich hier in Miami passiert. Sie wollten nach Disneyland. Plötzlich kam ein Laster, mit einem Betrunkenen am Steuer, und meine ganze Welt lag in Scherben. Der Betrunkene hat beide Beine verloren. Glauben Sie an die Vorsehung?"

„Ich weiß nicht, was ich darauf sagen soll."

„Nach allem, was Sie schreiben, hat man den Eindruck, daß Sie dran glauben."

„Irgendwo tief im Innern vielleicht."

„Wenn Sie erlebt hätten, was ich habe, dann wären Sie sicher. Ja, aber so ist der Mensch – er glaubt und er zweifelt."

Der Cadillac war vorgefahren, und ein Parkwächter hatte ihn übernommen. Wir betraten eine Halle, die mich an eine Super-Kolossal-Produktion von Hollywood erinnerte – Teppiche, Spiegel, Lampen, Gemälde. Die Wohnung hatte denselben Stil. Die Teppiche fühlten sich so weich an wie die Polsterung im Wagen. Die Bilder waren sämtlich abstrakt. Ich blieb vor einem stehen, das mich an eine Warschauer Mülltonne am Vorabend eines Feiertags erinnerte, überquellend von Abfällen.

Ich fragte Mr. Flederbush, was und von wem das wäre, und er antwortete: „Krempel wie alles hier. Pissaco oder sonst so ein Scharlatan."

„Wer ist denn dieser Pissaco?"

Von irgendwoher nahm Reuben Kazarsky Gestalt an und sagte: „So nennt er Picasso."

„Was soll's, ist doch egal. Schwindler sind sie alle", sagte Max Flederbush. „Meine Frau, sie ruhe in Frieden, verstand was davon, ich nicht."

Kazarsky zwinkerte mir zu und lächelte. Er war schon lange mein Freund, schon seit Polen her. Er hatte ein halbes Dutzend jiddische Komödien geschrieben, war aber mit allen durchgefallen. Dann veröffentlichte er eine Sammlung kleiner Skizzen, aber die Kritiker zerrissen sie in der Luft, und da hatte er das Schreiben drangegeben. Er war 1939 nach Amerika gekommen und hatte später eine Witwe geheiratet, 20 Jahre älter als er. Die Witwe starb, und Kazarsky erbte ihr Geld. Seither trieb er sich bei allen reichen Leuten herum. Er färbte sich das Haar und trug Kordsamtjacken und handbemalte Schlipse. Er machte jeder Frau zwischen 15 und 75 eine Liebeserklärung. Kazarsky war schon in den Sechzigern, sah aber wie kaum über 50 aus. Er ließ sich das Haar lang wachsen und trug einen Backenbart. Seine schwarzen Augen spiegelten den Spott und Selbstverzicht eines Menschen, der mit allem und jedem gebrochen hat. In der Cafeteria an der Lower East Side tat er sich durch Imitationen von Schriftstellern, Rabbis und Parteiführern hervor. Er protzte mit seinen Talenten wie ein Schwammtaucher. Wir waren Freunde, aber seinen diversen Wohltätern hatte er mich noch nie vorgestellt. Anscheinend hatte Max Flederbush darauf bestanden, daß Reuben uns zusammenbrachte.

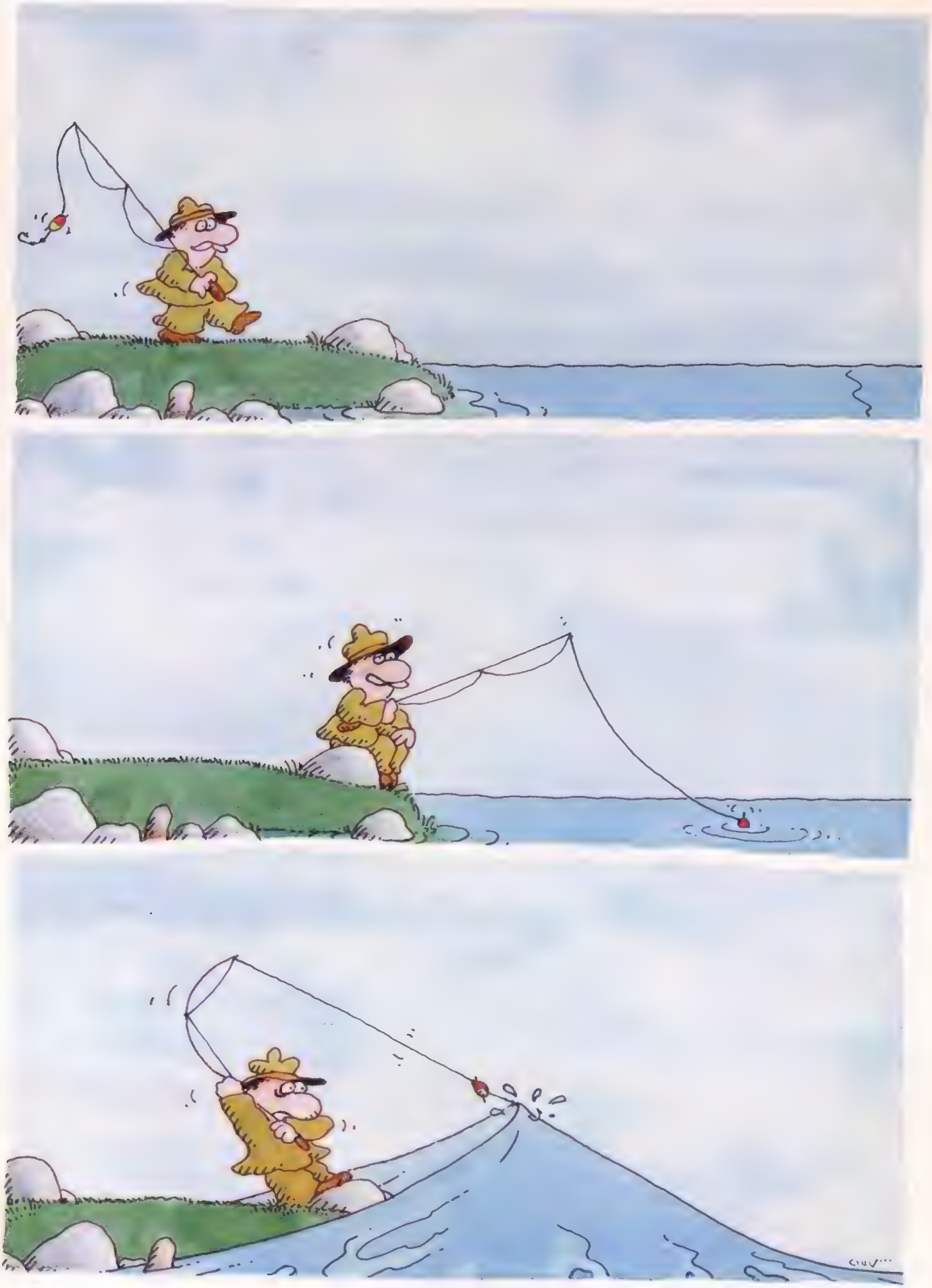
Max Flederbush beschwerte sich nun bei mir: „Wo verstecken Sie sich nur immer? Ich habe Reuben wieder und wieder gebeten, uns doch einmal zusammenzubringen, aber angeblich waren Sie dauernd in Europa, in Israel oder wer weiß wo sonst. Ganz plötzlich kommt's nun heraus, daß Sie hier in Miami Beach sind. Ich bin in einem Zustand, daß ich keine Minute allein sein kann. Sobald ich allein bin, übermannt mich ein Trübsinn, der schlimmer als Irrsinn ist. Die schöne Wohnung, die Sie hier sehen, verwandelt sich plötzlich in eine Leichenhalle. Manchmal denke ich, die wahren Helden sind gar nicht die, denen man im Krieg Orden verleiht, sondern die Junggesellen, die ihre Jahre allein hinbringen."

„Haben Sie ein Bad in diesem Palast?" fragte ich.

„Mehr als eins, mehr als zwei, mehr als drei", antwortete Max.

Er nahm mich beim Arm und führte mich in ein Badezimmer, das mich durch seine Größe und Eleganz blendete. Der Toilettendeckel war durchsichtig, mit Halbedelsteinen besetzt und einem eingelassenen Zweidollarschein geschmückt. Dem Spiegel gegenüber hing das Bild eines kleinen Jungen, der in hohem Bogen in die Gegend pinkelte, während ein kleines Mädchen ihm bewundernd zusah. Als ich den Toilettendeckel hob, begann Musik zu spielen. Nach einer Weile trat ich auf den Balkon hinaus, der einen direkten Blick aufs Meer hatte. Die Strahlen der untergehenden Sonne tanzten auf den Wellen. Möwen jagten nach Fischen. Weit in der Ferne am Horizont schlingerte ein Schiff. Am Strand erspähte ich ein Tier, das von meinem günstigen Aussichtspunkt aus, 16 Stockwerke hoch, wie ein Kalb wirkte oder ein riesiger Hund. Aber ein Hund konnte es nicht sein, und was hätte ein Kalb in Miami Beach zu suchen gehabt? Plötzlich richtete die Gestalt sich auf und erwies sich als eine Frau in langem Bademantel, die im Sand nach eßbaren Muscheln grub.

Nach einer Weile trat Kazarsky zu mir auf den Balkon. Er sagte: „Das ist Miami. Hinter dem ganzen Plunder ist übrigens seine Frau hergewesen, nicht er. Die Geschäftsfrau war sie, und auch zu Hause hatte sie die Hosen an. Andererseits ist er nicht ganz so ein müßiger Träumer, wie er immer tut. Er hat ein unheimliches Gespür für Geld. Die beiden haben praktisch überall mitgemischt – Häuser, Grundstücke, Aktien, Diamanten, und sie hat sich schließlich auch noch mit der Kunst eingelassen. Wenn er kaufen sagte, kaufte sie; und sagte er verkaufen, dann stieß sie ab. Jedesmal, wenn sie ihm wieder ein Gemälde zeigte, warf er einen kurzen Blick darauf, spuckte aus und sagte: ‚Ist bloß Ramsch, aber sie werden's dir aus den Händen reißen. Kaufen!' Was die beiden anfaßten, wurde zu Geld. Sie flogen nach Israel, gründeten Talmud-Schulen und stifteten Preise für alle möglichen Zwecke – kulturelle, religiöse. Natürlich schrieben sie alles von der Steuer ab. Ihre Tochter, das verwöhnte Balg, war eine Halbirre. Hatte praktisch jeden Komplex, den man bei Freud, Jung und Adler finden kann. Ist in einem Zwangsarbeitslager in Deutschland geboren worden. Ihre Eltern wollten, daß sie einen Oberrabbi heiratet oder einen israelischen Premierminister. Aber sie verliebte sich in einen Heiden, einen Archäologie-Professor mit Frau und fünf Kindern. Seine Frau wollte sich nicht scheiden lassen



und mußte mit einer Viertelmillion Dollar und außerdem noch einer phantastischen Lebensrente weggekauft werden. Vier Wochen nach der Hochzeit zog der Professor ab nach China, um dort nach einem neuen Peking-Menschen zu buddeln. Er soff wie ein Loch . . . Komm, jetzt wirst du was zu sehen kriegen!"

Kazarsky öffnete die Tür zum Wohnzimmer, und es war voller Leute. Innerhalb eines Tages hatte Max Flederbush eine Party auf die Beine gebracht. Die Gäste hatten nicht genug Platz in dem riesigen Wohnzimmer. Kazarsky und Max Flederbush führten mich von Raum zu Raum, und überall war die Party in vollem Gange. Binnen Minuten hatten sich vielleicht 200 Leute angesammelt, meist Frauen. Es war eine einzige Modenschau für Schmuck, Kleider, Hosen, Kaftane, Frisuren, Schuhe, Handtaschen, Make-up, aber ebenso auch für Männerjacken, -hemden und -krawatten. Scheinwerfer beleuchteten sämtliche Gemälde. Kellner servierten Drinks. Schwarze und weiße Mädchen gingen mit Tabletts herum und boten Hors-d'œuvres an.

In dem Getümmel bekam ich kaum mit, was alles auf mich eingeredet wurde. Eine beleibte Dame umschlang mich und drückte mich an ihren gewaltigen Busen. Sie schrie mir ins Ohr: „Ich habe Sie gelesen! Ich stamme aus den Städten, die Sie beschreiben. Mein Großvater ist aus Yshishek herübergekommen. Er war Rollkutscher drüben, und hier in Amerika ist er ins Fuhrgeschäft gegangen. Wenn meine Eltern was reden wollten, was ich nicht verstehen durfte, sprachen sie Jiddisch, und auf die Art habe ich ein bißchen von der Sprache gelernt."

Ich warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel. Mein Gesicht war von Lippenstift verschmiert. Selbst während ich noch dastand und ihn mir abzuwischen versuchte, empfing ich alle möglichen Anträge. Ein Kantor erbot sich, eine meiner Geschichten in Musik zu setzen. Ein Musiker verlangte, ich solle aus einem meiner Romane ein Opern-Libretto machen. Der Direktor einer Volkshochschule lud mich ein, über Jahresfrist in seiner Synagoge zu sprechen. Man wolle mir eine Plakette verleihen. Ein junger Mann mit schulterlangem Haar ersuchte mich, ihm einen Verleger zu empfehlen oder wenigstens einen Agenten. Er erklärte: „Ich *muß* einfach schöpferisch tätig sein. Das ist eine physische Notwendigkeit."

Eben noch hatten sämtliche Räume von Menschen gewimmelt, und in der nächsten Minute waren alle Gäste verschwunden, bis auf Reuben Kazarsky und mich. Ebenso rasch und nachhaltig räumte das Personal die Essensreste und halbgetrunkenen Cocktails ab, leerte die Aschenbecher und stellte alle Stühle wieder an ihren angestammten Platz. Noch nie hatte ich eine derartige Perfektion gesehen.

Max Flederbush angelte sich irgendwoher eine weiße Krawatte mit goldenen Pünktchen und legte sie an. „Zeit zum Abendessen", sagte er.

„Ich habe soviel gegessen, daß ich keinen Appetit mehr habe", sagte ich.

„Aber Sie müssen unbedingt mit uns essen. Ich habe im besten Restaurant von Miami einen Tisch bestellt."

Nach einer Weile stiegen wir drei, Max Flederbush, Reuben Kazarsky und ich, in den Cadillac. Es war inzwischen Nacht geworden, und ich gab mir keine Mühe mehr, zu sehen oder zu bestimmen, wohin ich gebracht wurde. Wir fuhren nur ein paar Minuten und hielten vor einem Hotel, das von Lichtern und uniformierten Bediensteten nur so funkelte. Einer öffnete feierlich den Wagenschlag, ein zweiter katzbuckelnd die gläserne Eingangstür. Die Halle dieses Hotels war nicht bloß super-kolossal, sondern superspitzen-kolossal – komplett bis zu Lichteffekten, Tropengewächsen in riesigen Töpfen, Vasen, Skulpturen und einem Papagei in einem Käfig. Wir wurden in einen nahezu dunklen Saal geleitet und von einem Oberkellner begrüßt, der uns bereits erwartete und an den reservierten Tisch führte. Er machte unablässig Kratzfüße, offenbar von Freude überwältigt, daß wir gekommen waren. Nicht lange, so erschien ein weiteres Individuum. Beide Männer trugen Smoking, Lackschuhe, Fliege und plissiertes Hemd. Sie sahen für mich wie Zwillinge aus. Sie sprachen mit ausländischem Akzent, den ich im Verdacht hatte, nicht ganz echt zu sein. Eine langatmige Diskussion entwickelte sich um unsere Wahl von Speisen und Getränken. Als die beiden hörten, daß ich Vegetarier war, sahen sie sich gekränkt an, doch nur eine Sekunde lang. Sodann versicherten sie mir, daß sie mir das beste Gericht servieren würden, das ein Vegetarier je gekostet habe. Der eine nahm unsere Bestellungen entgegen, und der andere schrieb sie auf. Max Flederbush verkündete in seinem gebrochenen Englisch, daß er eigentlich nicht hungrig wäre, aber wenn man ihm etwas besonders Verlockendes auftischen könnte, sei er zu einem Versuch bereit. Er mischte dauernd jiddische Brocken ein, aber die beiden Kellner verstanden ihn offensichtlich. Er gab präzise Anweisungen, wie sein Fisch zu braten und sein Gemüse zu kochen sei. Er bezeichnete Gewürze und Zutaten. Reuben Kazarsky bestellte ein Steak und ein Gericht für mich, das in schlichten Worten ein Fruchtsalat mit Hüttenkäse war.

Als die beiden Männer sich schließlich zurückzogen, sagte Max Flederbush: „Es hat mal Zeiten gegeben – wenn mir da einer erzählt hätte, ich würde mal in so einem Lokal sitzen und solche Sachen essen, dann hätte ich das für einen Witz gehalten. Ich hatte bloß einen einzigen Traum – einmal, bevor ich sterbe, noch genug trockenes Brot zu kriegen, um mir den Bauch vollzuschlagen. Jetzt bin ich plötzlich ein reicher Mann, ach ja, und die Leute zerreißen sich halb, um mich zu bedienen. Nun, aber es ist der Menschennatur nicht bestimmt, sich der Ruhe zu freuen. Die Engel im Himmel sind eifersüchtig. Satan ist der Ankläger, und der Allmächtige läßt sich nur zu leicht überzeugen. Er hegt einen uralten Groll gegen uns Juden. Er kann noch immer nicht verzeihen, daß unsere Ururgroßväter um das Goldene Kalb getanzt sind. Jetzt wollen wir mal ein Bild von uns machen lassen."

Ein Mann mit einer Kamera erschien. „Lächeln!" befahl er uns.

Max Flederbush versuchte zu lächeln. Sein eines Auge lachte, das andere weinte. Reuben Kazarsky begann verschmitzt zu blinzeln. Ich machte mir gar nicht erst die Mühe. Der Fotograf sagte, er werde den Film gleich entwickeln und in einer Dreiviertelstunde wieder zur Stelle sein.

„Äh, wovon sprachen wir doch?" fragte Max Flederbush. „Ah ja, ich lebe in offensichtlichem Überfluß, aber es ist ein wahres Elend damit. So reich und elegant das Haus ist, es ist auch eine Gehenna, eine Hölle. Ich will Ihnen mal etwas sagen – in gewissem Sinne ist es schlimmer hier als in den Lagern. Da hatten wir alle wenigstens noch Hoffnung. Hundertmal am Tag trösteten wir uns damit, daß der Hitler-Wahnsinn nicht mehr lange so weitergehen könne. Wenn wir das Geräusch eines Flugzeugs hörten, dachten wir, die Invasion hätte begonnen. Wir waren alle jung damals, und das ganze Leben lag noch vor uns. Ganz selten kam es vor, daß jemand Selbstmord beging. Hier in Miami sitzen Hunderte von Leuten herum und warten auf nichts als den Tod. Keine Woche geht vorbei, ohne daß jemand den Geist aufgibt. Sie sind alle reich. Die Männer haben sich Vermögen aufgehäuft, ganze Welten auf den Kopf gestellt, vielleicht Gaunereien begangen, um es so weit zu bringen. Jetzt wissen sie nicht, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen. Sind alle auf Diät gesetzt. Kein Mensch mehr da, für den sie sich mal festlich anziehen könnten. Außer dem Börsenteil der Zeitung lesen sie nichts. Sobald sie mit dem Frühstück fertig sind, fangen sie an, Karten zu spielen. Kann man ewig Karten spielen? Sie müssen's oder sie sterben an Langeweile. Wenn sie des Kartenspielens müde werden, fangen sie an, sich gegenseitig zu verleumden. Richtiggehende Fehden werden da ausgetragen.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 155)

SÜNDEN DES WEIBES

ess ch
em en zu
ddeln. E . . . Komm,
tzt wirst du was zu sehen kriegen!"
Kazarsky öffnete die Tür zum Wohn-
mmer, und es war voller Leute. Inner-
lb eines Tages hatte Max Flederbush
Party auf die Beine gebracht. Die
hatten nicht genug Platz in dem
Wohnzimmer. Kazarsky und
erbush führten mich von Raum
d überall war die Party in
Binnen Minuten hatten
Leute angesammelt,
einzige Moden-
Hosen, Kaf-
chen,
uch
awatte
liche Ge
Schwarze und
mit Tabletts
vres an.
n ich kaum
edet wurde.
g mich und
igen Busen.
abe Sie ge-
tädten, die
ter ist aus
war Roll-
merika ist
en. Wenn
n, was ich
achen sie
be ich ein
t."
ick in den
n Lippen-
ich noch
hen ver-
iglichen
, eine
tzen.
em

Max Flederbush angelte sich irgendwoher eine weiße Krawatte mit goldenen Pünktchen und legte sie an. „Zeit zum Abendessen", sagte er.

„Ich habe soviel gegessen, daß ich keinen Appetit mehr habe", sagte ich.

„Aber Sie müssen unbedingt mit uns essen. Ich habe im besten Restaurant von Miami einen Tisch bestellt."

Nach einer Weile stiegen wir drei, Max Flederbush, Reuben Kazarsky und ich, in den Cadillac. Es war inzwischen Nacht geworden, und ich gab mir keine Mühe mehr, zu sehen oder zu bestimmen, wohin ich gebracht wurde. Wir fuhren nur ein paar Minuten und hielten vor einem Hotel, das von Lichtern und uniformierten Bediensteten nur so funkelte. Einer öffnete feierlich den Wagenschlag, ein ter katzbuckelnd die gläserne Ein- Halle dieses Ho

spie
effekten, Tropen
Töpfen, Vasen, Skulpturen
Papagei in einem Käfig. Wir wurde
einen nahezu dunklen Saal geleitet und von einem Oberkellner begrüßt, der uns bereits erwartete und an den reservierten Tisch führte. Er machte unablässig Kratzfüße, offenbar von Freude überwältigt, daß wir gekommen waren. Nicht lange, so erschien ein weiteres Individuum. Beide Männer trugen Smoking, Lackschuhe, Fliege und plissiertes Hemd. Sie sahen für mich wie Zwillinge aus. Sie sprachen mit ausländischem Akzent, den ich im Verdacht hatte, nicht ganz echt zu sein. Eine langatmige Diskussion entwickelte sich um unsere Wahl von Speisen und Getränken. Als die beiden hörten, daß ich Vegetarier war, sahen sie sich gekränkt an, doch nur eine Sekunde lang. Sodann versicherten sie mir, daß sie mir das beste Gericht servieren würden, das ein Vegetarier je gekostet habe. Der eine nahm unsere Bestellungen entgegen, und der andere schrieb sie auf. Max Flederbush verkündete in seinem gebrochenen daß er eigentlich nicht hungrig man ihm etwas beso

esse ir ein
gehalten. einen
Traum – einmal, bevor ich sterl
genug trockenes Brot zu kriegen,
den Bauch vollzuschlagen. Jetzt
plötzlich ein reicher Mann, ach
die Leute zerreißen sich halb, um
bedienen. Nun, aber es ist der Me
natur nicht bestimmt, sich der R
freuen. Die Engel im Himmel sinc
süchtig. Satan ist der Ankläger, u
Allmächtige läßt sich nur zu leicht
zeugen. Er hegt einen uralten Groll
uns Juden. Er kann noch immer nic
zeihen, daß unsere Urgroßväter u
Goldene Kalb getanzt sind. Jetzt w
wir mal ein Bild von uns machen lass
Ein Mann mit einer Kamera ersc
„Lächeln!" befahl er uns.
Max suchte zu läch
andere wei
schmitz
ht erst
erde
er D

sich
res Ele
Haus ist,
Hölle. Ich w
gewissem Sin
in den Lagern.
stens noch Hoff
Tag trösteten wi
Hitler-Wahnsinn
weitergehen könn
Geräusch eines Flug
wir, die Invasion hä
ren alle jung da
Leben lag noch vo
es vor, daß jema
Hier in Miami s
ten herum und
Tod. Keine W
jemand de
reich. Die
aufgeh
ge

Das Weib kennt sieben Sünden, sich zu vergehen. Die Woche hat sieben Tage, an denen sie begangen werden können. Und der Mann hat das biblische Recht, zur Tugend zu ermahnen. Den noch nicht sehr gefestigten, weil jungen Weibern hat PLAYBOY-*Fotograf Jochen Harder sieben Kapitel zur anschaulichen Belehrung und moralischen Rüstung gewidmet*

1

Zähme deinen ZORN und zügle deinen Unmut. Denn es steht geschrieben: Die Frau sei ihrem Manne untertan als dem Herrn, und dieser sei das Haupt des Weibes! So du dich aber versündigst wider dein Haupt, soll dir kein Hut mehr passen sieben Jahre lang.

2

Mißgönne ihm nicht die Herrlichkeit, die ihm von Natur zum Vorzug ward, denn der NEID *beschert nur Runzeln. So du dich aber einem Manne hingibst, soll es dir zu deinem Vorteil gereichen Zoll um Zoll, und siehe: Bei diesem Werke wird er wachsen.*

3

Entsage der EITELKEIT, *dich selbst zu lieben, und schöpfe, wessen du wert bist, aus deines Mannes Wohlgefallen. Gleichwie die Rose sich im Tau netzt, um nicht zu Stroh zu verdorren, erquicke dich an ihm: „Und werden die zwei ein Fleisch sein."*

4

Enthalte dich des GEIZES, *so du nicht werden willst wie überjährige Jungfern, an deren Schätzen sich die Motten weiden. Reize aus, was dir an Talenten in den Schoß gelegt wurde, auf daß sich das Wort erfülle: „Teile, so wird dir gegeben."*

5

Meide die VÖLLEREI! *Was nützt dir wachsende Leibesfülle, müßtest du der modischen Kleider entbehren und darbtest nach Liebe, wenn dich nimmer eines Mannes Arm umfassen kann? Die Unersättliche aber wird Hunger leiden Frühjahr um Frühjahr.*

TRÄGHEIT sei ferne von dir und möge dich nimmer ereilen. So du Lust hast, lege dich. So du kommen willst, bewege dich. So du dich aufgerührt fühlst, rege dich. Denn so steht geschrieben: „Es gibt viel zu tun. Packen wir's an."

Zeihe dich nicht der WOLLUST, du hättest sie denn! Führe ihn nicht an der Nase herum, sondern stille sein Verlangen, sowie du es geweckt hast. Sei ihm Preis für seine Mühe, und deine Augen werden glänzen, und es macht einen schönen Teint.

ALLES ÜBER PASTA. BASTA!

Mädchen dürfen weich werden, Nudeln nicht. Das ist der ganze Unterschied zwischen Paradies und Pampe. Bericht von

HANNELORE HAUSER

WIR ALLE WISSEN, daß ein jahrhundertealter Geheimbund zwischen China, Schwaben und Italien besteht, und daß es sein Ziel ist, den Rest der Welt in jener Unwissenheit vor sich hin birkeln zu lassen, der allein den Eingeweihten Macht verleiht: den Pasta-Priestern, Spätzle-Spezialisten und Glasnudel-Gnostikern. Sie halten die Nudelfäden oder Fadennudeln fest in der – leicht mehligen – Hand.

Für die Schwaben ist das Gebiet nördlich des Mains nichts als ein riesiger Kartoffelacker. Und erst unsere phantasievollen Freunde jenseits der Alpen. Daheim werfen sie ihre Anellini, Capellini, Fusilli, Pennini und Spiedini wissend ins köchelnde Salzwasser. Uns haben sie allenfalls ein Trattoriatürchen geöffnet mit Ausblick auf Cannelloni, Ravioli, Lasagne und Spaghetti. Letztere sollen von Marco Polo aus China mit nach Italien gebracht worden sein. Solche historischen Bröckchen streut der Geheimbund dann und wann unters Volk, um schlichte Nudelesser ruhig zu halten, obwohl die Anekdote mehr als zweifelhaft ist: Schon in den Trümmern von Pompeji wurde – lange vor Marco Polo – das frühe Exemplar einer Nudelmaschine gefunden.

Überhaupt, wo so viele Köche am Werk waren, um aus Mehl und Wasser (heute auch Hartweizengrieß) wahre Kunstwerke zu zaubern, sickert immer mal wieder etwas durch. Lucrezia Borgia inspirierte mit ihrem feinen, blonden Haar einen Koch zur Schöpfung der zarten Tagliatelle, heute noch die bekannteste Bologneser Pasta-Spezialität. Nehmen wir an, Sie haben eine liebliche Lucrezia zu Gast und keineswegs vor, nach Art der Borgias den Gast zu vergiften, dann bräunen Sie ein paar zarte Gelbrübchen, einen Selleriestengel, eine Zwiebel, eine Scheibe Speck und ein Pfund bestes Filet, alles kleingewürfelt, in Butter an. Mit einem Hauch von Mehl überstäuben, mit Salz und Pfeffer würzen und in Bouillon garen. Mit einem Löffel Crème fraîche vermischen und über die heißen, gebutterten Nudeln geben. Tagliatelle brauchen nicht länger als sechs Minuten. Auch das Filet darf nicht zu lange schmoren, sonst stellen Sie später fest: Der Gast ist willig – doch das Fleisch ist hart.

„Tortellini" (Teigringe mit Fleisch oder Käse gefüllt, mit Eigelb und Muskat gewürzt) – so stand in der *Gazetta di Bologna* vom Dezember 1874 zu lesen – „sind wichtiger als die Sonne . . . und die Liebe für eine Frau." Und dabei hatte ihre Entstehung soviel mit Liebe zu tun: Ein Koch sah die schlafende Frau seines Dienstherrn nackt und verfiel daraufhin in solche Leidenschaft, daß er Pasta in Form ihres Nabels bereitete . . .

Nudeln machen ein flüchtiges Aroma zu einer Sache, die man beißen kann. Das sagt eine Menge über ihre Haupteigenschaft aus: Sie selbst geben wenig an Geschmack, aber machen viel aus dem, was man dazu gibt. Deshalb haben Nudeln, auch wenn sie schmal sind, eine ungeheure Bandbreite. Sie eignen sich für die Pantry der Singles ebenso wie für das erste Mahl unerfahrener Bräute. Sie

ILLUSTRATION: JOACHIM WIDMANN

dienen als Wohngemeinschafts-Magenfüller und sind beliebter Familienschmaus für Kinder und Konsorten: „Spannenlanger Hansel – nudeldicke Deern . . ."

So gesehen sind Nudeln himmelweit entfernt von Gourmandise und gehobenem Genuß. Und dabei ist es nur ein Schritt vom Pamp zum Paradies. Eines der besten Pasta-Gerichte, das ich je aß, gab es in einer kleinen Trattoria bei Turin. Serviert wurde schlicht eine Portion Fettuccine al dente (zum Biß gekochte Bandnudeln), geschwenkt in einer Butter-Sahne-Käse-Mischung. Und dann trat der Kellner an den Tisch und setzte den Hobel an, daß mir die Albaner Trüffelspäne nur so um die Ohren flogen. Ein Barbaresco von 1971 konnte mich mit all seinem sammetroten Charme nicht daran hindern, das Rezept zu notieren:

Für vier Personen braucht man: 125 Gramm weichgerührte Butter, eine Vierteltasse süße Sahne, eine halbe Tasse frischgeriebenen Parmesan, 500 Gramm Fettuccine, die in sechs Liter Salzwasser sechs bis acht Minuten gekocht werden, während man die Sauce rührt.

Dies geschieht mit einem Holzlöffel in einer Schüssel, indem man zunächst die Butter mit der Sahne verrührt und dann löffelweise den geriebenen Käse darunterzieht. Alles in eine große, vorgewärmte Servierschüssel geben und mit den heißen, abgetropften Fettuccine vermischen. Sofort servieren und mit besagtem Hobel und der Trüffel nähertreten. Die Trüffel habe ich unter den Zutaten nicht genannt, denn genießbar ist das Ganze auch ohne. Zum Genuß freilich wird es erst mit. Nimmt man Trüffel aus der Dose, wird diese zuvor feingehackt an die Käse-Sahne-Sauce gegeben.

Wir sehen, die „Entente cordiale" zwischen China, Schwaben und Italien wird allmählich durchlässiger. Aufweichungserscheinungen werden sichtbar. Der engagierte Feinschmecker – vom Fan zum Forscher ist es nur ein kleiner Schritt – muß keine Klimmzüge mehr an der chinesischen Mauer machen. Das neuerdings so offenherzige Reich der Mitte hat erkannt, daß gegen die Neugier des spätkapitalistischen Genießers kein Kraut gewachsen ist. Deshalb hier, bevor es auf Flugblättern aus Reispapier verteilt wird, das Rezept für „Nudelsuppe mit Hirn, die klug und glücklich macht":

Man gibt 150 Gramm dünne Bandnudeln (keine Glasnudeln) in einen Liter Fleischbrühe und läßt sie darin fast gar kochen. Dann kommen zwei bis drei gut gereinigte Schweinehirne und 100 Gramm in Scheibchen geschnittene, frische Champignons dazu. Kurz aufkochen lassen, dann drei gehackte Perlzwiebeln und ein Gläschen Sherry beifügen. Weitere fünf Minuten ziehen lassen, salzen und pfeffern, die Hirne herausnehmen, in feine Scheiben schneiden, wieder in die Suppe geben und in dünnen Porzellanschalen servieren.

Für das Kochen von Teigwaren gibt es ein paar allgemeine Richtlinien, an die man sich in etwa halten sollte: Für 100 Gramm Nudeln braucht man mindestens einen Liter Wasser und einen Teelöffel Salz. Wer für sechs bis acht Personen Pasta kochen will, braucht also schon einen ganz schön großen Topf. Alle Teigwaren werden unweigerlich pappig, wenn sie in zu wenig Wasser gekocht und dann auch noch die Garzeiten überschritten werden. Wie viele Minuten die verschiedenen Sorten brauchen, das richtet sich ganz nach ihrer Stärke und zum Teil auch nach der Teigzusammensetzung. Da hilft nur häufiges Probieren. Wenn sie gar sind, werden die Nudeln sofort abgegossen, kurz mit heißem Wasser überspült und eventuell in Butter geschwenkt.

Gäste müssen auf die Nudeln warten, nie umgekehrt!

In Frankreich, Italien und der Schweiz gibt es Spezialgeschäfte, in denen man frische, hausgemachte Teigwaren fertig kaufen kann. Die Haltbarkeit liegt zwischen zwei und sechs Tagen. Eine Riesenauswahl in vielen Formen und Farben (neben Spinatgrün und Tomatenrot findet man neuerdings auch braune Nudeln, mit Kakao und Pfeffer gewürzt) macht es dem Feinschmecker leicht, seine Phantasie voll auf Zutaten und Saucen zu lenken.

Denn für Nudel-Amateure mit Nebenberuf ist das Wirken und Walken an Schabebrett und Spatzenhobel eine zeitraubende Angelegenheit. Und nur bei Puristen mit einem ausgeprägten Faible für altsizilianische Sitten wird man den Pastateig, dünn wie Seidentücher, zum Aushängen über den Stuhllehnen finden. Aber wer einmal den ganzen Weg vom Mehl zum Mahl gehen möchte, findet hier ein Grundrezept für Nudelteig, ausreichend für vier Personen:

Anderthalb Tassen ungesiebtes Mehl, ein Ei, ein Eiweiß, ein Eßlöffel Öl, ein Teelöffel Salz.

Das Mehl auf den Küchentisch oder ein großes Holzbrett häufen, in der Mitte eine Kuhle machen und alle Zutaten hineingeben. Mit den Händen vermischen und solange durcharbeiten, bis sich ein dicker Ball formen läßt. Aggressionsgeladene schwören darauf, diesen Klumpen zwischendurch mit aller Kraft ein paarmal auf den Tisch zu hauen. Sanftere Naturen wickeln ihn in Pergament und gönnen ihm und sich zehn Minuten Ruhe. Dann geht's ans Ausrollen. Mit der Nudelrolle hin und her, immer dünner bis zum Gehtnichtmehr. Dabei den Teig einmal wenden und mit Mehl bestäuben. Diese Masse kann man mit der Hand, mit dem Messer oder mit Hilfe einer kleinen Nudelmaschine (in guten Koch-Shops erhältlich) in alle gewünschten Formen bringen.

Vorausgesetzt, daß intakte Geschmackspapillen einen davor bewahren, ein Ravioli-Tomaten-Dosenpotpourri zu erstehen, findet man auch hierzulande genügend fertiges Basismaterial, um sich voll auf Saucen und Beilagen konzentrieren zu können. Checken Sie die Vorratskammer auf Knoblauch, Zwiebeln, Kräuter, Tomaten (geschälte, Mark), Pilze (auch getrocknete), Muscheln, Anchovis, Thunfisch (Dosen), Öl, Cayennepfeffer, Eier, Schinken, Sahne, Parmesan oder Pecorino-Käse. Daraus läßt sich, in Verbindung mit dem Nudel-Repertoire, schon eine ganze Menge machen.

Wenn vier Personen am Tisch sitzen (verdoppeln geht, halbieren lohnt sich nicht, jedenfalls was das Rezept angeht), stellen Sie einen kühlen Cabernet bereit, einen Topf mit Salzwasser auf den Herd und holen den hoffentlich vorhandenen Mörser hervor. Mörser und Stößel sind sehr stilvoll. Ein Elektromixer tut's natürlich auch. Es wirkt dann aber alles so fatal „praktisch", wenn neugierige Gäste Sie bei Ihren Küchenkreationen beäugen.

Werfen Sie also in den Mörser ein paar Blätter frisches Basilikum, eine Prise Cayennepfeffer, Salz, eine Knoblauchzehe, zwei Eßlöffel Erdnüsse. Zerstößeln Sie das alles und fügen unter ständigem Stampfen eine halbe Tasse geriebenen Parmesankäse hinzu, dann nach und nach vier bis fünf Eßlöffel Olivenöl. Das Ganze ist eine von mehreren Möglichkeiten, „Pesto" zu machen und fertig, wenn es die Konsistenz weicher Butter hat. Ein trainierter Stampfer braucht dazu etwa so lang wie die Spaghetti kochen. Über die heißen Nudeln pro Portion ein bis zwei Eßlöffel von der Pesto – und dann *presto a tavola . . .*

Und hier sind noch ein paar Saucen, mit denen man Pasta, umrahmt von Salat, Käse und Obst, zum Mittelpunkt eines kompletten Mahls machen kann.

SPAGHETTI MIT SARDINEN

Füttern Sie den Mörser mit einer gehackten, gedünsteten Fenchelknolle, ein paar frischen, entgräteten, zerpflückten Sardinen, zwei gehackten Zwiebeln, Pfeffer, ein paar Pinienkernen, Sultaninen und zwei Eßlöffeln Olivenöl. Gut zerstampft und kalt über gebutterte, heiße Nudeln geben.

BANDNUDELN MIT ANCHOVIS

Zwei zerdrückte Knoblauchzehen in zwei Eßlöffeln Butter und Öl goldgelb dünsten. Knoblauch herausfischen, sechs

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 159)

DAS
REICH DER
SINNE
Sex im Land
der aufgehenden Sonne –
Ritual und
Rausch einer fremden Welt.
Die Hingabe
japanischer Mädchen an
die Lust ist
Teil einer uralten Philosophie
Bericht von
FRANK GIBNEY

Der amerikanische Schriftsteller Lafcadio Hearn, ein Ostasien-Experte des 19. Jahrhunderts, war der erste, aber ganz sicher nicht der letzte Ausländer, der festgestellt hat, daß es in Japan ganz offensichtlich zwei nebeneinanderher lebende Menschenrassen gibt – Männer und Frauen. Nach westlicher Anschauung sind japanische Männer schroff, eigensüchtig, verwöhnt, verschlossen und schwer durchschaubar – trotz aufgesetzter Zuvorkommenheit. Diese nicht eben faire Bewertung wird vornehmlich von den erfolglosen europäischen und amerikanischen Sony-, Nikon- und Toyota-Konkurrenten verbreitet. Die Frauen Japans hingegen sind, so will es die Fama, sanftmütig, will-

fährig und ausnahmslos von einer puppenhaften Hübschheit. Ihre (verborgenen) erotischen Fähigkeiten und vor allem eine ungewöhnliche Beflissenheit gegenüber den Launen und Wünschen des Mannes machen sie in den Augen westlicher Männer überaus begehrenswert. Diese anziehende Klischeevorstellung – von märchenhaften Wesen wie Madame Butterfly bis zu zeitgenössischen Geschöpfen wie Machiko Kyo, dem Star aus dem Film *Rashomon,* oder der spröden, Tennis spielenden Kronprinzessin Michiko immer wieder untermauert – fasziniert Europäer wie Amerikaner gleichermaßen. Die Frage, was sich wohl für ein Gemüt oder empfindsames Herz hinter dem kleidsamen Kimono verbirgt, gibt Rätsel auf. Hat etwa die Verwestlichung schon begonnen? Haben sich die hübschen Zelebrantinnen der Teezeremonie zur Women's-Lib-Bewegung bekehren lassen? Die Klischeevorstellung von der sanftmütigen Japanerin entspricht, zumindest äußerlich, auch heute noch den tatsächlichen Gegebenheiten. Jedoch ist ihre augenfällige Beflissenheit nicht so sehr Nachgiebigkeit, sondern eher ein instinktiver Hang zu ausgeprägter Höflichkeit und Besorgtheit um die Wünsche anderer. Die Japanerin schmeichelt, wo die Europäerin droht, mißbilligt schweigend, wo die Europäerin bereits über ihren Rechtsanwalt argumentiert. Ohne Zweifel ist Japan noch immer ein ausgesprochenes Männerland. Aber die Lohntüte wird ohne Murren der Ehefrau ausgehändigt, und die bestimmt über das

ILLUSTRATIONEN: JEAN LESSENCH

Haushaltsbudget und das Taschengeld ihres Mannes. Erziehung und Ausbildung der Kinder sind die eifersüchtig gehütete Domäne der Mutter, und verheiratete Männer stellen Entscheidungen über Jobs oder Versetzungen zurück, bis sie die Billigung der Frau gefunden haben.

Männer- und Frauenwelt klaffen in Japan viel weiter auseinander als im Westen. Frauen gehen auf Frauenpartys, besuchen mit ihresgleichen Restaurants oder gehen abends aus. Nur selten wird eine japanische Ehefrau an einem Firmenbankett teilnehmen oder an einer abendlichen Vergnügungstour im Freundeskreis. Noch immer wird knapp die Hälfte aller Ehen von den jeweiligen Familien arrangiert – viele junge Japanerinnen ziehen es vor, die Verantwortung für die Wahl des Ehepartners anderen zu überlassen. Die Ehe wird durch die Aufteilung der Pflichten gekennzeichnet – das Heim ist die Domäne der Frau, der Arbeitsplatz die des Mannes. Eheliche Gemeinschaft in Japan – das bedeutet Familiengemeinschaft, also etwas anderes, als der häufig sinnentleerte Begriff Ehe gemeinhin im Westen aussagt.

Äußerlich haben sich die Japanerinnen zweifellos gewandelt. Die schon zwei Generationen andauernde bessere Ernährung seit Ende des Zweiten Weltkrieges hat dazu geführt, daß die Mädchen im allgemeinen größer sind, ansehnlichere Beine und einen üppigeren Busen haben. Was Kleidung, Kost oder Mobiliar anlangt, so entwickelte sich ein sicheres Gespür für den „westlichen Stil". Junge Japanerinnen nehmen sich mittlerweile mehr Freiheiten heraus. Viele verdienen sich ihren Lebensunterhalt selbst, wenn auch nur wenige leitende Positionen einnehmen. In Gesellschaft neigen Japanerinnen viel eher als einst ihre Mütter dazu, die Männer als gleichrangig anzusehen. Bei sexuellen Beziehungen sind sie ungehemmter, freier. Sie sind besser ausgebildet und haben auch schon Reisen unternommen. Zwar ist der Prozentsatz von Frauen an den großen Universitäten Japans noch immer verhältnismäßig klein, jedoch längst nicht mehr so gering wie einst. In Japan gibt es bereits vereinzelt weibliche Firmenbosse, und unlängst ernannte das Außenministerium gar die erste Botschafterin.

Kiyoko, die zierliche Empfangsdame in dem schicken Nachtklub in der Ginza, trägt ihren steif wirkenden Kimono nur während der Arbeitszeit. Ihre Ohs und Ahs ob der beeindruckenden Weltläufigkeit der Gäste lassen nichts davon ahnen, daß sie Europa und die Vereinigten Staaten bereist hat und sogar den Kauf einer kleinen Ranch in Kalifornien erwägt. Etsuko, die adrette Lehrerin an der Sprachenschule, ist bereits einmal geschieden und trägt zum Auflösungsprozeß einer Ehe im Vorort Kamamura bei, wenn sie sich nicht gerade auf ihr Abschlußexamen in Betriebswirtschaft vorbereitet. Noriko, die puppenhaft anmutende, kleine Assistentin in der Produktionsabteilung, macht im Büro einen absolut unnahbaren Eindruck. Aber in ihrer Freizeit tanzt sie im „Biblos", in Tokios freizügiger Jet-set-Diskothek, mit ihrem derzeitigen Gespielen so ausgelassen, daß kein Vergleich mit der kühlen Bürokraft aufkommen will. Es sei denn, man hat sie schon an anderer Stelle erlebt, während der alljährlichen Agitationsperiode der Gewerkschaft im Frühjahr, zum Beispiel, wo sie – mit verrutschtem rotem Stirnband – in ihrer Eigenschaft als Vizevorsitzende des Beschwerdeausschusses gegen Management und Kapital ins Feld zieht.

Zweifellos hat die Moderne ihren Einzug gehalten. Leider werden nur wenige Ausländer – wegen der nahezu unüberwindlichen Sprachschranke – jemals die Bekanntschaft solcher Mädchen machen. Deshalb beschränken sich die Kontakte von ausländischen Reisenden mit Japanerinnen zumeist auf Animiermädchen, Gunstgewerblerinnen und die wenigen „ehrbaren" Frauen – Büroangestellte, Lehrerinnen, Hotelpersonal –, bei denen die Kenntnis einer Fremdsprache, meist des Englischen, zum Beruf gehört.

Japanerinnen fühlen sich insgeheim zu Ausländern hingezogen. Seitdem die ersten behaarten, rotgeschopften Kerle mit den blauen Augen in Shimoda, Uraga oder Shimonoseki von ihren Schiffen an Land gegangen sind, hegt manche Michiko hinter ihrem mehr oder minder wogenden Busen das Gefühl, daß Jacques, John und Hans durchaus eine Eskapade wert sind. Dieses Gefühl verstärkte sich noch zur Zeit der amerikanischen Besatzung. Während die US-Regierung sich bemühte, amerikanisches Demokratieverständnis in Japan zu wecken, vermittelten die GIs auf eine sehr viel direktere Weise westliche Lebensart. Uncle Sams Neffen und Nippons Töchter pflegten ihre Beziehungen vornehmlich in der Horizontalen, und mitunter wurden die Zeichen eines geregelten Ost-West-Verkehrs deutlich sichtbar. Manch neuer Staatsbürger bestaunte Japans aufgehende Sonne aus runden blauen Augen. „Fraternisierung" war ein damals gängiger Begriff. Die oberen Gesellschaftsschichten blieben davon keineswegs unberührt. Ehrbare Damen oder heiratsfähige Töchter aus Adligenkreisen nahmen in den Büros der Besatzungsmacht Sekretärinnenstellen an und stellten fest, wie rasch eins zum anderen führte. Ehrbare Damen waren plötzlich nur noch Damen, und die adligen Töchter waren nach geltender Moral nicht mehr ganz so heiratsfähig. Die sichtbarste Auswirkung dieser Verbrüderung war allerdings der erstaunliche Boom der bis dahin unterentwickelten Vergnügungsindustrie. Japans Halbwelt, bislang von der Prostitution und der Geisha getragen, wurde um zwei Errungenschaften der Moderne reicher – die Bar und das Animiermädchen.

Solche gesellschaftlichen Umwälzungen lösten in den fünfziger Jahren eine verständliche Reaktion gegen allzu enge Kontakte mit den *gaijin* – den nichtjapanischen „Landfremden" – aus. Erst als um 1960 Japans Wirtschaftswunder begann, nahm die Nachfrage nach ausländischen Büchern, Filmen und TV-Produkten lawinenartig zu. Dennoch sind die Japaner ein insulares Volk geblieben. Ausländer bereiten ihnen Unbehagen. Sie wissen nicht, wie sie sich ihnen gegenüber verhalten sollen. Aber als *kokusaijin* – „weitgereister Mensch" – bezeichnet zu werden, schmeichelt jedem Japaner. Ein entscheidender Grund dafür, warum die Japanerin von den Errungenschaften des Westens so fasziniert ist, liegt im sonderbar monolithischen Charakter des japanischen Mannes.

Obgleich die Japaner seit Jahrtausenden ein Bauernvolk sind – Soziologen unterscheiden zu Recht zwischen den fernöstlichen Reiskulturen und der Jäger- oder Hirtenkultur des Westens –, hält sich der Japaner für eine Art Jäger. Japaner gehen gemeinhin in Rudeln auf die Pirsch, wie man es in ihren bevorzugten Jagdrevieren in der Ginza im Zentrum Tokios, in Ikebukuro – einem Reservat für besonders bedürftige Discount-Samurais – oder in den zweitklassigen Amüsierpalästen von Shibuya und Shinjuku beobachten kann.

Horden von vergnügungssüchtigen Firmenangestellten fallen beim Stadtbummel geschlossen in ihre Stammklubs ein, um sich in eng gefüllten Pferchen bei teuren Getränken und noch teureren Hors-d'œuvres von ebenfalls kostspieligen Gesellschafterinnen unterhalten zu lassen. Auf Spesen.

•

Wenn Firmenboß Oyama in Tokio einen Geschäftsfreund bewirten will, sucht er das Restaurant- und Nachtklubviertel der Stadt auf. Diese Amüsiermeile ist notwendiger Bestandteil fast jeder japanischen Stadt und für die Gastronomen recht lukrativ. Denn in Japan beginnt das Amüsement schon früh. Von den großen Etablissements wie „Le Rat Mort", „Rundell's" oder dem „Copacabana" in Tokio, in dem Dewi Sukarno, die Witwe des indonesischen Ex-Diktators, einst als äußerst erfolgreiche Hosteß fungierte, bis hin zu den kneipenähnlichen Lokalen in den Kleinstädten – überall in den Vergnügungsstätten wird der rote Teppich

„Mann, war das wieder ein Tag: den Buchhalter gefeuert, zwei Verträge abgeschlossen, 'n Dutzend Briefe diktiert und dann noch die kleine Blonde vom Versand gefickt"

allabendlich bereits knapp nach sechs Uhr ausgerollt.

Nach dem Restaurantbesuch strebt die Belegschaft den Klubs zu, in denen Essen und Trinken zweitrangige Attraktionen sind. Magnetische Anziehungspunkte sind *les girls:* Mädchen, die handfesten Kontakt nicht scheuen, Spaß verstehen und sich selbst mehr oder minder amüsieren möchten. Nur wenige von ihnen sind Prostituierte im westlichen Sinne. Viele Mädchen arbeiten nur stundenweise in den Klubs, um sich so nebenher Geld zu verdienen. Einige gehen am Tage einer geregelten Beschäftigung nach. Nahezu alle bemühen sich um eine verläßliche Stammkundschaft.

Die Beziehungen zu den Barmädchen von Shibuya oder in der Ginza können sogar von Dauer sein – schon deshalb, weil ein Eröffnungsgeplänkel extrem kostspielig ist. Für die Männer bedeutet eine ständige Geliebte gleichsam eine Investition – und die Mädchen wiederum würden sich nur zu gern einen festen Freund angeln. Sie nutzen deshalb jede sich bietende Chance.

Jahrelang fühlten sich Landfremde zu den „Ausländer-Bars" wie dem „Club Bohemian" in Shibuya hingezogen, der in englischsprachigen Anzeigen weithin als Mekka für Ausländer angepriesen wurde – „Pretty girls, hostesses, lots of drinks, English spoken". Die „ruhige, beschauliche" Atmosphäre des „Club Bohemian", der sich am treffendsten mit einem Großstadtbahnhof während der Rush-hour vergleichen läßt, zog überaus bemerkenswerte Mädchen an. Meist waren es Amateurinnen, die – wie viele Mädchen in den Bars – vorzeitig das College verlassen oder schlichtweg den Alltag im Schönheitssalon, im Kaufhaus zu langweilig und wenig lukrativ gefunden hatten. Auch hier gehen viele der an Förderung interessierten Jungtalente einer geregelten Arbeit nach und besuchen das Casino nur einige Abende in der Woche, um so ihr Einkommen aufzustocken.

•

Ein Freund von mir, ein Franzose, hatte mal eine Zeitlang eine Liaison mit einem jungen Mädchen aus einem dieser Etablissements. Kimiko war eine langbeinige Ex-Studentin von der Sendai-Universität und war trotz ihrer Herkunft aus dem kühlen Norden – oder gerade deswegen – eine angenehme Abwechslung für überhitzte Manager. Die Zuneigung meines Freundes zu Kimiko vertiefte sich nach ausgiebigen Zechereien in durchgehend geöffneten Bars, Snack-Lokalen, Sushi-Kneipen und anschließenden „Dolce Vita"-Einlagen im Swimming-pool eines Abekku-Hotels. Von seiner Eroberung höchst entzückt, beschloß mein Freund alsdann, das Mädchen Kimiko ausschließlich für sich zu behalten. Als er hörte, daß sie eine Wohnung suchte, nahm er ihr diese Mühe ab und mietete ihr ein geschmackvoll unauffälliges Domizil, passenderweise nur zehn Minuten Fahrt vom trauten Heim, das er mit Frau und Kindern teilte, entfernt.

Eine Weile war das Vergnügen ungetrübt. Aber nach einiger Zeit bekam Kimiko Launen. Immer wieder versuchte er vergeblich, sie in der Wohnung telefonisch zu erreichen. Traf er sie im Klub an, erklärte sie, daß sie keine Zeit habe, die Nacht über bei Freundinnen bleiben werde oder sich um ihre kränkelnde Mutter kümmern müsse. Mit der rührenden Naivität eines in die Jahre gekommenen Romeos nahm ihr der Franzose all das treuherzig ab. Bis er eines Nachts in den Klub kam, um Kimiko wieder zum exotischen Zeitvertreib in ihrer Wohnung abzuholen. „Fahren wir nicht dorthin", bat sie. „Fahren wir bitte, bitte nicht dorthin." Schreiend und kreischend, stoßend und schiebend bugsierte sie ihn dann in ein nahgelegenes Restaurant. „Und danach gehen wir woanders hin", meinte sie. „Ins Badehaus, ins Abekku-Hotel, irgendwohin, nur nicht nach Hause. Ich möchte heute nacht nicht dorthin."

Nach einigen energischen Protesten, die schließlich zu einem entspannenden Bad im Abekku-Hotel führten, verabschiedete sich der Franzose und fuhr nach Hause. Als er Tage darauf durch die Gegend schlenderte, in der Kimiko wohnte, beschloß er, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen, eilte erwartungsvoll die Treppe hinauf und läutete. Nichts rührte sich. Vor der Tür lagen Zeitungen. Sein Argwohn war geweckt. Er beschaffte sich einen Schlüssel und öffnete die Tür. Kimiko war nicht da; sämtliche Möbel waren verschwunden. Die Wohnung war so leer wie am Einzugstag. Nichts war vorhanden außer einer schriftlichen Mahnung des Vermieters. Nicht unbedingt die feine japanische Art, sich zu verabschieden, mit Sicherheit aber die schmerzloseste. Keine Dramatik, keine Sentimentalitäten. Wenn's zu langweilig wird, geht man – mit einer kleinen Abfindung, versteht sich. Geschäft ist Geschäft, auch wenn es in Japan oft nicht so aussieht. Der Franzose hat den „Club Bohemian" seitdem nicht mehr aufgesucht. Später hieß es, er habe bei einer 30jährigen Schönen aus der Ginza, der zuliebe er für zwei Jahre ein prächtigeres Domizil gemietet hatte, ein dauerhafteres Glück im stillen Winkel gefunden.

•

Einige Klubs in der Ginza wird ein Ausländer, dem Japan fremd ist, höchst sonderbar finden, vor allem, wenn er sie an einem ruhigen Abend besucht. Zur Zeit des Hochbetriebes am Dienstag- oder Donnerstagabend wird er nur mit Mühe einen Platz an der Bar ergattern. An einem stillen Montag werden ihn die Mädchen, die überzähligen Schönen, die im Augenblick keine Bleibe haben, schmachtend umdrängen, bis dann nach Stunden ein anderer Gast kommt, den man um einen Drink angehen kann. Für den Besucher allerdings eine höchst kostspielige Art, das männliche Ego aufzumöbeln. Denn jede der fröhlichen Maiden, die gesteht, daß sie gern einen Gin-Tonic trinken würde, bedeutet 2000 bis 5000 Yen (etwa 19 bis 48 Mark) mehr auf der Rechnung. Es empfiehlt sich daher, generöse Gesten gleich zu Anfang auf potentielle Gespielinnen zu beschränken. (Das ausgedörrte Stück Wurst und Käse auf dem Ritz-Cracker schlägt sich übrigens mit 5500 Yen – 53 Mark – für Speisen auf der Rechnung nieder.)

Am Freitagabend herrscht in der Ginza Hochbetrieb. Das zeigt, wie sehr sich in Japan die Sitten gewandelt haben. Als ich Anfang der Fünfziger und dann in den Sechzigern in Japan lebte, pflegte man am Samstagabend auszugehen. Als dann immer mehr Menschen in die Vorstädte zogen und in der Familie die Ehefrau eine immer größere Rolle spielte, war so ein japanischer Vati in den Wohnsiedlungen von Kichioji, Chiba, Jokohama, Tama oder wo immer er wohnte, am Wochenende voll mit seiner Familie ausgelastet. Folglich hat sich der Animierbetrieb auf den Freitagabend verlagert. An diesem Tag hallen die Straßen in der Ginza vom fröhlichen Lärm aus den Nachtklubs wider, drängeln sich eingehakt glückselige Firmenangestellte, die sich von den aufdringlichen Schönen der Nacht in einige heruntergekommene Etablissements zerren oder von den Spröden vor die Tür setzen lassen. Zu einem gelungenen Abend in der Ginza gehört eine Tournee durch mindestens drei oder vier Lokale. Verläuft alles nach dem üblichen Ritual, dann lädt Geschäftsmann A Geschäftsmann B nach einem raschen Imbiß zu einem Besuch des gemütlichen, kleinen Klubs ein, den er in der Nähe entdeckt hat. Nach einem zweistündigen ausgelassenen Geschäker, unzähligen Drinks und einer Zeche von gut 50 000 Yen (etwa 480 Mark) wanken die beiden Geschäftsleute davon, nicht ohne den zurückbleibenden Mädchen ewige Treue geschworen zu haben, und suchen einen anderen Klub auf. Selbigen hat Geschäftsmann B in der West-Ginza nahe dem Matsu-Kaufhaus aufgespürt. Mittlerweile sind die beiden Spesenritter unübersehbar angetrunken, genauer: Sie sind sternhagelvoll – ein Zustand, den jeder Japaner als „von jeglicher Verantwortung entbunden" akzeptiert. Hier ist das Schlupfloch, durch das man vor den

Vorhaltungen der Polizei, den Schmeicheleien weiterer Barmädchen oder den Vorwürfen von Frau und Mutter bei der Heimkehr flüchten kann. In einigen beschaulich wirkenden Straßen Tokios gibt es kleine Läden, voll von Dingen, mit denen Vati die liebe Familie beruhigen kann, wenn er kaum noch zurechnungsfähig heimtorkelt, nachdem der letzte Nachtklub geschlossen hat.

In Klub Nummer drei sind die beiden kaum noch zurechnungsfähig. Hier spielt vielleicht ein Banjo-Ensemble oder eine kleine Band, und ein Gast nach dem anderen begibt sich stolpernd hinauf zum Mikrofon, um seine sehr individuelle Version irgendeines Schlagers vorzutragen. Japaner singen gern, wenn sie angeheitert sind – zumindest versuchen sie es immer wieder. Überraschend viele Lieder stammen aus dem Deutschen. Kaum ein Auge bleibt trocken, wenn jemand nach 23 Uhr 30 die *Lorelei* anstimmt.

Die meisten Gäste lassen sich kurz vor Mitternacht glückselig von einem kleinen Trupp Hostessen ins Taxi bugsieren. Die unternehmungslustigeren unter ihnen jedoch suchen nach der Sperrstunde um 24 Uhr noch befristete Kurzweil mit den Schönen in Shinjuku oder Ikebukuro; einige begeben sich auch zur Nachkur in eines der zahlreichen Dampfbäder.

•

Für den durchschnittlichen Sex-Konsumenten in Japan entspricht ein Besuch des *toruko*, dem türkischen Bad mit individueller Bedienung, dem Amüsement, das seine Ahnen in der geruhsameren Atmosphäre alter lizenzierter Viertel fanden. Ein gemächliches Bad nach japanischer Art gehört zu den angenehmsten Gepflogenheiten auf dieser Welt. Das in Japan seit Jahrhunderten übliche, nahezu rituelle Baden ist ein Grund dafür, warum die Japaner, trotz ihrer von jeher überfüllten Städte, nie unter der Pest oder anderen Seuchen, die der Unrat im mittelalterlichen Europa auslöste, zu leiden hatten. Für den Unbemittelten zählen die speziellen Badefreuden des *toruko* zu den höchsten irdischen Genüssen. Im Bereich der Bahnhöfe und Vergnügungszentren von Tokio gibt es Tausende solcher Badehäuser. Jedes besteht aus einer Unzahl von Einzelkabinen mit Wanne, Schwitzkasten und dem sogenannten Massagetisch (es soll allerdings Badehäuser geben, in denen auf diesem Tisch tatsächlich nur massiert wird). Ein abgeschlaffter Geschäftsmann sucht abends sein bevorzugtes *toruko* auf, entrichtet die Grundgebühr und verlangt nach seiner Lieblingsmasseuse. Die geleitet ihn sodann in eine Kabine, wo er sich entkleidet. Art und Dauer der folgenden Spezialbehandlung hängen dann nur noch von der finanziellen Potenz des erholungsbedürftigen Streßopfers ab. Zwar kann man sich in diesen Badehäusern nicht an epikureischen Gerichten oder einem als nationales Erbe empfundenen Interieur delektieren, aber die Atmosphäre des Yoshiwara, des einst berühmtesten Vergnügungs-Distrikts in Tokio, ist erhalten geblieben. Die Mädchen in so einem *toruko* vermögen bei ihrer Arbeit Begeisterung auszustrahlen.

Für diejenigen, die auf der Suche nach erotisch-sinnlichem Pläsier nicht unbedingt auch noch baden wollen, gibt es eine Vielfalt von Klubs oder Hostessen-Bars, in denen man sich ausschließlich mit den wesentlichen Dingen des Lebens beschäftigt. Und sollte sich dort eine Hosteß unverhofft willfährig zeigen, so sucht man das nächstgelegene Abekku-Hotel auf. Das Wort *abekku*, abgeleitet vom französischen *avec*, bedeutet *mit* Begleitung und bezeichnet somit den Rendezvouspartner. Allmählich erlangte das Wort die Bedeutung eines Stelldicheins rein lustbetonter Kurzweil, bei dem die Beteiligten nur wenig Zeit zu vertändeln haben. Für eben solche unverbindlichen Expreß-Romanzen stehen dem termingehetzten Herrn Banzai (deutsch: Er lebe hoch) die Abekku-Hotels stündlich oder ganztägig zur Verfügung.

Die Größe dieser Hotels ist unterschiedlich. Bei einigen handelt es sich um verwahrloste, mietshausähnliche Gebäude, die sich an ein Dampfbad anschließen. Andere wiederum sind feudale Vergnügungspaläste mit einem Exterieur, das der Vorstellung eines modernen japanischen Architekten von einer Burg in Europa entspricht, Vorbild Neuschwanstein. Die Zimmer sind alle großzügig eingerichtet – Bad, Bett und Spiegel. Gastlichkeit wird großgeschrieben. Fragen stellt man nur selten. Eine neuere Variante ist das Abekku-Motel, das den Bedürfnissen anspruchsvoller Autofahrer und deren Gespielinnen entgegenkommt.

All das bedeutet keineswegs, daß die klassische Bordsteinschwalbe ausgestorben ist. Die Damen vom Strich pflegen weiterhin ihre ehrwürdige Tradition und sind sogar recht zudringlich, wenn man zentral gelegene Viertel wie die Ginza verläßt. Einige Prostituierte gehen sogar in den teuren Wohnvierteln auf Männerfang. Es überrascht immer wieder, wie schnell ein ausländischer Besucher in einem der teuren City-Hotels oder in deren Nähe eine Begleiterin findet – vorausgesetzt, er verfügt über das nötige Bargeld. Die Preise liegen im allgemeinen zwischen 20 000 (193 Mark) und 30 000 Yen (290 Mark). Aber das Treiben derartiger Freibeuterinnen wird in Tokio schärfer überwacht als in den meisten europäischen oder amerikanischen Städten. Nicht nur die stets wachsame Polizei hat ein scharfes Auge auf diese Aktivitäten, sondern auch das Personal der *toruko*-Badehäuser, der Kneipen und der Pornokinos: Die Konkurrenz schläft nicht.

•

Das künstlerische Renommee von Nagisa Oshima und eine sensationell aufgemachte Werbekampagne animierten viele Kinofans in Europa und den USA, sich Oshimas Film *Im Reich der Sinne* anzusehen. Die Protagonisten – ein wißbegieriges Liebespaar – erproben alle Positionen, derer sie physisch fähig sind. Der Liebhaber wird zum Schluß von der Heldin, einer Geisha, umgebracht, damit sein wohlerprobtes Glied keinem anderen Mädchen zu Diensten stehen kann. Die Vorlage für den Film lieferte ein Verbrechen aus Leidenschaft, das in den Dreißigern Aufsehen erregte. Die Mörderin – im Alltag eine ganz gewöhnliche Prostituierte – hatte ihren Liebhaber erwürgt, ihn danach entgliedert und sich dann, die unansehnliche, leicht geschrumpfte Trophäe in der Hand, der Polizei gestellt.

Obgleich sich auch so manche andere Japanerin eines – wenn auch weniger spektakulären – Mordes aus Liebe als fähig erwiesen hat, spielt das Gros der Frauen nach wie vor in der Kriminalstatistik eine eher passive Rolle: als Opfer. Immer wieder berichten die Zeitungen von Morden an weiblichen Zufallsbekanntschaften, die jähzornigen Freiern zur Last fielen. Die Anzahl der Notzuchtverbrechen ist erheblich, wenn auch nicht so groß wie in den Ländern des Westens. Die Mordopfer sind zumeist Barmädchen, Kabarett-Hostessen, Barbesitzerinnen und andere Aktricen der Demimonde im japanischen *mizu-shobai*-Unterhaltungsgewerbe. Schon manche Hosteß bekam Prügel oder wurde kurzerhand niedergestochen, weil sie mit ihren Gunstbeweisen unüberlegterweise allzu freigebig war (und vielleicht eine Menge Bargeld hinter der Theke versteckt hielt). Den Damen, die hart am Mann arbeiten, bringt folglich auch eine strenge Schußwaffenbestimmung keine zusätzliche Sicherheit. Denn die beliebteste Waffe ist seit den Zeiten der seligen Samurais immer noch die scharfe Klinge. Und zuweilen trifft es auch Männer, meist junge Liebhaber, die ihre *mama-san*, ihre älteren Geliebten, wegen einer attraktiveren Schönen verlassen möchten. Doch solche Vorkommnisse sind selten. Der Job einer japanischen Hosteß entspricht an Gefährlichkeit ungefähr dem eines Trapezkünstlers oder dem eines Stuntmans in Hollywood. Einziger Unterschied: Nutten bekommen keine Nahkampfzulage, arbeiten ohne Netz und sind auch nicht in der Gewerkschaft.

•

Die klassische japanische Lösung eines Dreiecksverhältnisses oder einer anderen schwierigen emotionalen Situation ist der

shinju – wörtlich: „ins Herz" –, der gemeinsame Freitod. Die beiden Liebenden, von widrigen Umständen am Zusammenleben gehindert, besteigen einen geeigneten Felsvorsprung und stürzen sich hinab in die Tiefe. In der japanischen Literatur werden solche Doppelselbstmorde häufig dargestellt. Bis vor kurzem herrschte an einigen passenden Klippen reger Betrieb. Liebespaare, die wegen der Mißbilligung der Eltern nicht zueinander finden konnten, verbrachten ihre letzte Nacht feiernd im nahgelegenen Gasthaus und gingen oder sprangen am nächsten Morgen gemeinsam in den Tod. Vulkane waren da besonders beliebt. Die für den Berg Mihara auf der Insel Oshima zuständigen Behörden hatten alle Mühe, den ständigen Zustrom freudig erregter Liebespaare, die sich zu Tode stürzen wollten, zu unterbinden. Heute sind es hauptsächlich Selbstmorde unter Jugendlichen, die in Japan weiterhin ein ernstes Problem darstellen. Die Sitte des *shinju* ist ebenso im Schwinden wie andere, nicht weniger spektakuläre Gepflogenheiten wie die einst unter Samurais übliche Selbstentleibung, dem *seppuku* – im Westen fälschlicherweise Harakiri genannt. Fälle, bei denen sich der Lebensüberdrüssige mit einem kurzen Schwert den Bauch aufschneidet und sich obendrein von einem barmherzigen Vertrauten enthaupten läßt, gibt es kaum noch. Die heutigen Japaner, eigenem Eingeständnis zufolge ein weichlicherer, beleibterer Schlag als ihre Altvorderen, begnügen sich mit einem Doppelselbstmord oder einem bequemen *seppuku* auf dem Bildschirm. Die steigende Scheidungsrate macht es überdies den Betroffenen leichter, lebend aus einer Ehe auszubrechen. Das gilt insbesondere für die Japanerin. Vor dem Krieg konnte eine Ehefrau von ihrem Mann nach einer formellen einseitigen Scheidungserklärung aus dem Hause gejagt werden. Im anderen Fall hingegen mußte eine Ehefrau schon drastische Beweise eines unzumutbaren Verhaltens vorlegen, und die Verwandtschaft hatte alle ihre Beziehungen spielen zu lassen, bevor ihr Schützling seine Freiheit wiedererlangen konnte. Erst die amerikanische Besatzungsmacht hat eine weitgehende Liberalisierung des Scheidungsrechts erzwungen.

Seitdem sich die Japaner von der Gepflogenheit der freiwilligen Selbstentleibung emanzipiert haben, neigen sie in jüngster Zeit dazu, ihre Vergnügungen eher passiv zu genießen. Dank der hochentwickelten modernen Kommunikationsmittel konnten japanische Unternehmer ihrer Kundschaft jeweils die neuesten Pornofilme – *porno-eiga* („blaue Filme") genannt – bescheren, ferner Porno-Comics, Sex-Shows, Transvestiten-Shows, Oben-ohne-Bars und dergleichen mehr. Wie man es von einem Volk nicht anders erwartet, dessen Neuentwicklungen weltweit die Elektronikbranche, den Schiffbau und die Automobilindustrie revolutioniert haben, erweisen sich die Japaner auf dem Gebiet der technologischen Innovation und Verpackung als führend. Das Vorkriegsjapan konnte nur vereinzelt mit Etablissements wie dem weithin gerühmten Sex-Shop in der Stadt Kobe renommieren (dessen „geheimnisvolle Stimulantia" mittlerweile in den Schaufenstern fast jeder deutschen Kleinstadt ausliegen). Das moderne Japan erfand den überall zu installierenden Pornomagazinautomaten. Für 200 Yen (1,93 Mark) erhält man ein reichlich illustriertes Exemplar in Taschenbuchformat. Der handliche Pornoguckkasten, ein stromlinienförmiger Automat, ist selbst in namhaften Thermalbädern zu finden, das staatliche Fernsehen bringt aufreizende Oben-ohne-Shows, und modernste Pornoproduktions- und Verleihzentralen sprechen für Phantasie und technisches Know-how von Nippons jüngeren Söhnen.

Die Wünsche einer speziell ausgerichteten Kundschaft sind dabei keineswegs unbemerkt geblieben. In vielen großstädtischen Kabaretts tragen die Hostessen eine Uniform wie die Schülerinnen an einem Lyzeum. In Akiyuki Nozakas amüsantem Roman *Die Pornographen* veranstaltet der Heros der Geschichte mit seinen Kunden, die ihre Befriedigung nur auf Armlängendistanz finden, regelrechte Sight-fucking-Touren zu U-Bahnen oder Umsteigebahnhöfen in der Nähe von Mädchenschulen.

Die Texte in japanischen Pornobüchern und -magazinen sind so farbig, daß sie auch den ausgebufftesten Kenner zufriedenstellen. Verschiedene Meisterwerke ostasiatischer Pornoprosa würden wohl selbst in Dänemark unter dem Tisch gehandelt. Ähnliches gilt auch für viele japanische Frauenzeitschriften, deren unverfänglich betitelte Selbsthilfekolumnen – *Was macht man, wenn der Ehemann müde ist?* – höchst effektive, praktische Detail-Informationen für das tägliche Zweierlei enthalten. Da jedoch das Lesen dieser Texte ein langjähriges Studium der japanischen Schriftzeichen voraussetzt, müssen sich die meisten Ausländer begreiflicherweise mit den Abbildungen begnügen. Da allerdings stößt man auf die unauffällige, aber unablässige Zensur durch die Polizei, zu deren Obliegenheiten auch die Überwachung der öffentlichen Moral gehört. So zeigen auch die meisten Pornoautomaten in aller Ausführlichkeit *fast* nackte Mädchen, die sich gekonnt winden und rekeln, während sie der Heimkehr des Gebieters harren: Aber man verzichtet auf das große Finale (und auf die Abbildung der Schamhaare). Das Polizeipräsidium von Tokio verschafft Dutzenden von Hausfrauen eine regelmäßige Teilzeitbeschäftigung dadurch, daß es sie in importierten Magazinen durchaus wichtige Körperteile mit einer Spritzpistole unkenntlich machen läßt.

•

Es wäre ungehörig, diese kleine Exkursion abzuschließen, ohne noch das Thema zu behandeln, das die an Japan interessierten Westler am meisten beschäftigt: Eine Geisha ist keine Prostituierte. Sie ist eine bewundernswert vielseitige Gesellschafterin, und keineswegs billig. Sich eine Geisha zu halten ist so, als würde man sich ein Rennpferd leisten. Unterhalt und Beschäftigung geben Probleme auf, die sich bisweilen für Herren gesetzten Alters mit erhöhtem Blutdruck als tödlich erweisen. Dessen ungeachtet hängen auch heute noch immer viele Japaner von Rang diesem Brauch an. Einmal wurde ich zu einer exklusiven Tanzdarbietung im klassischen japanischen Stil eingeladen, bei der nacheinander Geishas aus dem Tsukiji- und Shimbashi-Distrikt von Tokio auftraten. Anwesend waren an die 50 ältere Herren, die etwa den *Gotha* des japanischen Wirtschaftslebens repräsentierten – Bankpräsidenten, Konzernbosse und hohe Regierungsbeamte. Nicht einer saß bei seiner Geisha. Kein Hinweis darauf, wer zu wem gehörte. Applaus wurde allen gleichmäßig zuteil. Die Mienen der traditionsbewußten Sponsoren waren ebenso undurchdringlich, wie die der Geishas mit ihrem dick aufgetragenen Reispuder-Make-up. Nach dem Fest verabschiedeten sich alle sehr formell – und begaben sich zu weniger konventionellen Darbietungen zum vereinbarten Treffpunkt.

Moderner eingestellte Wirtschaftsmagnaten, aber auch durchschnittlich verdienende Kaufleute, leisten sich eine *ni-go* – eine Zweitfrau –, der sie ein kleines, stilvolles Domizil einrichten. Die meisten Ehefrauen wissen von der *ni-go* und sind oft der Ansicht, daß der Mann nachts bei ihr sicherer aufgehoben ist, als wenn er sich auf den Straßen herumtriebe.

Die rund 25 überaus beredsamen Befürworterinnen der Frauenemanzipation dagegen haben in Japan einen schweren Stand. Einen Großteil ihrer Zeit widmen sie den Interviews durch die amerikanische Presse. In ihrem Bemühen, unter ihren Geschlechtsgenossinnen eine Massenbewegung zu entfachen, haben sie bisher nur geringe Fortschritte erzielt. Aus irgendeinem Grund möchte die Japanerin nicht emanzipiert werden, zumindest nicht in der Weise, die viele Europäerinnen oder Amerikanerinnen für die richtige halten. *Yaoyorozu-no-kami ni kansha:* Allen Göttern dieser Welt sei Dank!

Ein Sekt ist immer so gut wie sein Wein. Der Sekt Fürst von Metternich verdankt seinen besonderen Charakter den kernigen und stahligen Weinen, die seit alters her im Bereich Johannisberg im Rheingau kultiviert werden. Die feine Ausgewogenheit und Abrundung seines Buketts geben ihm die edlen Rieslingweine der Fürst von Metternich'schen Domäne Schloß Johannisberg.

FÜRST VON METTERNICH

WAS DARF'S DENN FÜR EIN PANZER SEIN?

(Fortsetzung von Seite 78)

daß ich Sie darüber informiert habe, kann ich in Teufels Küche kommen", sagte er traurig.

„Ich werde nichts verraten", sagte ich.

Er sah wieder auf meinen Antrag und sagte dann sehr viel unfreundlicher: „Sie haben das alles selbst ausgefüllt?"

„Ja. Ich bin der Präsident dieser Firma. Niemand sonst konnte das schreiben."

„Sie sind der Präsident der Hadley-Panzerwerke?"

„Ja."

„Aber Sie haben auch den Abschnitt ausgefüllt, in dem ein anderer Ihre Bewerbung hätte befürworten müssen. Warum haben Sie das getan?"

„Weil oben auf dem Formular steht: ‚Beantworten Sie *alle* Fragen.'"

Er sah nach. „Steht tatsächlich da."

„Wenn ich diesen Teil nicht ausgefüllt hätte, hätten Sie's mir sicher wieder zurückgeschickt."

„Wissen Sie eigentlich, was Sie da geschrieben haben?" Er las vor: „Ich halte den Antragsteller bezüglich seiner Loyalität, seines Mutes, seiner Energie, seiner hohen Moral und seiner ebenso hohen Intelligenz für qualifiziert, jede Tätigkeit auszuüben, eingeschlossen die des Konzernpräsidenten."

„Soll ich mich etwa für unqualifiziert erklären?"

„Nein. Aber haben Sie nicht ein bißchen übertrieben?"

Der Agent war offensichtlich verwirrt. Er wußte nicht, wie er das Problem lösen sollte, Auskünfte über mich einzuholen, ohne mit mir darüber zu sprechen. Ich fand einen Kompromiß. Unser Vizepräsident für Buchhaltung, Mr. Guinzburg, war zugleich Präsident einer eigenen Firma. Mr. Guinzburg könne so einerseits als Geschäftsfreund über mich aussagen und andererseits seine Aussage als Vize-Präsident der Hadley-Panzerwerke bestätigen.

„Das wird eine Menge Papierkrieg sparen", sagte der Agent erleichtert.

Einige Monate später bekam ich ein Einschreiben aus einem Ort, dessen Namen ich aus Sicherheitsgründen nicht nennen darf. In dem Brief stand, ich hätte die Genehmigung, Geheimnisträger zu werden. In derselben Post war ein Paket, das einen ziemlich umfangreichen Wälzer enthielt: *Über den Umgang mit Geheimakten.* Es gab keinen Weg mehr zurück.

Am nächsten Tag kam ein Ferngespräch aus Detroit. Am Apparat war ein Vizepräsident von Ford. Wir sprachen vom Geschäft. Er zeigte sich beeindruckt von der positiven Beurteilung, die er in Detroit über Hadley Tank gehört hatte. Ich sagte, auch Fords Image hier in New York sei okay. Dann kam er zur Sache. Man hätte mir für dieses Jahr den Vorsitz im „Ausschuß für leichte Panzer" übertragen. Das bedeutete: Beim sogenannten Panzer-Gala-Dinner in Detroit würde ich eine Rede halten müssen.

Ich hatte Mühe, mein Mittagessen wieder runterzuschlucken. Dann fragte ich nach dem Termin.

Oh, da wäre ich leider in Europa.

Er sagte, Dinner und Zwei-Tage-Symposium stünden unter dem Thema „Probleme der Panzerkonstruktion von morgen". Gewiß könnte mein Vizepräsident für Design und Konstruktion, Mr. Pat Zipprodt, für mich einspringen.

Ich hatte keine große Lust, meinen Kollegen über das Geschlecht meines Vizepräsidenten aufzuklären und murmelte etwas über seine Unabkömmlichkeit und wie geheim und speziell seine derzeitige Aufgabe sei.

„Was macht ihr eigentlich genau bei Hadley Tank?" fragte der Ford-Vize.

„Dasselbe wie bei Ford. Alles, wofür die Regierung blöd genug ist, Geld rauszuschmeißen."

Während er noch an einem gezwungenen Lachen arbeitete, schaffte ich es, die Unterhaltung zu beenden.

Meine Vizepräsidentin für Design und Konstruktion reagierte sauer, als sie erfuhr, daß ich sie um die Chance gebracht hatte, beim Panzer-Gala-Dinner eine Rede zu halten.

„Verdammt, Hadley – ich hätte diese selbstzufriedenen Stinker gern einmal an der Nase herumgeführt."

Die Vorstellung, wie Pat, eine lebhafte und ziemlich attraktive Rothaarige, meine Detroiter Kollegen verulkte, war nicht ohne Reiz. Aber ein Konzernpräsident muß das Wohl des gesamten Unternehmens im Auge haben.

„Und was wird dann aus unseren Kreditkarten?" fragte ich.

„Wir können uns glücklich schätzen, dich als Präsident zu haben", sagte sie einsichtig.

Ein paar Tage später klopfte es am Haupteingang (Nebeneingänge gibt es nicht). Vor der Tür stand ein Leutnant mit einer Pistole am Gürtel.

„Die Hadley-Panzerwerke?" fragte er.

„Ein Teil davon", sagte ich, wahrheitsgemäß wie immer. „Sie sehen etwas mitgenommen aus, Leutnant."

„Ich habe zwei Stunden in Ihrem Fahrstuhl festgesessen", sagte er.

„Sie hätten besser die Treppe benutzen sollen."

„Ging nicht. Ich mußte Ihnen das hier bringen." Er zeigte auf einen riesigen Koffer. „Lassen Sie das Ihren Sicherheitsbeauftragten quittieren."

Jetzt dämmerte mir die Bedeutung der Pistole. „Ich glaube nicht, daß wir das bestellt haben, Leutnant, egal was es ist."

„Das sind detaillierte Daten über den neuen Panzer, Sir. Für die Ausschreibung." Er musterte mein Büro, als könnte er nicht glauben, was er sah. Dann entdeckte er Armstrongs 20-Kanonen-Panzer auf meinem Schreibtisch. „Mein Gott, bauen Sie tatsächlich so ein Ding?"

„Es steht zur Diskussion", sagte ich. Er leerte wortlos den Koffer und häufte Berge von Papier mit dem Stempel VERTRAULICH auf meinen Schreibtisch. Dann zog er wieder ab.

Ich griff nach dem Telefon. „Armstrong, Arsch hoch und sofort rüberkommen. SOS bei Hadley Tank." Ich setzte mich hin und betrachtete den Stapel von Geheimdokumenten auf meinem Tisch. Auf dem obersten Blatt stand, wer alles Kopien der Pläne erhielt: Ford, Chrysler, General Motors, Litton Industries, A. T. Hadley Company, Boeing, Bendix. Was sollten wir damit anfangen? Da kam mir eine Idee. Noch am gleichen Nachmittag haben wir die Geheimpläne exakt nach den Sicherheitsvorschriften nach Detroit geschickt. Wir bezeichneten die Ladung als Irrläufer, die leider an uns statt an General Motors gegangen sei – und haben nie wieder etwas von ihr gehört.

Dann kam Hadley Tanks stolzester Augenblick. Ich erhielt einen Brief von einem Drei-Sterne-General aus McNamaras Stab. Der Brief nannte Hadley Tank „eine der stärksten Säulen der amerikanischen Demokratie". Weiter hieß es: „Der Verteidigungsminister hat lobend hervorgehoben, daß Hadley Tank einer der wenigen bedeutenden Rüstungsbetriebe ist, die noch nie einen Liefertermin überschritten haben. Das ist eine beachtenswerte Leistung, und der Minister hat mich beauftragt, Ihnen, Ihrem Management und Ihren Mitarbeitern seine persönlichen Glückwünsche zu übermitteln." Ich würde zu einem mir passenden Zeitpunkt nach Washington eingeladen, um den an Hadley Tank verliehenen Preis für „Effizienz im Industriebetrieb" persönlich entgegenzunehmen.

Computerlogik ist was Schönes. Hadley Tank hatte nie was produziert, und deshalb auch nie einen Liefertermin überschritten. Wir hatten nie überhöhte Rechnungen geschrieben, nie an Vertragsbedingungen gefummelt, weil es keine Verträge gab. Verteidigungsminister McNamara hatte sein ideales Panzerwerk gefunden – mit demselben genialen Instinkt, der ihm eingegeben hatte, wir würden den Krieg in Vietnam gewinnen.

Glücklicherweise verfolgt das Pentagon seine Ziele nie konsequent. Ich beantwortete den Brief einfach nicht und entging somit der Gefahr, den Preis persönlich in Empfang nehmen zu müssen. Damit

habe ich die Existenz von Hadley Tank gerettet.

Als ich dann im September 1965 las, McNamara hätte Johnson gesagt, er sähe endlich ein Licht am Ende des Tunnels, wußte ich Bescheid. Prompt bekamen wir kurz darauf einen neuen Verteidigungsauftrag. Ein General, dessen Namen ich nicht mitkriegte, lud mich nach Fort Knox ein. Da könnte ich den Prototyp einer neuen Panzergeneration besichtigen, um mich dann zu entscheiden, welche Teile davon wir produzieren würden. Die Aussicht, nach Fort Knox zu gehen, war verlockend. Während der letzten kleinen Auseinandersetzung mit unseren jetzigen deutschen Alliierten in den vierziger Jahren war ich in Fort Knox stationiert gewesen. Als Präsident meines eigenen Konzerns an diesen Ort zurückzukehren, das wäre die Erfüllung eines amerikanischen Traums – oder Alptraums, je nachdem.

Das Besichtigungsprogramm wurde vom Heeres-Artillerie-Komitee Nummer elf veranstaltet. Der Name war mir nicht unbekannt. Das Komitee hatte uns jedes Jahr eine Weihnachtskarte geschickt. Die Karte zeigte stets einen feuerspeienden Panzer im Schnee. Das Bild war von einer Girlande umrahmt. Darunter stand: DIE BESTEN WÜNSCHE ZUM FEST VOM HEERES-ARTILLERIE-KOMITEE NUMMER ELF UND FEUER FREI FÜR EINE SCHÖNERE ZUKUNFT DURCH GRÖSSEREN UMSATZ UND BESSERE WAFFEN. Ich gestehe, daß ich auf die Leute gespannt war, die diese Karte verbrochen hatten.

Wie alle guten Wirtschaftsführer beriet ich mich mit meinen Führungskräften. Meine Vizepräsidenten waren besorgt, aber da ich die Reise aus eigener Tasche bezahlen wollte, verzichteten sie auf ihr Veto. Was sie mir mit auf den Weg gaben, klang vernünftig: „Mach bloß keinen Scheiß, Hadley."

In der Nacht vor dem großen Fort-Knox-Jamboree saß ich wie jeder gute Präsident bei meinen Hausaufgaben. Ich soff in Louisville mit den Jungs von Ford, General Motors und den anderen Firmen, die an dem Treffen teilnahmen. Ich juxte mit den Oberstleutnants rum, die von der Armee als Eskorte abgestellt worden waren. Es gab einige kritische Momente. Adleräugige Vizepräsidenten bekannter Konkurrenzunternehmen – argwöhnisch, daß Hadley Tank das größte Stück vom Kuchen abbekommen würde – versuchten, mich festzunageln: Was Hadley Tank denn eigentlich genau mache? Doch da sich niemand von ihnen rühmen konnte, einen Preis von McNamara empfangen zu haben, hielt ich sie auf Distanz.

Von den Oberstleutnants erfuhr ich, daß das Panzer-Bauprogramm der US-Army einige Mängel aufwies. Zum Beispiel die mittelschweren Panzer: Wenn man bei denen das Gaspedal durchtrat, schlugen die Ketten gegen den Rumpf, und zwar so, daß der ganze Panzer zu vibrieren anfing. Durch diese Vibrationen löste sich der Motor aus seiner Aufhängung. Die Offiziere hörten mit Erleichterung, daß Hadley Tank mit solchen Pannen nichts zu tun hatte. Ich vernahm darüber hinaus zu meinem Bedauern, daß auch die leichten Panzer eine Macke hatten. Bei der neuen Serie mußte der Kanonier nach jedem Schuß aus dem Turm springen, um nicht im Pulverdampf zu ersticken. Solchen Mist haben wir bei Hadley Tank nie konstruiert.

Am nächsten Morgen hatte ich dann – zugegeben – Angst. Ich stand mit all den anderen Industriekapitänen im roten Schlamm von Fort Knox und wurde für einen Augenblick vom Ausmaß meines Täuschungsmanövers überwältigt. Denn hier gab es keinen Ausweg mehr: Von dem Stahlmonster direkt vor meiner Nase konnte Hadley nicht das winzigste Ersatzteil produzieren. Aber es war zu spät. Wie konnte ich die Wahrheit bekennen, ohne das Vertrauen des Verteidigungsministers, des Pentagons, Detroits, der American Ordnance Association und vielleicht sogar der Kreditkarten-Gesellschaften zu verlieren? Unter Umständen würde ich wegen Verstoßes gegen irgendeine Sicherheitsbestimmung ins Gefängnis kommen. Verstecken konnte ich mich jedenfalls nicht. An meinem linken Jackettaufschlag steckte eine Namensplakette aus Plastik: A. T. HADLEY, PRÄSIDENT DER HADLEY TANK COMPANY.

Auf der Suche nach einem Ausweg schwang ich mich entschlossen auf den Panzer und fragte schäkernd die Besatzung, wo sie denn den Bourbon verstaut hätten. Aus der Nähe sah der Tank immer noch ziemlich solide aus. Meine Lage war hoffnungslos. Der Panzer würde selbst eine Atombombe mit einem kühlen „Boing" verkraften. Wo wurde da Hadley Tank gebraucht, bei allem Talent? Okay – geben Sie uns einige Quadratmeter Stoff, ein paar Holzleisten, Pappmaché, eine Nähmaschine und Farbe, und wir zaubern Ihnen für Ihr Theaterstück einen Panzer hin, der bestimmt leicht wäre und dennoch bedrohlich aussähe. Doch das war hier nicht das Problem.

Ich kletterte in die Fahrerluke. Ich hoffte auf ein Sitzkissen, das wir nähen, oder eine Kopfstütze, die wir besticken könnten, damit es die Jungs im Panzer ein bißchen gemütlicher hätten. Aber die gesamte Inneneinrichtung war aus Plastik gefertigt und mit dem Aufdruck UNBRENNBAR versehen. Ich wußte, daß es sinnlos war, im Maschinenraum nach geeigneten Teilen zu suchen. Kanone und

„. . . darüber hinaus empfehle ich eine optimale Nutzung von Arbeitszeit und Personal"

Etwas Gutes aus dem Staate Dänemark

Aalborg Jubilaeums Akvavit. Kühl, sanft, würzig.

6 Originalgläser erhalten Sie für DM 13,20 (plus DM 2,50 Porto-Beteiligung) per Nachnahme von Danisco · De Danske Spritfabrikker Berlin GmbH, Ilsenburger Straße 15, 1000 Berlin 10

502029

Zielgerät konnte man sowieso vergessen.

Dann sah ich es. Und mein Herz hüpfte wie bei einem Dichter, der noch vor dem Frühstück die blaue Blume der Romantik entdeckt hat. An der Innenseite des Rumpfes hing ein kleines schwarzes Schild, und darauf stand: KANONE NICHT ABFEUERN, WENN SICH DER TURM IN DIESER POSITION BEFINDET. Das war zweifellos ein lebenswichtiges Teil des Panzers. Und ich war vollkommen überzeugt, daß die Arthur T. Hadley Tank Company dieses Schild herstellen und montieren konnte.

„Wie sieht es aus, Sir?" Ich fuhr zusammen. Ich hatte so intensiv nachgedacht, daß ich den General, der hinter mir in den Turm gestiegen war, überhaupt nicht bemerkt hatte.

„Ganz gut", sagte ich unverbindlich.

„Nichts dabei, was Ihr Werk nicht produzieren könnte, oder, Sir?"

Zwei „Sirs" in weniger als 30 Sekunden, und das von einem General – ein weiterer Beweis für die Nöte der Army mit ihrem Panzerbauprogramm. Wenn sie obenauf sind, reden die Generäle außer den Mitgliedern des zuständigen Senatsausschusses jeden mit „He, Sie da" an.

„Nichts ist vielleicht ein bißchen übertrieben, General. Nachdem ich jedoch den Prototyp und die Konstruktionszeichnungen kenne, scheint es mir möglich zu sein, bestimmte Teile zu Kosten zu produzieren, die selbst Sie als erstaunlich niedrig bezeichnen würden." Diese Ansprache hatte ich geprobt.

„Sehen Sie bei der Produktion irgendwelche Probleme, Sir?"

„Bei Hadley Tank, General, pflege ich meinen Mitarbeitern zu sagen: ‚Probleme existieren nur im Kopf.'"

Ehrlich gesagt, ich sah ein kleines Problem, aber keinen Grund, es zu erwähnen. Wie sollte der Verkehr in der 53. Straße an den Panzern vorbeikommen, während der Klebstoff trocknete? Wir konnten die Panzer schließlich schlecht in den fünften Stock transportieren, um das Schild dort anzubringen. Die 53. Straße ist ziemlich eng. Und der Klebstoff brauchte wahrscheinlich zwei Tage zum Trocknen. Doch wenn die 53. Straße für den Verkehr gesperrt werden mußte – außer für Panzer, damit sie ihre kleinen Schildchen bekamen –, dann waren für ein cleveres Management Probleme mit der Polizei vorhersehbar. Und diese Probleme würden zu einer erheblichen Überschreitung des Kostenvoranschlages führen. Vielleicht konnten wir sogar zum erstenmal einen Termin nicht einhalten.

Schließlich schickte ich dem Verteidigungsministerium einen Brief, in dem ich mich für die Berücksichtigung von Hadley Tank bei der Ausschreibung bedankte. Ich gab meiner Gewißheit Ausdruck, daß wir wichtige Teile des Subkontraktes fertigen könnten. Doch ich fügte bedauernd hinzu, daß wir aufgrund der Überlastung von Kapazitäten und Personal den Auftrag nicht termingerecht erledigen könnten. Wieder mal sauber aus der Affäre gezogen.

Vielleicht zu sauber. Ich mußte der Tatsache ins Auge sehen, daß mir wohl Eigenschaften wie Härte und Risikobereitschaft fehlten – Fähigkeiten, durch die andere Rüstungsunternehmer Millionäre geworden sind. Später erhielt ich einen Anruf von einem Rüstungsunternehmer, dessen Name ich besser verschweige.

„Spreche ich mit Präsident Hadley?"

„Ja."

„Gratuliere, Art. Hab in den AOA-Nachrichten gelesen, daß Sie den McNamara-Preis gekriegt haben."

„Danke."

„Sie wissen, daß wir den Auftrag für das M-89-Turmkanonen-System haben. Schätze, den haben wir euch weggeschnappt, oder?"

„Wir hatten uns gar nicht beworben."

„Tatsächlich nicht?"

„Nein. Unsere Konstruktionsabteilung sah einige grundsätzliche Schwierigkeiten. Wir hielten es für zweifelhaft, daß wir sie bei unseren technischen Möglichkeiten innerhalb akzeptabler Kosten in den Griff bekämen."

„Ich wünschte, wir hätten eure Unterlagen. Hören Sie, wir haben große Probleme mit diesem Auftrag. Haben Sie in Ihrem Werk Produktionskapazität für eine schwere hydraulische Kupplung? Ich zahle Ihnen jeden Preis. Wir werden dem Pentagon dafür eine Menge Mehrkosten aus der Nase kitzeln."

„Wieviel?"

Pause am anderen Ende der Leitung. „Nun, Art, wir sitzen alle in einem Boot. Ungefähr tausend Prozent."

„Nicht schlecht. Ich würde Ihnen gern helfen. Wir Unternehmer müssen schließlich zusammenhalten, stimmt's?"

„Stimmt."

„Aber ich würde lügen, wenn ich ja sagte. Wir sind voll ausgelastet. In unseren Räumen ist jeder Quadratmeter proppenvoll."

Auf dem Sofa war Platz. Doch den füllte von Zeit zu Zeit ein attraktives Mädchen aus: Ich sah keinen Grund, wegen einiger schmieriger Panzerteile auf ihren Besuch zu verzichten.

„Können Sie nichts rauswerfen?"

Das Mädchen bestimmt nicht. Ich sagte: „Nein, wir bereiten gerade die Produktion des Y-203 vor."

„Des was?"

„Geheimsache. Es ist der Tank mit Laser und Minicomputer."

„Ach der. Den Auftrag hätten wir beinahe selbst an Land gezogen."

Die Brüder lügen doch alle.

Seit dem Abzug der Amerikaner aus Vietnam sind die Aktivitäten von Hadley Tank eingeschlafen. Glücklicherweise. Im Rückblick auf die vergangenen 18 Jahre möchte ich sagen: Ich glaube, daß die A. T. Hadley Tank Company Leistungen erbracht hat, auf die sowohl die Mitarbeiter als auch die ganze Nation stolz sein dürfen. Wir sind klein und bescheiden geblieben. Wir haben keinen Schund verkauft und niemals die Öffentlichkeit belogen. Unser Motto „Nur ein Hadley-Panzer ist ein echter Hadley-Panzer" zeigt, wie konsequent wir die Wahrheit vertreten. Alle Mitarbeiter sind zufrieden. Wir haben den Steuerzahler nicht um einen einzigen Dollar betrogen. Kann das ein anderes Rüstungsunternehmen von sich behaupten?

HIER FINDEN SIE DIE BEZUGSQUELLEN DER PLAYBOY-MODE AUF DEN SEITEN 103 BIS 109

Armani: Harry's Men Fashion, Oskar-von-Miller-Ring 1, 8000 München 2. **Aujard:** Christian Aujard, Kaiser-Friedrich-Ring 61, 4000 Düsseldorf 11. **Lorenzo Banfi:** Genuin, Karl-Theodor-Straße 83, 8000 München 40. **berri:** Moda Berri, Postfach 1109, 8402 Neutraubling. **Boss:** Hugo Boss GmbH, Dieselstraße, 7418 Metzingen. **Cerruti 1881:** Heidi Harder-Lüders, Stolzingstraße 37, 8000 München 81. **Corneliani:** R. W. Sommermann, Wilhelm-Düll-Straße 8, 8000 München 19. **Donalley:** Margarete Köllermann, Franz-Joseph-Straße 41, 8000 München 40. **éQuipe:** Erhard Hille, Ellerstraße 155, 4000 Düsseldorf. **Hubert:** R.W.Sommermann,Wilhelm-Düll-Straße 8, 8000 München 19. **Ingo Design:** Ingo, Amalienstraße 46, 8000 München 40. **Jockey:** Volma Wirkwaren, Postfach 220, 7450 Hechingen. **Van Laack:** van Laack Schmitz & Eltschig GmbH, August-Pieper-Straße 10, 4050 Mönchengladbach 1. **Lorenzini:** David, Amalienstraße 87, 8000 München 40. **Madras:** Peter Bittl, Bussardweg 7, 8500 Nürnberg. **La Matta:** Hesco-Lager, Meistersingerstraße 14, 7000 Stuttgart 70. **Nebuloni:** Genuin, Karl-Theodor-Straße 83, 8000 München 40. **Otello:** R. W. Sommermann, Wilhelm-Düll-Straße 8, 8000 München 19. **Piattelli:** Pressebüro Lampe, Romanstraße 9, 8000 München 19. **Polaroid:** Polaroid GmbH, Postfach 119085, 6000 Frankfurt 2. **Prochownick:** Friedrich Folkmer, Helgolandstraße 8, 2000 Wedel/Holstein. **Sarré:** Pierre A. Sarré, Südliche Auffahrtsallee 58, 8000 München 19. **Jeff Sayre:** Jeff Sayre, Kaiser-Wilhelm-Ring 24, 4000 Düsseldorf-Oberkassel. **Testa:** David, Amalienstraße 87, 8000 München 40. **Gianni Versace:** „da Vinci", Hohe Straße 120, 5000 Köln. **Wappen:** Emka-Press, Nymphenburger Straße 70, 8000 München 2. **Windsor:** Emka-Press, Nymphenburger Straße 70, 8000 München 2. **Winser:** R. W. Sommermann, Wilhelm-Düll-Straße 8, 8000 München 19.

Neu. Das Sofort-Schmalf

EINFACH DREHF

Einfach drehen.

Die automatische Polavision Sofort-Filmkamera ist kinderleicht zu bedienen: Filmcassette einlegen. Durch den Sucher schauen. Auslöser drücken. Und schon filmen Sie. Mit oder ohne Zoom. Zum Beispiel die Kinder beim Spiel. Die Frau beim Tennis. Die Familie beim Gartenfest. Sie werden staunen, wieviel Sie in 2½ Minuten aufnehmen können. Und jeder Film gelingt. Auch wenn Sie noch nie gefilmt haben.

Legen Sie die belichtete Filmcassette in das Wiedergabegerät ein, den Polavision Player. Jetzt entwickelt sich Ihr Film ganz von selbst. 90 Sekunden später ist er vorführfertig.

m-System von Polaroid.

N, SOFORT SEHEN.

Sofort sehen.

Nun erscheint Ihr Film automatisch auf dem Bildschirm des Players. Die Detailwiedergabe ist verblüffend. Die Farben sind satt und naturgetreu. Und alles ist so einfach: Keinen Projektor aufbauen. Keine Leinwand aufstellen. Keinen Film einfädeln.

Sobald Ihr Film abgelaufen ist, spult er sich von allein in der Cassette zurück. Und ist bereit zur nächsten Vorführung. Nur die Filmcassette in den Player zurückschieben. So oft Sie wollen.

Gönnen Sie sich und Ihrer Familie das neue Sofort-Filmvergnügen: Polavision von Polaroid. Warum wollen Sie noch warten?

Polavision.
Das Sofort-Schmalfilm-System von Polaroid.

Vorführung beim „Autorisierten Fachhändler" für Polavision.

"Polaroid" und "Polavision" sind Warenzeichen der Polaroid Corporation Cambridge, Mass., U.S.A. © Alle Rechte vorbehalten.

WIE DEM TOD DIE TRÄNEN KAMEN

(Fortsetzung von Seite 102)

Frau anstoßen, als er sah, daß sie aussah wie er. Er sah sie einmal an, zweimal, aber es konnte keinen Zweifel geben: Er sah in sein eigenes Gesicht. Die Warze am Kinn, die Tropfnase, die verbrannten Wimpern und die beginnende Glatze über der Stirn. Wie von Sinnen lief er hinaus: Sein Abstieg begann. Um sie und also sich nicht mehr sehen zu müssen, begann er, sich nach der Arbeit herumzutreiben. Er trank und fiel nachts betrunken neben ihr ins Bett. Eines Morgens, als er wie in alten Zeiten nach ihr greifen wollte, spürte er die Haare auf ihrer Brust. Zitternd zog er die Decke über den Kopf, um nicht auch noch den Schrecken aller anderen Veränderungen ertragen zu müssen.

Er begann, sich die Haare wachsen zu lassen, um ihr nicht mehr ähnlich zu sein, er ließ sich einen Bart stehen, aber bald sah er die Stoppeln auch an ihrer (seiner) Oberlippe. Er trank jeden Abend mehr, um blind zu sein für den Anblick. Am Silvestertag hatte er sich entschieden. Er nahm alle Kraft zusammen und sagte zu seiner erstaunten Frau, daß er sich scheiden lassen wolle. Auf ihre Frage nach dem Grund antwortete er nicht. ‚Wie du es für richtig hältst', sagte die Frau, wie er es ihr beigebracht hatte.

Wie ein Blitz fuhr ihm nun durch den Kopf, daß er mit diesem Gesicht nun völlig allein bleiben würde, wenn sie nicht mehr da wäre – der Atem stockte ihm, er wollte zum Fenster –, aber das Gesicht vor ihm begann sich auszubreiten, der Schädel wuchs gegen die Decke, das Kinn streckte sich über den Teppich, die Ohren wuchsen gegen die Wände, die riesige, nasse Zunge leckte seine Knie. Er begann hineinzuschlagen, schneller und stärker, bis er sich den Weg zum Fenster freigekämpft hatte. Resultat: Sechs Jahre wegen Totschlags ohne Motiv."

Der fremde Herr suchte in seiner Tasche. „Ich habe die Akte Bodnarek übrigens zufällig bei mir. Wenn Sie vielleicht nachschlagen wollen . . ."

„Lassen Sie", rief Schewski, „ich glaube Ihnen auch so. Zum Thema Frauen fällt mir eine Geschichte ein in diesem Zusammenhang, die Sie interessieren wird."

Der fremde Herr schwieg, aber Schewski begann, ohne es zu bemerken: „Da war ein Kollege, der hatte ein Segelboot. Weil er nicht allein auf den tiefen See fahren wollte, hatte er eine Frau dabei. Als er die Segel gesetzt und das rettende Ufer verlassen hatte, begann er mit den Versuchen, sich der jungen Frau zu nähern. Sie wehrte ihn mit einer gelangweilten Geste ab, und das Boot glitt über die Wasser. Als es Mittag wurde, hatte er wieder ein Verlangen. Wieder wehrte sie ihn ab. Dazu erklärte sie, daß es noch keinem Mann gelungen sei, sich auf irgendeine Art ihres Körpers zu bemächtigen. Da ging der Segler an Deck und rauchte eine Zigarette.

Aber er hatte Konfekt mitgenommen für die Frau. Sie aß, und er rauchte an Deck. Der Wind ging über den See, aber der Mann wollte nicht anlegen, um seine Chance nicht davonschwimmen zu sehen. Er ging also wieder in die Kajüte, und der jungen Frau hatte das Konfekt so gut geschmeckt, daß sie sich dem jungen Manne gleich hingab, als er unten angekommen war. Sie waren zwei Tage lang ein Körper mit vier Beinen und vier Armen, aber keinem Kopf.

Nach zwei Tagen hatte der Mann die Frau bis zum Kragen über und wollte sie in die blauen Fluten werfen, damit er ihren Anblick nicht länger ertragen mußte. Aber die Frau war von den Pralinen in einer Weise fett geworden, daß es ihm nicht möglich war, sie durch die Kabinentür zu schieben. Er schwor sich, ihr kein Konfekt mehr zu geben, und das Segelboot schwamm dahin. Wieder versuchte der Mann, die Frau von Bord zu bringen, und wieder paßte sie nicht durch die Kabinentür. Sie weinte. Das Mitleid setzte sich dem Mann in die Kniekehlen, und er gab ihr Konfekt, damit sie ihren rotgestrichenen Mund hielte, und sie wurde noch fetter, als sie vorher war.

Da war die Kabinentür auch schon voll von der Frau, und der Mann mußte in Wind und Wetter auf dem Deck stehen. So blieb es auch, bis das einsame Segelboot mit diesen beiden einsamen Menschen mit Gurgeln unterging."

Schewski wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Warum trinken Sie nicht", fragte er.

„Es reicht", sagte der fremde Herr, stand auf und ging auf Schewski zu.

„Nein", schrie Schewski und sprang hinter den Fernsehapparat. Er stieß ihn um. Die Bildröhre zersplitterte. „Ich habe Ihnen doch alles erklärt", brüllte er.

Der fremde Herr stand in der Mitte des Zimmers. Schewski warf die Lampe gegen ihn, war mit einem Satz an der Tür, riß sie auf und wollte hinaus. Die Tür stand offen, aber in der Tür war die Luft wie Panzerglas. Auf dem Flur standen zwei Frauen und sprachen miteinander.

„Seht ihr mich denn nicht", kreischte Schewski.

Die Frauen sahen nicht auf.

Schewski sprang dem fremden Herrn an den Hals. Er drückte die Daumen in seine Kehle. Aber die Hände faßten ins Leere. Schewski hetzte in die Küche. Er warf alle Messer, die er fand, in den fremden Herrn. Sie fielen aus dessen Körper auf den Teppich. Vor dem Fenster hupten die Autos. Der fremde Herr heulte.

„Ich gehe zum Theater", sagte der fremde Herr.

„Das ist eine Idee", sagte Schewski, „in der Volksbühne gibt es heute *Don Juan*. Der wird Ihnen die schlechte Laune vertreiben. Sie werden wieder lachen können."

„Sie verstehen mich nicht./Ich stelle mich ins Rampenlicht", sagte der fremde Herr.

„Sie wollen Schauspieler werden? Jetzt begreife ich. Was wollen Sie denn spielen?" sagte Schewski.

„Zuerst spiele ich die kleinen Rollen,/die niedrigen Typen, wenn Sie so wollen:/betrunkene Wanderer, Fliegenfänger, Soldaten und Fußgänger – Leute, die man nicht sieht,/die es still in ihre Straße zieht", sagte der fremde Herr.

Er packte seine Akten zusammen. Seine Tränen trockneten. „Mein Handwerk ist auf einen schlimmen Stand gekommen,/es wird von keinem ernst genommen./So wie ich es treibe, ist es für mich ohne tieferen Sinn,/ich schmeiß' es hin", sagte er.

Der fremde Herr warf seine Akten aus dem Fenster. „Von jetzt an werde ich mein Brot vor Zuschauern verdienen,/mit der Kunst auf den Bühnen./Am Anfang werde ich meinen Ruhm verbreiten/in kleineren Rollen, um später zur Sache zu schreiten: Eines Tages werde ich mich selbst darstellen,/einstige Größe und Tragik im grellen/Scheinwerferlicht wieder erleben/und dabei meine Selbstachtung aufs neue erheben./Herrscher werden fallen wie Fliegen,/die Bretter werden Blut zu saufen kriegen", sagte der fremde Herr.

Schewski sprang auf den Stuhl. Er war mit einem Satz an der Lampe, mit einem zweiten am Fenster.

„Aber was wird aus mir", schrie er. „Muß ich nicht sterben? Kann ich leben?"

„Niedrige Seele, Ihr Sterben ist rückgängig gemacht,/mit Ihrem Theater haben Sie mich auf die Idee gebracht", sagte der fremde Herr, „Sie werden älter, als Sie sollen,/Sie werden länger leben, als Sie wollen./Mit Begeisterung werde ich meine Rolle spielen,/bis sich auch die Zuschauer in das Stück einfühlen,/bis sie mich der Vergangenheit entreißen, statt dumpfer Blicke, Blumen auf mich schmeißen./Ich will mich von mir selbst überzeugen,/und die Menschheit wird sich vor mir verbeugen."

Der fremde Herr ging zur Tür.

Schewski rief ihm hinterher: „Es lebe die Kunst."

Der fremde Herr ging zum Fahrstuhl und fuhr hinunter.

Schewski riß das Fenster auf und rief aus dem zwölften Stock über die Stadt: „Der Tod ist abgeschafft. Es lebe die Kunst."

Weich. Unwiderstehlich.
Das Abenteuer eines besonderen Geschmacks.
Canadian Club
The Whisky that tastes different.
IMPORTED
Canadian Club
Canadian Whisky
Hiram Walker & Sons
Walkerville, Ontario, Canada
BOTTLED IN BOND IN CANADA
Seit 1858

Meßwertkonstant

Ein metallenes Druckguß-Chassis aus einem Stück sichert konstante HiFi-Meßwerte bei Philips Cassetten-Decks.

Bisher bescheinigen HiFi-Daten immer nur Werte von neuen Cassetten-Decks. Doch Benutzung hat Abnutzung zur Folge. Und wenn die Mechanik ausleiern kann, sind die ursprünglichen HiFi-Meßwerte zum Teufel.

Hier überrascht Philips mit einer neuen, präzisen Laufwerks-Technik: dem Druckguß-Chassis.

Damit sind die neuen HiFi-Cassetten-Decks von Philips in den entscheidenden Funktionen Antrieb und Bandführung auf Dauer mit höchster Präzision ausgerüstet.

So bleiben die HiFi-Meßdaten, besonders Frequenzbereich und Dynamik erhalten. Maximales HiFi-Stereo-Erlebnis ist für immer gesichert.

Bis zur weichen Endabschaltung spielt sich nur Musik ab. Sonst nichts. Schließlich will niemand nach Jahren des Gebrauchs sein kostbares Cassetten-Deck hergeben, nur weil es nicht mehr hält, was es neu versprach.

Ihr Fachhändler berät Sie gern.

Die neue Philips electronic HiFi-Generation.

Präzision made in Europe.

bis ins hohe Alter.

Coupon: Bitte senden Sie mir weiteres Informationsmaterial. Auf Postkarte kleben und einsenden an Philips GmbH –Audio– Postfach 101420 · 2000 Hamburg 1

Name _____

Straße _____

PLZ/Ort _____

Philips Geräte erhalten Sie beim Fachhandel.

7914 100 25 01d/2543

PHILIPS

Heute
wie in alter Zeit
ein Zeichen
guter
Gastlichkeit

Zur Sonne

Eine gütig blickende, goldene Sonne, von einem braven Kunstschmied des 19. Jahrhunderts liebevoll getrieben, grüßt vom Erker dieses malerischen Restaurants in der Schweiz.

Was ist – seit undenklichen Zeiten schon – das Mächtigste am Himmel unserer Erde? Was beeinflußt ohnegleichen unser aller Leben und das der Tiere und Pflanzen? Es ist die Sonne, ohne die die Dinge nicht wären, was sie sind – so hat es einst Rostand, der Dichter des „Cyrano de Bergerac", gesagt. Also nimmt es nicht wunder, daß man auch überall (aber besonders in den nördlichen Ländern, wo die Sehnsucht nach ihr wohl am größten ist) Gasthäuser und Schenken, Restaurants und Hotels mit einem weithin leuchtenden Sonnenschild antrifft.

Manchmal sind es alte, uralte Häuser, manchmal sind es elegante, moderne Hotels: immer aber wird man ein kräftigendes Essen und einen Herz und Gemüt erquickenden Schluck erhalten können – und gewiß auch den großen Asbach Uralt mit dem sanften Feuer, der vollen, üppigen Blume und dem ausgereiften, weinigen Geschmack, der überall dort zu haben ist, wo man sich liebevoll um das Wohl der Gäste aus nah und fern kümmert.

Im Asbach Uralt ist der Geist des Weines!

Gast bei Rothschild (Fortsetzung von Seite 70)

in Frankreich meinte Joan zum Beispiel: „Weißt du, Philippe, wenn ich dich so höre, kommst du mir vor wie ein Redner in Londons Hyde Park Corner."

Ich klopfte den Rost von meinem Französisch und versuchte mitzuhalten. Nach meinem zweiten Glas 29er machte ich Philippe Komplimente ob seines Weins.

„Oui, c'est pas mal", räumte er ein. Ein großes Lob: „Nicht übel." Den Jargon der Weinexperten lehnte er mit einem verächtlichen Schnauben ab. „Ich beurteile Weine danach, ob meine Gäste sich nachschenken lassen." Was wirklich ein guter Wein sei, hänge übrigens allein von den Umständen ab, unter denen man ihn genieße. So sei der beste Wein für ihn ein ganz ordinärer Beaujolais gewesen, den er während des Ersten Weltkrieges in einem Café an der Seine zusammen mit seiner ersten großen Liebe getrunken habe.

„Deine erste große Liebe!" spöttelte Joan. „Warum erzählst du uns nicht von deinen übrigen Amouren?" Sie wandte sich an die Tischrunde. „Dieser Mensch da hat Kinder jeglichen Glaubensbekenntnisses und jeglicher Hautfarbe überall in Frankreich und Nordafrika."

„Aber Joan!" sagte Philippe ein wenig betroffen. „Dieser junge Mann" – er zeigte auf mich – „wird vielleicht etwas über diesen Abend schreiben; da dürfen wir nicht . . ."

„Und wie war das beim Besuch der Königinmutter letzte Woche?" unterbrach Joan. „Da wolltest du doch am liebsten eine *ménage à trois* organisieren. Gib's zu! Eigentlich", sagte sie, wobei sie sich Thia zuwandte und mit ihrem silbernen Messer fuchtelte, „ist die Mama-Queen gar nicht so übel; viel interessanter als ihre beiden Gören, diese pferdegesichtige Königin und diese unausstehliche Prinzessin!"

„Jetzt gehst du aber zu weit!" rief Philippe tadelnd. Seine Stimme klang zwar ernst, aber keineswegs drohend. „Ich warne dich!"

„Ach, ihr Rothschilds könnt mir keine Angst machen", erwiderte Joan ungerührt.

„Nein?" Der Baron hatte sich wieder beruhigt.

„Wie willst du das denn anfangen? Deinen Bankiervetter auf mich hetzen?" Joan beugte sich zu mir herüber: „Schließlich weiß alle Welt, daß die Rothschilds einander nicht ausstehen können."

Philippe blickte mich von der Seite an, schlug dann verärgert mit der flachen Hand auf den Tisch und versuchte, sich am Gespräch zu seiner Linken zu beteiligen. Niemand von den anderen Gästen hatte auf die Hänselei geachtet. Offensichtlich war man derlei von Joan und Philippe längst gewohnt. Drei Diener hatten inzwischen das Dessert – Meringue glacée – serviert, und der Butler schenkte den vierten Wein dieses Abends ein – einen süßen, gekühlten Château d'Yquem Jahrgang 1914.

Als die Dessertteller abgetragen und Cognac und Monte-Cristo-Zigarren angeboten wurden, fragte ich Joan leise, ob es denn wirklich ständig Streit zwischen den Rothschilds gäbe.

„Aber nein!" sagte sie lächelnd. „Die halten schon zusammen, wenn es drauf ankommt." Sie schnippte mit dem Finger an die Speisekarte und deutete auf das eingeprägte Wappen: Fünf in der Mitte zusammengehaltene Pfeile, die nach außen zeigen – Symbol für Macht und Stärke des Rothschild-Clans.

•

„Sind Sie eigentlich stolz auf die Tradition Ihrer Familie?" fragte ich den Baron am Nachmittag unseres zweiten Tages. Wir schlenderten durch die Weingärten von Mouton. Die Weinlese war schon vorbei. Ab und zu schlug Philippe de Rothschild mit seinem polierten Spazierstock auf ein abgestorbenes Weinblatt.

„Es ist sicherlich kein Schaden, ein Rothschild zu sein", sagte der Baron nach einer kleinen Pause. „Aber geholfen hat es mir nicht. Was ich besitze, habe ich mir selbst geschaffen. Meine Eltern habe ich eigentlich kaum gekannt. Ich war 17, als mein Vater aus dem Ersten Weltkrieg nach Haus kam. Und in den folgenden Jahren hatte ich stets das Gefühl, daß er mit jungen Leuten nicht viel anzufangen wußte. Im Grunde konnte er sie nicht ausstehen. Auch zu meiner Mutter bekam ich keinen engen Kontakt."

„Fragen Sie sich nicht zuweilen, ob Sie gewisse exzentrische Gewohnheiten Ihrer Vorfahren geerbt haben?"

Der Baron warf den Kopf zurück und lachte. „Ich würde liebend gern behaupten, daß ich mich in Onkel Lionel wiedererkenne, der mal in einer von Zebras gezogenen Kutsche durch London gefahren ist", sagte er. „Was für ein charmanter Einfall! Leider habe ich nie etwas Ähnliches getan. – Hierher, Radscha!"

Der Labradorrüde bezeugte seinem Herrn nicht den geringsten Respekt. Im Verlauf der Woche, die wir auf Mouton zubrachten, bemerkten wir, wie beflissen sich Diener und Besucher dem Baron gegenüber verhielten; doch wir sahen nur selten, daß Radscha einem Befehl gehorchte.

•

Vor einem schmalen Graben machte Philippe de Rothschild halt. „Dort drüben beginnen die Weingärten von Lafite, die meinen Vettern gehören", sagte er. Es gab keine sichtbare Abgrenzung, keinen Zaun. Etwa 300 Meter entfernt, von Bäumen nahezu verdeckt, lag Château Lafite, das so aussah, wie sich ein amerikanischer Tourist ein französisches Schloß vorstellt. Die Fensterläden waren geschlossen.

Philippe de Rotschild deutete auf den etwa fünf Kilometer entfernten Turm einer Erdölraffinerie. „Schauen Sie sich das nur an!" sagte er angewidert. „Eine Shell-Raffinerie mitten in einem der besten Weinbaugebiete der Welt! Schon 1945 habe ich dagegen angekämpft, doch niemand wollte mich unterstützen. Kein Winzer, kein Geschäftsmann, kein Lokalpolitiker hat auch nur einen Finger gerührt. Selbst meine Vettern dachten nicht daran, mir zu helfen. Das werfe ich ihnen noch heute vor. Wenn es möglich wäre, würde ich all diese Leute vor ein Kriegsgericht stellen.

Shell beschäftige in der neuen Raffinerie 300 Leute, hieß es damals. Ich beschäftige ebensoviele! Erst in 50 Jahren wird man wissen, ob die Raffinerie unseren Weinen schadet. Welche Kurzsichtigkeit! Mouton bedeutet mir alles; Lafite hingegen bedeutet meinen Vettern nur wenig."

„Wieso fanden Sie bei ihnen keine Unterstützung?"

„Was weiß ich", sagte Philippe verbittert. „Vielleicht, weil sie ein beträchtliches Aktienpaket der Royal Dutch Shell geerbt haben."

Er drehte sich um: „Hierher, Radscha! Hierher!"

Aber Radscha hörte nicht.

•

Als wir uns vor dem Abendessen auf ein Glas Champagner versammelt hatten, überreichten Thia und ich dem Baron unser Präsent. Es hatte uns vor der Abreise aus den Vereinigten Staaten großes Kopfzerbrechen bereitet. Was schenkt man einem Mann, der schon alles hat?

Wir kamen zu dem Beschluß, daß nur etwas völlig Albernes in Frage kommen konnte. Ein Freund empfahl eine Flasche billigsten kalifornischen Weins. Da aber der Baron bei früheren Gelegenheiten sein Interesse am PLAYBOY bekundet hatte, entschieden wir uns schließlich für ein T-shirt mit aufgedrucktem Häschen-Symbol.

Der Baron war begeistert. Nachdem er das Paket geöffnet hatte, lachte er schallend auf und zog das T-shirt über den Seidenponcho. Joan bekam das gleiche Geschenk. Danach wurden die Geschenke, wie es im Hause der Brauch war, im Salon zur allgemeinen Besichtigung drapiert. Ich bezweifle, daß PLAYBOY-T-shirts jemals so liebevoll auf einem kostbaren Queen-Anne-Sofa ausgebreitet worden sind.

Zum Diner gab es gebratene Ente und

eine Reihe kostbarster Weine, darunter ein 59er Cheval Blanc, ein 44er Lafite und – es war nicht zu fassen – ein Mouton-Rothschild, Jahrgang 1911. Joan barst vor guter Laune. Sie erzählte von einer durchzechten Nacht mit dem irischen Dramatiker Brendan Behan.

„In einem dieser typischen englischen Pubs trat plötzlich ein typischer englischer Schwuler an unseren Tisch", sagte sie und spießte ein paar Erbsen aus der Schloßgärtnerei auf ihre Gabel. „Er hatte zwei winzige, kläffende Köter dabei. Es war gegen drei Uhr früh. ‚Entschuldigen Sie, Mr. Behan, sind Sie irgendwann auch mal nüchtern?' fragte er. Brendan musterte ihn mit seinen blutunterlaufenen Augen und meinte: ‚Selten. Aber dafür blase ich auch meinen Hunden keinen.'"

Als der 11er Mouton-Rothschild serviert wurde, drückte ich ihn mit der Zunge genüßlich an den Gaumen und atmete das Bukett ein. Thia verdrehte entzückt die Augen; nur der Hausherr blieb sichtlich unbeeindruckt.

Philippe de Rothschild lächelte, als ich ihm zu erklären versuchte, wie einmalig mir dieser Wein schmeckte. „Mein Kellermeister hat mal eine Liste von 250 Adjektiven zusammengestellt, die Experten, Schriftsteller und andere bei der Schilderung von Weinen verwendet haben und leider immer noch verwenden", sagte er. „Das ist doch alles Unfug."

Ich hatte irgendwann gehört – und mit Stolz registriert –, daß sich einige kalifornische Spitzenweine durchaus mit gutem Bordeaux messen können und fragte den Baron nach seiner Meinung. „Blödsinn!" rief er. „Abgesehen davon, daß man Weine aus verschiedenen Ländern ebensowenig miteinander vergleichen sollte wie Bordeaux mit Burgunder – Weine aus Kalifornien haben einen Alkoholgehalt von 14 Prozent, also zwei Prozent mehr als französische Weine. Wie kann man sie dann miteinander vergleichen? Von einer Flasche kalifornischen Wein kann man betrunken werden. Von einer Flasche Bordeaux niemals! Zum anderen ist der durchschnittliche Bordeaux aus Frankreich dem durchschnittlichen Wein aus Kalifornien haushoch überlegen."

Und weil er nun schon mal beim Thema war, belehrte uns der Baron auch gleich über ein paar Todsünden, die selbst erfahrenen Oberkellnern immer wieder unterlaufen:

- Rotwein niemals flach liegend in einem Körbchen servieren, denn dann kann sich das Sediment – der Rückstand – nicht am Flaschenboden absetzen.
- Rotwein schmeckt nicht, wenn er zu scharf gewürzten Speisen oder zu einem Salat getrunken wird, der mit Essig angerichtet wurde. Denn der Essiggeschmack macht den Geschmack des Weines zunichte.
- Auf das in Restaurants übliche Ritual, daß man den Wein kosten muß, bevor er ausgeschenkt wird, sollte man verzichten. Der Oberkellner kann durch eine Geruchsprobe selbst feststellen, ob der Wein verdorben ist. Ihn auf die richtige Temperatur zu prüfen, ist nicht Sache des Gastes.

Und dann noch einmal – offenbar ließ ihm meine Behauptung keine Ruhe: „Ein kalifornischer Wein soll besser sein als ein Bordeaux? Ammenmärchen!"

Dies ist die Stelle, wo er sterblich ist.

•

Am nächsten Morgen machen wir mit Raoul Blondin, dem Kellermeister des Barons, einen Rundgang durch das Château und seine Keller. In den weißgekalkten Gewölben stehen dunkelbraune Eichenfässer mit einem Fassungsvermögen für 250 000 Flaschen Wein und mannshohe Gärbottiche mit der Ausbeute der letzten Weinlese. Wir steigen zum Rand eines Bottichs hoch. Thia fragt Raoul, ob er uns eine Kostprobe zapfen könne. Raoul dreht mühevoll an einem großen Zapfhahn und läßt sodann eine purpurne Flüssigkeit in die Gläser rinnen.

„Welche Ehre!" sagte Thia. „Wir trinken den jüngsten Mouton-Rothschild."

„*Mais non, Madame!*" ruft Raoul. „Was Sie da trinken, ist Traubensaft. Erst in fünf Jahren wird es Wein sein. Und in 25 Jahren wird es ein Mouton-Rothschild sein."

Ist das das übliche Gerede, mit dem Raoul Touristen beeindruckt? Nein, er scheint es ernst zu meinen. „Sie beide", sagt er, „sind außer dem Baron und mir die einzigen, die diesen Jahrgang bisher gekostet haben." Von dem 76er und dem 77er habe er sich noch keine Meinung gebildet, sagt Raoul. Der 75er werde zum besten Jahrgang seit dem Zweiten Weltkrieg heranreifen. „Mein Sohn wird um die Jahrhundertwende wissen, ob ich recht behalten habe." Das Amt des Kellermeisters ist offenbar schon verplant.

Wir machen uns auf den Weg zu den *caves*, den eigentlichen Weinkellern. An den Wänden des Gangs, der dorthin führt, hängen – trocken, spröde und auf gespenstische Weise dekorativ – alte Weinreben. Sie sehen wie riesige Spinnen aus. Raoul erklärt, daß einige dieser Reben aus der Zeit vor dem Auftreten der Phylloxera, der Reblaus, stammten. Die Seuche hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts die meisten Weingärten in dieser Gegend vernichtet, woraufhin die französischen Winzer die robustere Cabernet-Sauvignon-Rebe aus Kalifornien einführten. „Olala", meinte Thia. Raoul lacht, als wüßte er, wie sehr man bei den Tischgesprächen des Barons über kalifornische Weine herzieht, und sagt: „Man stelle sich vor – die meisten Bordeauxweine lassen sich ausgerechnet auf einen Rebstock aus Kalifornien zurückführen!"

Die Keller – riesige, weitläufige Katakomben, die man 1850 ausgeschachtet hatte – werden von Kerzen beleuchtet, die in altmodischen Haltern stecken. Gestelle mit Flaschen ziehen sich endlos hin. Überall wuchern Schimmelpilze. Raoul setzt eine ehrfurchtsvolle Miene auf, als wir uns den noch dunkleren Winkeln nähern. Dort lagern die Flaschen der Jahrgänge um 1910 und 1920. Raoul streicht mit der Hand über eine zerbrechlich wirkende, dunkle Bouteille aus dem Jahr 1908.

„Man fragt sich, wieso sie heil geblieben ist", sagt er, „wenn man bedenkt, was seitdem auf der Welt in Scherben gegangen ist."

Wir standen vor der Privatreserve des Barons. Die 5000 Flaschen lagern in stabilen Regalen, die bis zur Decke hinaufreichen. Vom Jahrgang 1929 waren noch knapp 40 Flaschen übrig. Drei hatten wir am vorletzten Abend getrunken . . .

•

Am nächsten Nachmittag fuhr der Baron mit Thia, Philippine, Julien, Radscha und mir zur Küste nahe Bordeaux. Von einem gemütlichen Ausflug konnte freilich keine Rede sein. Offenbar hatte der Baron den Ehrgeiz, uns zu beweisen, daß man enge Ortsdurchfahrten mühelos mit Tempo 90 passieren kann. Die Menschen stoben auseinander, ein Radfahrer fiel vor Schreck auf die Nase, und Radscha heulte jämmerlich.

„Kusch!" schrie der Baron. Aber Radscha heulte noch lauter.

An der Küste kletterten wir aus dem Wagen, zogen die Schuhe aus und flanierten den Sandstrand entlang. Philippe schwang wie üblich den Stock, zupfte den Poncho zurecht und gab das Tempo an.

Da mir die Fahrt noch in den Knochen steckte, sprach ich den Baron auf seine erfolgreichen Jahre als Rennfahrer an.

„Bereits 1920 habe ich eine Reihe schneller Wagen besessen", sagte Philippe de Rothschild. „Drei Bugatti sind es mindestens gewesen." Damals habe er die „wunderbare Passion des Fahrens" entdeckt und unter dem Pseudonym Louis Philippe an Rennen teilgenommen. 1929 zum Beispiel belegte er beim Grand Prix von Deutschland und beim Grand Prix von Spanien jeweils den zweiten Platz und wurde beim Grand Prix von Monaco vierter. Doch nachdem er bei einem Unfall dem Tod um Haaresbreite entkommen war – das Lenkrad seines „Stutz-Bearcat" war unter seinen Händen abgebrochen –, gab er die Sache auf.

Anfang der dreißiger Jahre wäre er im Bobfahren beinahe Weltmeister geworden. Er hatte in den beiden ersten Läufen

Die Drei an der Spitze.

Citroën CX 2400 Injection

CITROËN

Citroën CX 2400 Prestige

Citroën CX 2400 Pallas Injection

Wenn Sie sich für den kraftvollen, flüsternden CX-Einspritzmotor mit Bosch L-jetronic 96 kW (130 PS) begeistern, haben Sie bereits eine gute Entscheidung getroffen. Eine gute Entscheidung für einen Motor mit eindrucksvoller Leistung und unglaublich rationellem Verbrauch. Jetzt brauchen Sie nur noch zu entscheiden, welcher der drei CX Injection der Richtige für Sie ist.

CX 2400 GTi, der Sportliche mit 5-Ganggetriebe, dessen hydropneumatische Federung straffer ausgelegt ist. Mit Leichtmetallfelgen, Nebelscheinwerfern, Kopfstützen vorn und hinten, mattschwarzem Rahmen an Seitenfenstern und Heckscheibe.

CX 2400 Pallas, der Komfortable mit C-Matic, dessen mit einem Drehmomentwandler kombiniertes Getriebe Sie ohne zu kuppeln schalten. So verbinden Sie Bedienungskomfort mit der Möglichkeit, die Fahrstufen nach Wunsch zu wählen.

CX 2400 Prestige, der Luxuriöse mit 5-Ganggetriebe oder mit C-Matic. Das Raumangebot im Fond ist eindrucksvoll und setzt völlig neue Maßstäbe. Die Serienausstattung ist komplett, selbst die Klimaanlage gehört dazu. AUTO, MOTOR und SPORT (14/1978) schreibt: „Was im Prestige . . . nie nachläßt, ist das Gefühl, ein Komforterlebnis zu genießen, das in dieser Form von keinem anderen Automobil der Welt erreicht wird."

Citroën CX 2400 GTi

Citroën Automobil AG, Postfach 90 30 80, 5000 Köln 90.
In Europa 9.000 Service-Stationen. Citroën empfiehlt TOTAL.

jeweils neuen Bahnrekord gefahren. „Doch gegen Ende des dritten Laufs überschlugen wir uns." Künstlerpech. Er zuckte die Achseln. Und wie war das bei den olympischen Segelwettbewerben von 1928, als er mit seiner Crew in einem Feld von 35 Booten achter wurde? „Wir waren eine ausgesprochene Schönwettercrew", sagte er. „Und damals wehte eine steife Brise. Das lag uns nicht."

Ob er nicht ursprünglich Wissenschaftler habe werden wollen, fragte ich.

„Ja, das stimmt", bestätigte der Baron. „Ich habe ein Examen in Physik abgelegt. Später war ich dann eine Zeitlang Mitglied der Curie-Stiftung und habe öfters an Besprechungen mit Madame Curie teilgenommen. Aber nach einer Weile wurde mir klar, daß es mich nicht zu einer wissenschaftlichen Karriere drängte. Ich wollte mich amüsieren und ging ins Showbusineß.

Mein Vater ließ damals gerade ein neues Theater an der Place Pigalle bauen. Ich half bei der Planung und beim Bau und wurde später der erste Direktor des Hauses. Anfang der dreißiger Jahre produzierte ich dann den ersten französischen Tonfilm – *Lac aux Dames* –, der ein großer Erfolg wurde. Colette schrieb das Drehbuch. Hauptdarsteller war Jean-Pierre Aumont. In seine Partnerin Simone Simon habe ich mich damals unsterblich verliebt."

„Und was kam danach?"

„Danach kam eigentlich nichts mehr, da ich in den dreißiger Jahren die wahre Passion meines Lebens, nämlich Mouton und seine Weinhänge, gefunden hatte. Nebenbei schrieb ich Gedichte und widmete mich meinem Wein-Museum. Aber all das kam viel später.

Nachdem ich nach Mouton gezogen war, stellte ich entsetzt fest, daß der Wein in Fässer gefüllt und die Fässer sodann nach Bordeaux geschafft wurden, wo man den Wein auf Flaschen zog. Ich ordnete an, daß der Wein bereits im Château abgefüllt werden sollte, um so seinen Charakter zu bewahren. Der Mouton-Rothschild galt zwar schon seit langem als exquisiter Wein, aber es war dennoch nicht ganz einfach, das Weingut auf Flaschenabfüllung umzustellen. Die Weinhändler stemmten sich dagegen, und meine Vettern gewährten mir keine Unterstützung. Für sie brachte der Château Lafite allenfalls ein Taschengeld. Deswegen wollten sie sich damit keine zusätzliche Arbeit aufbürden. Ich beschloß, einen Alleingang zu wagen.

1934 wurde auf dem Etikett zum erstenmal vermerkt, daß der Wein im Château auf Flaschen gezogen worden war. Einige Jahre darauf hatte sich jedes namhafte Weingut in der Gegend – und später in ganz Frankreich – auf eigene Flaschenabfüllung umgestellt. Das Mouton-Etikett war 1934 ziemlich revolutionär; denn das Design war kubistisch. 1936 ließ ich die künstlerische Gestaltung vorübergehend bleiben, griff aber die Idee nach dem Kriege wieder auf. Sie wissen vermutlich, daß jedes Etikett seit 1945 von einem weltbekannten Künstler – Picasso, Braque, Motherwell und anderen – entworfen worden ist."

„Und wie haben Sie die Künstler honoriert?"

„Oh, sie erhielten eine Kiste Wein des Jahrgangs ihrer Wahl, also ihren Lieblingswein, und dazu noch fünf Kisten des Jahrgangs, für den sie das Etikett entworfen hatten. Mouton war, von wenigen Jahren abgesehen, bis ungefähr 1960 kein rentables Geschäft.

Ich habe lange darum gekämpft, für Mouton die ihm zustehende Klassifizierung durchzusetzen. Als die Bordeauxweine 1855 zum erstenmal klassifiziert wurden, stufte man nur vier davon als *premier cru*, als Spitzenweine, ein. Wir kamen unter den zweitbesten Lagen auf Platz eins. Selbst meine Vettern auf Lafite, deren Wein zu den ersten vier gehörte, hielten das für unsinnig. Denn der Mouton-Rothschild wurde zu einem mindestens ebenso hohen Preis wie der Wein von Lafite verkauft. Und Preise spiegeln schließlich die Qualität eines Weins wieder. Meine Familie war jedenfalls so empört, daß man sich entschloß, das Motto der Mouton-Rothschild-Weine dementsprechend zu formulieren. *Premier ne puis; second ne daigne; Mouton je suis* – Erster darf ich nicht sein; zum Zweiten gebe ich mich nicht her; ich bin ein Mouton.

Nachdem ich drei Jahrzehnte lang hartnäckig antichambriert hatte, gewann ich schließlich auch diese Schlacht. Durch eine eigens durchgeführte Reklassifizierung im Jahr 1971 wurde dem Wein von Mouton – nur ihm allein – der ihm zustehende Rang unter den Nobelweinen Frankreichs eingeräumt. Es war ein zutiefst befriedigender Sieg für mich."

„Was geschah mit Mouton und Ihnen während des Zweiten Weltkrieges?"

„Als Frankreich überrannt wurde, hofften wir eine Weile, daß der Süden des Landes irgendwie unabhängig und handlungsfähig bleiben würde. Um es kurz zu machen – als ich sah, daß die deutschfreundliche Marionettenregierung in Vichy die Macht übernahm, floh ich nach Marokko, wurde dort aber auf Verlangen der deutschen Waffenstillstandskommission interniert. Ich hatte immerhin mehr Glück als meine Frau Lilli, die in Paris verhaftet und dann als Jüdin ins KZ Ravensbrück gebracht wurde. Was diesen Schicksalsschlag noch bitterer machte, war die Tatsache, daß jemand aus der Dienerschaft in Paris sie verraten hatte, wie ich später erfuhr. Sie kam irgendwann während des Krieges im KZ um.

Ich wurde schließlich nach Frankreich überführt und dort entlassen. Warum, weiß ich selbst nicht. Ich beschloß jedenfalls, so schnell wie möglich aus Frankreich zu flüchten. Mit Hilfe von Schmugglern gelangte ich in einem 42stündigen Fußmarsch über die Pyrenäen nach Spanien und landete Monate später in England, wo ich mich der französischen Exilregierung unter de Gaulle anschloß. Mouton war mittlerweile von den Deutschen übernommen worden. Ich hörte, daß sie zur Aufrechterhaltung der Produktion einen Gutsverwalter eingesetzt hatten. Zudem war die deutsche Ortskommandantur auf Mouton einquartiert. Da auch diese Herrschaften die Qualität meines Weins schätzten, wurden die Keller nicht geplündert. Ich kehrte 1945 nach der Befreiung Frankreichs zurück. Aus diesem Jahr stammt der berühmte Jahrgang mit dem ‚Victory'-Zeichen auf dem Etikett. 1945 – was für ein prachtvolles Jahr!"

Es war Zeit zur Rückkehr nach Mouton, wo der Tee auf uns wartete. Philippe versuchte hartnäckig, Radscha herbeizulocken. Es wäre ihm beinahe gelungen. Aber dann stieß Julien einen leisen Pfiff aus, worauf der Hund zu ihm sprang und ihm mit der Zunge übers Gesicht fuhr. Wir zwängten uns in den Wagen, die Räder drehten durch, und dann preschten wir – eine dicke Wolke aus Staub und Qualm nachziehend – davon.

•

Am Freitagabend wurde zum dritten Gang ein Mouton-Rothschild Jahrgang 1900 serviert. Es gab Wachteln, Forellen, *filet au poivre*, delikate Desserts. Philippine versprach uns Karten für ihre französische Bühnenaufführung von *Harold and Maude*. Lars lud uns ein, ihn und Ingrid in Paris zu besuchen. Ich und Ingrid Bergman in Paris? Würde es da wie in *Casablanca* einen Sam geben, der uns auf dem Klavier vorspielt? Womit hatte ich all das verdient?

Als beim Dessert das Gespräch verstummte und selbst Joan still war, sprach Philippe leise über die Zukunft seines behaglichen Lebens auf dem Lande: „Ich denke, daß es damit zu Ende geht. Ich bin noch ein Mensch des 19. Jahrhunderts und lebe entsprechend. Aber inzwischen ist die Besteuerung so drückend geworden, ist die Erbschaftssteuer so exorbitant, daß meine Erben ein solches Leben unmöglich beibehalten können. Die großen Familienvermögen schmelzen dahin, zumindest hier in Europa. Was noch vor 50 Jahren möglich war, läßt sich jetzt nicht länger aufrechterhalten. Aber vielleicht ist das auch gut so."

Stille an der Tafel. Aber dann sagte

Dual
HiFi-Collection.
Fachleute wählten für Sie: drei komplette HiFi-Anlagen in hervorragender Qualität und Präzision. Vom HiFi-Spezialisten Dual.
HiFi-Collection 1600 – Begeisterung für HiFi-Kenner.
HiFi-Collection 1400 – für Anspruchsvolle.
Collection 1200 – Kühle Rechner.
Dual HiFi-Collection jetzt bei Ihrem Fachhändler in den Preisklassen um 2.300 DM, 2.900 DM und 3.900 DM.
Dual HiFi-Beratungsscheck
Mehr Information über die Dual-HiFi-Collection und das HiFi-Programm 79 erhalten Sie kostenlos von Dual, 7742 St. Georgen
(bitte deutlich schreiben)

Cocktail-schürzen, Umhänge-taschen, Sweat-Shirts Einkaufs-taschen, T-Shirts

HSV

Heiss für den Winter!

Das T SWEAT-SHIRT MEDIUM

Heiss für Ihre Werbung!

Prospekt anfordern bei

TIEDEMANN

Textildruck GmbH

Bahnhofstraße 25 2240 HEIDE/Holst.

Telefon: 0481 - 8062 / 37 00 u. 8 70 77

Fernschreiber: 2-8 873 tiehei

Vorboten des Frühlings

Saison ab 1. März

Familien-Urlaub

Ermäßigte Sondertarife für Sie und Ihre Kinder im Juli/August

Feinschmecker-Urlaub

Genießen und sich wohl fühlen in einem herrschaftlichen Haus

Park-Hotel

7847 BADENWEILER

Tel. 07632/5091 · Hausprospekt

Joan: „Genug von dem sentimentalen Geschwätz. Jetzt nehmen wir einen kräftigen Schluck vom schauderhaften Brandy des Barons."

•

„Jude, Franzose, ein Rothschild. Welchen Stellenwert räumen Sie all dem in Ihrem Leben ein?" fragte ich den Baron, als ich am nächsten Morgen an seinem Bett saß. Philippe de Rothschild trug einen Pyjama, hatte große Seidenkissen im Rücken und ein leichtes Schreibpult auf dem Schoß.

„Ich bin ein Franzose und ein Rothschild", antwortete er. „Und hinter beiden steckt ein Jude." Pause. „Ich habe meine Tochter trotzdem nicht zur frommen Jüdin erzogen, und ich glaube nicht, daß mein Enkel Julien sehr orthodox ist. Ich bin recht tolerant. Andererseits wäre ich bestimmt nicht gerade beglückt, wenn der Junge eines Tages seine Religion aufgeben und zum Katholizismus übertreten würde. Selbst dann nicht, wenn er dadurch Erzbischof von Bordeaux werden könnte."

Ich sagte ihm, daß ich seine Einstellung sehr aufschlußreich fände. Denn viele Leute seien der Überzeugung, ein Rothschild lege großen Wert auf seine Religion, vor allem, wenn man die Familiengeschichte und die Rolle der Rothschilds bei der Entstehung Israels bedenke.

„Wissen Sie", sagte der Baron, „ich verstehe den Staat Israel als die Gegenreaktion auf den Nazismus, auf Pogrome, auf Konzentrationslager, auf das grauenhafte Martyrium, das Juden seit jeher haben erdulden müssen. Und deshalb unterstütze ich diesen Staat. Aber da ich auch Franzose bin, darf ich nicht ignorieren, daß Frankreich viele Jahre in Afrika eine Kolonialmacht war und deshalb die Araber nicht ignorieren darf. Man wirft Frankreich vor, es sei gegen Israel eingestellt. Aber ich glaube, die französische Regierung ist weder pro-arabisch noch pro-israelisch. Ich habe nichts gegen eine ausgewogene Politik, solange Israel dadurch keinen Schaden erleidet."

•

An unserem letzten Abend wurde die Tafel im Petit Mouton gerichtet, in dem kleinen Schlößchen, nach dem ich am Tag unserer Ankunft Ausschau gehalten hatte. Die Gäste waren alle festlich gekleidet, und selbst der Baron hatte aus diesem Anlaß seinen Galaponcho übergestreift. Petit Mouton wirkt ein wenig zu prunkvoll, fast kitschig. Seine Zimmer mit den rot tapezierten Wänden und der Pracht der Gemälde in ornamentalen Rahmen gleichen rubinfarbenen Schmuckschatullen, Polsterbänke mit golddurchwirkten Bezügen, ausladende Ottomanen und aufgetürmte pralle Brokatkissen gibt es in allen Räumen.

Zum erstenmal mußten Thia und ich den Ehrenplatz an der Tafel mit einem Freund der Familie teilen, mit Jacques Chaban-Delmas, dem einstigen Premierminister unter de Gaulle und jetzigen Bürgermeister von Bordeaux. Er war mit seiner Frau gekommen. Diener wiesen uns zu unseren Plätzen. Da sich Joan nicht blicken ließ, wurde der erste Gang aufgetragen, während ich mir Mühe gab, mit dem ehemaligen Premier ins Gespräch zu kommen.

Plötzlich tauchte im Türrahmen ein Gespenst auf – Joan Littlewood im Bunny-Kostüm mit Hasenohren und einem Hasenschwänzchen aus Watte am PLAYBOY-Shirt! Für eine Sechzigerin ist Joan eigentlich recht attraktiv. Aber in dieser Pose, mit den schlappen Hasenohren, die ihr vor der runzligen Stirn baumelten, und den dünnen Beinen, die unter dem kniekurzen T-shirt mit dem aufgedruckten großen Bunnykopf zum Vorschein kamen, personifizierte Joan den ärgsten Alptraum, der Hugh Hefner jemals geplagt haben mochte.

Einen Augenblick herrschte entsetztes Schweigen. Franzosen haben im Gegensatz zu Angelsachsen überhaupt keinen Sinn für Situationskomik. Dem einstigen Premier Frankreichs war die Kinnlade fast bis zum Brustbein runtergefallen. Doch dann begann der Baron lauthals, ausgiebig und wiehernd zu lachen, worauf sich ihm alle anderen augenblicklich anschlossen. Joan nahm matt lächelnd und betreten an der Tafel Platz, entfernte die Schlappohren und trank einen Schluck Margaux.

Ich kam mit Chaban-Delmas ins Gespräch. Er wollte wissen, ob Jimmy Carter 1976 wirklich all das gesagt hätte, was im berühmt gewordenen *Playboy-Interview* zu lesen war. Und ich wollte von seinen Erfahrungen mit de Gaulle hören. Nach dem zweiten Glas Margaux ließ er sich dazu herbei, seinen einstigen Mentor zu imitieren.

„‚Chaban', sagte der General zu mir, ich möchte, daß Sie sich nach Washington begeben und sich diesen jungen Burschen, diesen Kennedy, mal ansehen. Kann er überhaupt denken? Hat er eine Vision von der Zukunft?' Das war 1961. Ich flog nach Washington, und bei unserer ersten Begegnung fragte mich Präsident Kennedy über den General aus. ‚Vielleicht wissen Sie, daß ich in diesem Frühjahr mit ihm zusammentreffen werde', sagte der Präsident. ‚Mir ist ein wenig bange vor ihm. Er kommt mir vor wie ein Denkmal.' ‚Well', sagte ich, ‚Sie brauchen sich während Ihres Besuchs nur so zu verhalten, als würden Sie ein Denkmal besuchen – mit großem Respekt und einem Minimum an Herzlichkeit.'"

Diese Histörchen aus der Politik und

die anderen Tischgespräche hatten mich so gefesselt, daß ich noch keinen Blick auf die Speisekarte geworfen hatte. Als der dritte Gang aufgetragen wurde, schaute ich auf und sah Raoul mit einem Krug in den Händen zum Kopfende des Tisches schreiten. Ich lächelte ihm zu, worauf er nur nickte. Zur Rechten des Barons neigte er sich vor und schenkte dessen Glas voll. Da blickte ich endlich auf die kleinformatige Speisekarte mit dem vertrauten Pfeilbündel im oberen Teil. Der dritte Wein dieses Abends war ein Mouton-Rothschild vom Jahre 1878.

Ich trank zögernd, fast behutsam. Es war ohne Frage das köstlichste Getränk, das ich je zu mir genommen hatte. Philippine, die Tochter des Barons, war ebenso beeindruckt wie die übrigen Gäste. Chaban-Delmas wiegte den Kopf und prostete dem Baron am anderen Ende der Tafel schweigend zu. Noch immer überwältigt, schloß ich mich ihm an. Der Baron hob gleichfalls das Glas und lächelte ein wenig. Dann trank er einen Schluck, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und meinte: *„C'est un bon vin."*

•

Als wir uns am Sonntag, an einem strahlenden Morgen, verabschiedeten, stand die Dienerschaft wie bei unserer Ankunft vor dem Portal. Thia hielt in einer Hand ihre Speisekarten mit dem eingeprägten Rothschild-Wappen und in der anderen – ein Abschiedsgeschenk – eine Flasche Mouton-Cognac, der eigens für den Baron aus dem Wein Rothschildscher Trauben gebrannt wird.

Der Baron und ich hatten vorher noch über die Zeit geplaudert, die wir in unseren Gesprächen gestreift hatten, und ich hatte ihm gesagt, wie beeindruckt ich gewesen sei, als ich hörte, in wie vielen Metiers er sich versucht habe. Die Bezeichnung „Renaissancemensch" wollte ich nicht gebrauchen. Sie klang mir zu abgedroschen.

„Wissen Sie, junger Freund", sagte der Baron gleichmütig, „wenn man älter wird, sollte man wissen, welches Talent am besten zu einem paßt. Ich bin zum Beispiel ein guter Winzer geworden. Und ich glaube, daß es immer einen Platz für Männer mit Weitblick geben wird, mögen es nun Astronauten oder Winzer sein."

Wir fuhren auf dem Kiesweg davon, und ich drehte mich um, um zu winken. Die Dienerschaft stand noch immer in einer Reihe vor dem Portal und winkte uns nach. Neben ihr stand in gebeugter Haltung der Baron. Sein Poncho bauschte sich im Wind. Er schlug mit den Händen auf die Oberschenkel und rief gebieterisch Radscha herbei. Und er rief, wie üblich, vergebens.

NEO-Silvikrin gelangt sowohl über die Haarfollikel als auch durch die Epidermis ...

... bis an den Wirkungsort in den tieferen Hautschichten, in die die Haarwurzeln eingebettet sind.

Die Nähr- und Aufbaustoffe können so in das Innere der Haarkeime penetrieren ...

... um dort ungenutzte Kräfte und brachliegende Energien zu mobilisieren.

Haarausfall beginnt immer ganz harmlos.

Meistens nimmt der Haarausfall zu, wenn der Rhythmus der Zellteilung gestört wird und beschleunigt abläuft. Die überstürzt gebildeten Zellen haben nicht genügend Zeit, die vorhandenen oder zugeführten Nahrungsstoffe richtig zu nutzen und die Energievorräte vollständig zu verwerten. Die Zellen reifen nicht mehr aus.

Dieser drohenden Gefahr kann NEO-Silvikrin mit dem Zell-Aktivator „TMX" (Trimethylxanthin) vorbeugen. Der Zellteilungsrhythmus normalisiert sich, und die neugebildeten Zellen reifen wieder aus. Die noch lebensfähigen Haarzellen werden zur Bildung neuer Haare aktiviert, weil die für diesen Prozeß notwendigen Aufbaustoffe wieder besser verwertet werden.

NEO-Silvikrin stabilisiert das Haarwachstum. Als Zeichen für die bessere Verwertung von Aufbaustoffen und die Normalisierung des Zellstoffwechsels bekommen die Haarkeime neue Wachstumsimpulse: das Haarwachstum stabilisiert sich, das Haar lebt länger, das vorhandene Haar wird wieder dichter.

Gegen Haarausfall.
Aktiviert die lebensfähigen Haarzellen.
Verlängert das Leben der Haare.

79© HAHN
DR. CARL HAHN GMBH
DÜSSELDORF

19-B-838

Limitierte Auflage

Abgebildetes Modell US-Ausführung Abweichungen aufgrund gesetzlicher Bestimmungen anderer Länder sind möglich
Genaueres bei Ihrem Harley-Davidson-Händler Änderung der Ausstattung und der Konstruktion jederzeit vorbehalten

MOTOR HARLEY-DAVIDSON CYCLES

EINTAUSENDDREIHUNDERTUNDVIERZIG KUBIK: ELECTRA GLIDE CLASSIC®

Kraft und Schönheit. Designed by Willie G. Davidson. Doch wozu noch mehr Worte machen ...
Sie können dieses Erlebnis selbst entdecken: Bei Ihrem Harley Davidson-Händler!

HARLEY-DAVIDSON. DAGEGEN IST JEDE ANDERE NUR EIN MOTORRAD.

AMF
Harley-Davidson

Niederlassung für Deutschland
Münchener Str 11
6080 Groß-Gerau

HIOB IN MIAMI BEACH *(Fortsetzung von Seite 114)*

Heute wählen sie einen Präsidenten; am nächsten Tag versuchen sie, ihm Amtsmißbrauch nachzuweisen. Wenn er die Entscheidung trifft, einen Stuhl in der Halle umzustellen, bricht eine Revolution aus. Es gibt nur einen einzigen Berührungspunkt des Trostes für sie – das ist die Post. Eine Stunde bevor der Briefträger fällig ist, wimmelt die Halle von Menschen. Sie stehen da, ihre Schlüssel in der Hand, und warten wie auf den Messias. Hat sich der Briefträger verspätet, entsteht Tumult. Wenn einer seinen Briefkasten öffnet, und der ist leer, fängt er an und grapscht und wühlt drin herum, als wollte er der dünnen Luft etwas entreißen. Gegenüber dem Briefträger hegen sie ein tief eingewurzeltes Mißtrauen. Bevor sie einen Brief aufgeben, schütteln sie dreimal den Umschlag. Die Frauen murmeln Beschwörungen.

Im Buch der Ethik heißt es irgendwo, wenn der Mensch des Tages seines Todes gedächte, dann würde er nicht sündigen. Hier können Sie den Tod ebenso leicht vergessen wie das Atmen. Heute treffe ich jemanden am Swimming-pool, und wir schwatzen miteinander. Morgen höre ich, daß er schon über den Jordan ist. Im selben Moment, wo ein Mann oder eine Frau stirbt, fängt die Witwe oder der Witwer auch schon an, sich nach einem neuen Lebensgefährten umzusehen. Sie können kaum die sieben Trauertage absitzen. Oft heiraten sie aus demselben Haus. Dann vergehen grad ein oder zwei Monate, und der Bräutigam liegt im Krankenhaus. Das Herz, die Nieren, die Prostata.

Ich schäme mich nicht vor Ihnen – ich bin ganz genau so irre wie die andern, nur bin ich nicht so albern, mich nach einer neuen Frau umzusehen. Ich kann's nicht, und ich will's auch nicht.

Unser Freund Reuben will, daß ich meine Memoiren schreibe. Ich hab auch was zu erzählen, das ist wahr. Ich bin nicht nur durch eine Gehenna gegangen, sondern durch zehn. Dieser Mann, der hier neben Ihnen sitzt und Champagner trinkt, hat ein Dreivierteljahr hinter einer Kellerwand gehockt und auf den Tod gewartet. Ich war nicht der einzige – wir waren sechs Männer dort und eine Frau. Ich weiß, was Sie fragen wollen. Ein Mann ist auch nur ein Mann, selbst am Rande des Grabes. Sie konnte nicht mit uns sechsen allen leben, aber sie lebte mit zweien – ihrem Mann und ihrem Liebhaber – und befriedigte die andern, so gut sie konnte. Wenn es ein Aufnahmegerät dort gegeben hätte, um alles festzuhalten, was vor sich ging, alles was gesprochen wurde, alle Träume, die wir ausspielten, ich sage Ihnen, Ihre größten Schriftsteller würden sich mit ihren Einfällen wie dumme Jungens daneben ausnehmen. Solche Umstände entblößen die Seelen bis zur letzten Nacktheit, und noch niemand hat eine nackte Seele angemessen beschreiben können. Die *ssmalkowniks,* die Spitzel, wußten über uns Bescheid und mußten dauernd bestochen werden. Wir hatten alle noch ein bißchen Geld oder ein paar Wertsachen, und solange die reichten, erkauften wir uns stückchenweise unser Leben. Es kam so weit, daß diese Spitzel uns Brot brachten, Käse, was immer grad erhältlich war – alles zum zehnfachen Preis.

Ja, ich könnte das alles in reinen Tatsachen schreiben, aber für die Atmosphäre wird man vergeßlich. Wenn Sie mich jetzt fragen würden, wie diese Männer hießen, verdammt, ich könnte's Ihnen nicht sagen. Aber die Frau hieß Hilda. Einer der Männer hieß Edek, Edek Saperstein, und der andere – Sigmunt, aber Sigmunt was? Wenn ich im Bett liege und nicht schlafen kann, kommt alles so lebendig wieder, als wäre es gestern gewesen. Aber auch nicht alles, nicht alles.

Ja, Memoiren. Aber wer braucht sie schon? Es gibt ja Hunderte von solchen Büchern, von einfachen Leuten geschrieben, gar keinen Schriftstellern. Sie schicken sie mir zu, und ich schicke ihnen einen Scheck. Aber lesen kann ich sie nicht. Jedes dieser Bücher ist Gift, und wieviel Gift kann ein Mensch schlucken? Wieso braucht denn mein Fisch so lange? Wahrscheinlich schwimmt er noch im Meer. Und Ihr Fruchtsalat muß erst noch geerntet werden. Ich will Ihnen mal eine Lebensregel sagen – wenn Sie in ein Restaurant gehen, und es ist dunkel, dann können Sie sicher sein, daß man Sie buchstäblich hinters Licht führen will. Der Oberkellner ist eins von den polnischen Kindern Israel, führt sich aber wie ein gebürtiger Franzose auf. Er könnte sogar ebenfalls Flüchtling sein. Wenn Sie hier speisen wollen, müssen Sie sitzen und auf Ihre Mahlzeit warten, damit Ihnen später die Rechnung nicht zu übertrieben vorkommt. Ich bin weder Schriftsteller noch Philosoph, aber ich liege halbe Nächte wach, und wenn man nicht schlafen kann, rotiert das Gehirn. Dann überkommen mich die wildesten Bilder und Ideen. Ah, da ist ja der Fotograf! Schnelle Arbeit. Sehn wir's uns mal an."

Der Fotograf händigte jedem von uns zwei Farbfotos aus, und wir saßen da und studierten sie in aller Ruhe.

„Wieso machen Sie denn ein derart ängstliches Gesicht auf dem Bild?" fragte mich Max Flederbush. „Daß Sie über Gespenster schreiben, weiß ich wohl. Aber hier sehen Sie aus, als hätten Sie ein richtiges Gespenst gesehen. Wenn das stimmt, möchte ich gern was drüber wissen."

„Wie ich höre, gehn Sie zu spiritistischen Sitzungen", sagte ich.

„Äh? Richtig. Oder um es genauer auszudrücken – sie kommen zu mir. Das ist alles Schwindel, aber ich will mich betrügen lassen. Die Frau macht das Licht aus und fängt an, mit der Stimme meiner Frau zu reden. Ich bin ja nicht so blöd, aber ich höre zu. Da kommen sie endlich mit unserm Essen, die *ssmalkowniks* von Miami."

Die Tür ging auf, und der Oberkellner erschien an der Spitze von drei Mann. In der Dunkelheit konnte ich nichts weiter erkennen, als daß der eine klein und dick war, einen weißhaarigen Quadratschädel hatte, der ihm direkt auf den Schultern saß, und einen umfangreichen Bauch. Er trug ein rosa Hemd und rote Hosen. Die beiden andern waren größer und schlanker. Als der Oberkellner auf unsern Tisch zeigte, löste sich der gedrungene Mann von den andern, trat zu uns und rief mit tiefer Stimme: „Mr. Flederbush!"

Max Flederbush sprang vom Stuhl auf. „Mr. Albeginni!"

Sie begannen sich mit Lobpreisungen zu überhäufen. Albeginni sprach gebrochenes Englisch mit italienischem Akzent.

„Mr. Albeginni", sagte Max Flederbush, „meinen guten Freund Kazarsky hier kennen Sie. Und dieser Mann ist Schriftsteller, ein jiddischer Schriftsteller. Er schreibt alles auf Jiddisch. Ich verstehe Jiddisch!"

Albeginni unterbrach ihn. *„A gezunt oyf dein käpele . . . Hack nischt kein tchainik . . . A gut boichik . . .* Meine Eltern haben in der Rivington Street gewohnt, und alle meine Freunde sprachen Jiddisch. Am Sabbat luden sie mich zu *gefilte fisch* ein. Für wen schreiben Sie – die Zeitungen?"

„Er schreibt Bücher."

„Bücher, so? Gut! Wir brauchen auch Bücher. Mein Schwiegersohn hat drei Zimmer voll. Er kann Französisch und Deutsch. Er ist Arzt, Orthopäde, aber vorher mußte er Mathematik studieren, Philosophie und den ganzen Kram. Willkommen! Willkommen! Ich muß zu meinen Freunden zurück, aber später können wir . . ."

Er streckte mir eine schwere, schweißige Hand hin. Er atmete asthmatisch und roch nach Alkohol und Haarwasser. Die Worte kamen ihm polternd und heiser aus der Kehle. Als er gegangen war, sagte Max zu mir: „Sie wissen, wer er ist? Einer von der Familie."

„Familie?"

„Sie wissen nicht, was die Familie ist? Oh, da sind Sie aber ein Greenhorn geblieben! Die Mafia. Halb Miami gehört ihr. Lachen Sie nicht, aber die sorgt hier für Ordnung. Uncle Sam hat sich eine Million Gesetze auf den Hals geladen,

Canon

Wer Menschen fotografieren will, braucht viel Einfühlungsvermogen und eine Kamera, die die Konzentration auf das Wesentliche gestattet, die den Fotografen von irritierender Kameratechnik befreit. Wie die Canon AE-1: Erste 35-mm-Reflexkamera der Welt mit vollelektronischer Funktionssteuerung uber Micro-Computer (CPU); abschaltbare Blendenautomatik nach Verschlußzeitenvorwahl (verzögerungsfreie Lichtmessung), motorischer Schnellaufzug fur Einzel- und Serienaufnahmen, elektronischer Selbstausloser und automatische Blitzaufnahmen mit CPU-gesteuerten Blitzgeraten der Canon Speedlite-Serie Schlitzverschluß (1/1000-2 sec). Uber 40 Original-Canon-Wechselobjektive nach Wahl, vom Fisheye bis zum Supertele.

Canon/Euro-Photo bietet Ihnen einen außergewohnlichen Service: Gegen Voreinsendung einer Schutzgebuhr (DM 3,– je Titel) senden wir Ihnen gern unsere farbigen Broschuren über interessante Gebiete der Hobbyfotografie: Sportfotografie, Makrofotografie, Blitzfotografie, Reportagefotografie, Naturfotografie, Tabletop-Fotografie. Bitte bei Bestellung gewünschten Titel angeben!

Canon AE-1, ihr Welterfolg hat seine guten Gründe. Noch nie zuvor hat eine Reflexkamera so vielen Menschen das Fotografieren so leicht gemacht. Darauf sind wir ein wenig stolz, denn wir haben vielen Menschen die Möglichkeit gegeben, eine neue Sprache zu sprechen. Es gibt kein überzeugenderes Argument für die Fotografie als die Sprache ihrer Bilder, die mehr sagen als alle Worte dieser Welt. Mit einer Kamera malen Sie Bilder und schreiben Geschichten. Mit Ihren Worten und auf Ihre Weise. Und jeder wird diese Sprache verstehen.

Canon – Welterfolge in Ihrer Hand

ZU CANON REFLEX-KAMERAS GEHÖREN ORIGINAL CANON OBJEKTIVE

MÄRZ 1978
STIFTUNG WARENTEST
test
Testergebnis für AE-1 mit Objektiv 1:8/50 mm
SEHR GUT

Canon

Alleinvertrieb für die
Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West):
Euro-Photo GmbH, Postfach, D-4156 Willich 3

Canon Fotoprodukte erhalten Sie im Fachhandel und in den Fachabteilungen der Kauf- und Warenhäuser.

die statt der Leute nur die Kriminellen schützen. Als ich noch ein Junge war und die Geschichte von Sodom studierte, konnte ich nie begreifen, wie es möglich war, daß eine ganze Stadt oder ein ganzes Land korrupt wurde. Ganz langsam erst habe ich das verstanden. Sodom hatte eine Verfassung, und unser Neffe Lot und die andern Rechtsanwälte haben sie so bearbeitet, daß Recht Unrecht wurde und Unrecht Recht. Mr. Albeginni wohnt mit in meinem Haus. Als meine Tragödie mich traf, schickte er mir ein Blumenbukett, so groß, daß es nicht durch die Tür paßte."

„Erzählen Sie mir von dem Keller, wo Sie mit den andern Männern und der Frau gesessen haben", sagte ich.

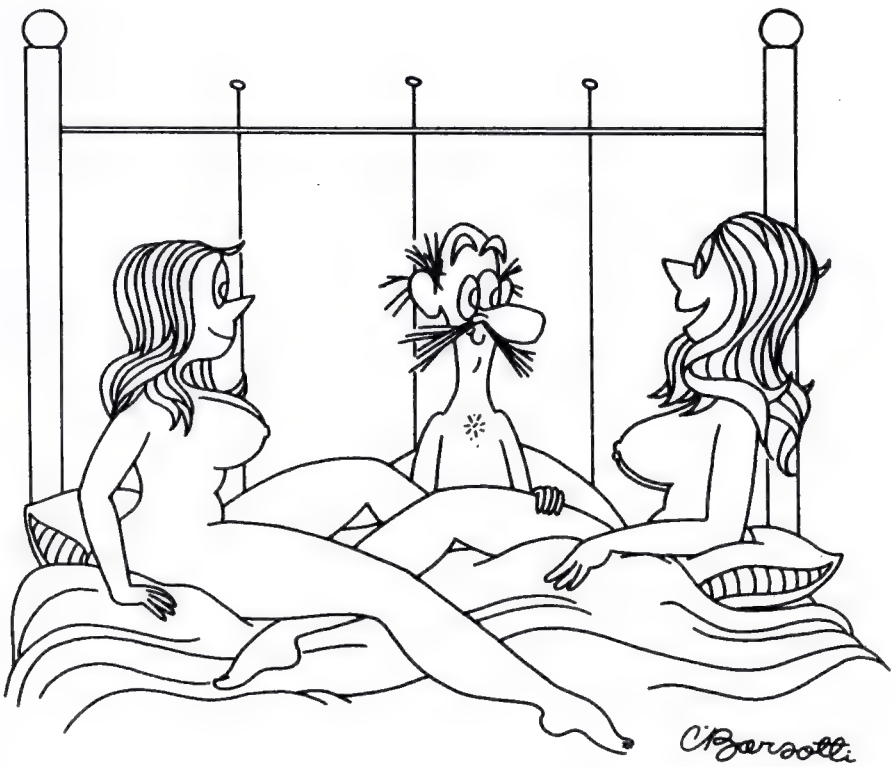
„Was? Sehn Sie, das habe ich mir gedacht, daß Sie das fesseln würde. Ich bin mal mit einem Schriftsteller im Gespräch gewesen wegen meiner Memoiren, und als ich dem das erzählte, da sagte er: ‚Gott soll abheben! Das müssen Sie aber weglassen. Märtyrertum und Sex, das paßt nicht zusammen. Sie dürfen nur Gutes schreiben über die Leute.' Das ist der Grund, weshalb ich den Antrieb für die Memoiren verloren habe. Die Juden in Polen waren Menschen, keine Engel. Sie waren aus Fleisch und Blut, so wie Sie und ich. Wir haben gelitten, aber wir waren Männer mit Männerwünschen. Einer der fünf war ihr Mann. Sigmunt. Dieser Sigmunt hatte Verbindung zu den *ssmalkowniks*. Machte alle möglichen Kungelgeschäfte mit ihnen. Er hatte zwei Revolver, und wir beschlossen, wenn es einmal danach aussähe, daß wir in Mörderhand fallen würden, dann wollten wir so viele von ihnen töten wie möglich und dann unserm eigenen Leben ein Ende machen. Das war eine von unsern Illusionen. Wenn es so weit kommt, hat man die Dinge aber nicht mehr so ganz in der Hand. Sigmunt war Feldwebel in der polnischen Armee gewesen, 1920. Hatte sich dann freiwillig zur Legion von Pilsudski gemeldet. Er bekam eine Auszeichnung als Scharfschütze. Später besaß er dann eine Werkstatt und importierte Autoteile. Ein Riese, einsachtzig oder noch mehr. Einer der *ssmalkowniks* hatte früher für ihn gearbeitet. Wenn ich Ihnen erzählen sollte, wie das gekommen ist, daß wir alle zusammen in dem bewußten Keller landeten, dann säßen wir morgen früh noch hier. Seine Frau, Hilda, war eine anständige Frau. Sie schwor, sie sei während ihrer ganzen Ehe treu gewesen. Nun, ich will Ihnen sagen, wer ihr Liebhaber war. Niemand anderer als Ihr sehr Ergebener hier. Sie war 17 Jahre älter als ich und hätte meine Mutter sein können. Sie hat mich auch wie eine Mutter behandelt. Das Kind – so nannte sie mich. Das Kind hier und das Kind da. Ihr Mann war irrsinnig eifersüchtig. Er drohte uns, er würde uns beide umbringen, wenn wir was anfingen. Er wollte mich dann kastrieren. Das hätte er auch leicht fertiggebracht. Aber so nach und nach brachte sie ihn zur Ruhe. Wie das kam, das könnte man gar nicht beschreiben, selbst wenn man über das Talent eines Tolstoi oder Zeromski verfügte. Sie überredete ihn, hypnotisierte ihn wie Delila den Samson. Ich wollte nichts damit zu tun haben. Die andern vier Männer hatten eine Mordswut auf mich. Dabei hatte ich gar nichts weiter im Sinn. Ich war impotent geworden. Was es bedeutet, 24 Stunden am Tag in einem kalten feuchten Keller zu hocken, zusammen mit fünf Männern und einer Frau, das können Worte nicht beschreiben. Wir mußten alle Scham abwerfen. Nachts hatten wir kaum genug Platz, um die Beine auszustrecken. Von dem dauernden Sitzen, und immer an derselben Stelle, bekamen wir alle Verstopfung. Wir konnten schlechterdings nichts mehr ohne Zeugen tun, und das ist ein Grauen, das selbst Satan auf die Dauer nicht aushielte. Wir mußten Zyniker werden. Wir mußten dreckige Reden führen, um unsere Scham zu verbergen. Damals habe ich zum erstenmal entdeckt, daß Fluchen seinen Sinn hat. Ich muß ein bißchen was trinken. So . . . *L'chaim!*

Ja, es war nicht leicht zu bewerkstelligen. Zuerst einmal mußte sie seinen Widerstand brechen, dann mußte sie meine Lust wieder ins Leben rufen. Wir machten es, wenn er schlief – oder vielleicht auch nur so tat.

Zwei von der Gruppe hatten sich der Homosexualität zugewandt. Die ganze Schmach des Menschseins kam da zum Vorschein. Wenn der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen ist, kann ich Gott nicht beneiden . . .

Wir ertrugen alle Erniedrigung, die man sich nur erdenken kann, aber wir verloren nie die Hoffnung. Als die Freiheit kam, verließen wir den Keller und gingen unserer Wege, jeder seines eigenen. Sigmunt fiel in die Hände der Mörder und wurde zu Tode gequält. Seine Frau – oder auch meine sozusagen – schlug sich nach Rußland durch, heiratete dort einen Flüchtling, starb dann in Israel an Krebs. Einer der vier andern ist jetzt ein reicher Mann in Brooklyn. Er ist ein Büßer geworden, tut Buße für alles und jedes, und er gibt sein Geld weg – dem Rabbi von Bobow oder sonst einem.

Was aus den drei andern geworden ist, weiß ich nicht. Wenn sie am Leben geblieben wären, hätte ich von ihnen gehört. Der Schriftsteller, den ich erwähnte – er ist so was wie ein Kritiker –, also der behauptet, unsere Literatur hätte sich einzig und allein auf die Frömmigkeit und das Märtyrertum zu konzentrieren. Was für ein Unsinn! Alberne Lügen!"



„Spitze, Ihr Französischkurs, Professor. Was lernen wir nach ‚Ménage à trois'?"

„Schreiben Sie die ganze Wahrheit", sagte ich.

„Erstens weiß ich nicht, wie. Und zweitens würde man mich steinigen. Ich bin überhaupt unfähig zu schreiben. Sobald ich nach einer Feder greife, kriege ich Schmerzen im Handgelenk. Ich werde auch ganz schläfrig dann. Viel lieber würde ich lesen, was Sie schreiben. Manchmal habe ich direkt das Gefühl, Sie stehlen mir die Gedanken.

Ich sollte ja eigentlich nicht davon reden, aber ich tu's trotzdem. Miami Beach wimmelt von Witwen, und als sich herumgesprochen hatte, daß ich allein bin, läutete in einer Tour das Telefon, und die Besucherei ging los. Das hat bis heute nicht aufgehört. Ein alleinstehender Mann – und auch noch Millionär! Ich stehe derart im Mittelpunkt, daß ich mich buchstäblich vor mir selber schäme. Ich würde ganz gern ein bißchen Anschluß finden an einen Menschen. Zwischen der Beerdigung des andern und der eigenen will man immer noch ein Eckchen von dem Schweinkram erwischen, das man ‚sein Vergnügen' nennt. Aber die Frauen sind nichts für mich. Irgend so eine *jente* kam mal zu mir und klagte: ‚Ich will nicht mit einem Schuldkomplex rumlaufen wie meine Mutter. Ich will alles vom Leben haben, was ich kriegen kann – und sogar mehr noch, als ich kann.' Ich habe ihr geantwortet: ‚Das Schlimme ist nur, man kriegt's nicht . . .'

Bei Männern und Frauen ist das wie bei Jakob und Esau: Wenn der eine steigt, fällt der andere. Wenn die Weiber geil werden, wird der Mann zur ängstlichen Jungfer. Es ist genau so, wie der Prophet gesagt hat: ‚Und sieben Weiber werden eines Mannes Last sein.' Was wird daraus noch alles werden? Worüber zum Beispiel werden die Schriftsteller in 500 Jahren schreiben?"

„Im wesentlichen über dieselben Dinge wie heute", erwiderte ich.

„Schön, und worüber in 1000 Jahren? In 10 000? Es ist ein beängstigender Gedanke, daß die Menschenart so lange dauern soll. Wie wird Miami Beach dann aussehen? Was wird eine Eigentumswohnung kosten?"

„Miami Beach wird dann unter Wasser liegen", sagte Reuben Kazarsky, „und eine Eigentumswohnung mit Schlafnische für die Fische wird fünf Trillionen Dollar kosten."

„Und was wird in New York sein? In Paris? In Moskau? Wird es dort noch Juden geben?"

„Es wird nur noch Juden geben", sagte Kazarsky.

„Was für Juden?"

„Verrückte Juden – so wie dich."

ALLES ÜBER PASTA. BASTA!

(Fortsetzung von Seite 126)

Anchovisfilets mit der Gabel zerdrücken und ein paar Minuten in der heißen Butter brutzeln lassen. Heiß über die heißen Nudeln gießen.

MAKKARONI MIT PILZEN

Makkaroni al funghi sind etwas fürs Gemüt. Ein warmer Umschlag von innen. Serviert wurde mir dieses Gericht von einem Wirt in Genf, der augenscheinlich für folgende Charakterisierung von Evelyn Waugh Modell gestanden hatte: „Seine Augen blickten vertrauensvoll und unintelligent, und seine Haltung war die eines Menschen, der die Welt kennt, häufig badet und an nichts zweifelt" – was den Makkaroni keinen Abbruch tat.

Frische Steinpilze werden fächrig geschnitten, ganz kurz mit hauchdünnen Zwiebelringen in Butter gebräunt, mit Weißwein (etwa ein herber Fendant, den man später dazu trinkt) gelöscht, mit gehackter Petersilie und geriebenem Parmesan sowie den gleichzeitig gekochten Makkaroni vermischt. Zitat aus *Italien tafelt:* „Der älteste Ausdruck für Nudel, *maccherone,* wird in wörtlicher Bedeutung zum erstenmal im zwölften Jahrhundert gebraucht. Im übertragenen Sinn für Dummkopf, findet man das Wort bereits in einem Dokument aus dem Jahre 1041."

Das Gericht schmeckt trotzdem vorzüglich.

Mediterrane Pasta verträgt sich mit vielerlei: vom schlichten Tomatensugo über sämtliche Meeresfrüchte, gehackten und gedünsteten Gemüsen, mit scharfen Pfefferschoten und sanftem Schafskäse, bis hin zum Ragout aus Hammel oder Hühnerleber. Nur eines nimmt sie übel: zu weich gekocht in zuviel Sauce zu schwimmen! Wogegen sich Spätzle und Knöpfle als außerordentlich saugfähig erweisen. Sie verlangen geradezu inbrünstig nach Sahne- und Rahmsaucen von Hase, Hirsch und Reh. Schmecken aber den Schwaben auch als schlichte Werktagsnahrung ohne jede Fleischbeigabe zu grünem Salat. Aber bitte mit Sauce! Woher auch immer diese bei jeglicher Fleischabstinenz kommen mag. Bei der Saucenherstellung bewährt sich die alemannische Tüftelei auch am Herd.

Die weichste Stelle im Dreierbündnis bilden wieder einmal die Italiener. Immerhin gewähren sie uns Einblick in so rabiate Riten wie die der Herstellung von Pfaffenwürgern (Strangolapreti). Wer sich also an einem langweiligen Sonntag sinnvolle Bewegung ohne wetterfeste Kleidung verschaffen möchte, mache das, was schon die Soldaten des Normannenkönigs Roger II. im zwölften Jahrhundert in ihrer Freizeit taten: Pfaffenwürger produzieren.

Aus einer Mischung von gewöhnlichem Mehl und feinem Grieß wird ohne Zugabe von Eiern mit etwas Wasser ein Teig geknetet, kräftig durchgearbeitet und dann in mehrere gleichgroße Laibe geteilt. Mit dem Zeigefinger bohrt man ein Loch in jeden Laib, das durch ständiges Kreisen des Fingers vergrößert wird. So entsteht ein Kringel, der hochgehoben, mit beiden Händen ergriffen und mit energischem Ruck zu einer Art Kette ausgezogen wird. Wenn das Oval lang genug ist, wird es einmal zusammengenommen, dann wieder auseinander gezogen, folgen Sie mir noch? – und immer so weiter, bis das Ganze einem Strang Wolle ähnelt, der aus einem einzigen, etwa 50 Meter langen Faden besteht. Und der darf weder reißen noch kleben.

Eine Tätigkeit, die harte Macher in die Klapsmühle treibt, aber Softies einen unheimlich starken Auftrieb gibt. Die können, während der Faden kocht, die Hirtenflöte spielen und im Schafsragout rühren. Dynamiker haben dann, nach Scheren schreiend, meist schon das Haus verlassen, um das Kuttenträger mit Diesseitsdrall ohnehin (nomen est omen) einen Bogen machen.

Wie jeder Geheimbund hängt natürlich auch die Loge der Nudelisten dunkel mit Sex und Sinnenfreuden zusammen. Lassen Sie nur einmal folgende Bezeichnungen auf der Zunge zergehen:

Amorini – kleine Putten, Agnolotti – fette Lämmchen, Cannelloni – große Röhren, Conchiglie – Muschelschalen, Farfalle – Schmetterlinge, Fusilli – Spindeln, Lingue di Passero – Sperlingszungen, Stivaletti – Stiefelchen, Ricciolini – Löckchen, und last not least Mostaccioli rigati – kleine geriefelte Schnurrbärte . . .

All das entstammt nicht etwa einem SM-Roman, sondern dem Repertoire italienischer Pastamacher.

Nudeln sind eine sanfte, sinnliche Sache, der man so viel Pep wie nötig verleiht. Zum Beispiel so: Geben Sie ein Eigelb an ein halbes Pfund Beef-Hack, und vermischen Sie es mit einer kleingewürfelten Zwiebel, grobgeriebenem schwarzem Pfeffer und Salz zu einer homogenen Masse. Sollten Sie dazu ein paar Löffelchen Kaviar auftreiben können, dürfen Sie das Ganze „Rouge et Noir" nennen und gut vermengt über butterglänzende Fettuccine geben.

Halten Sie sich bei diesem Gericht an einen kühlen Pinot Grigio und an das alte, sizilianische Sprichwort „Wenn du ißt, so schließ die Tür von innen zu." Insider wie Paten und Patinnen kennen die Spielregeln und wissen: Jetzt wird's privat!

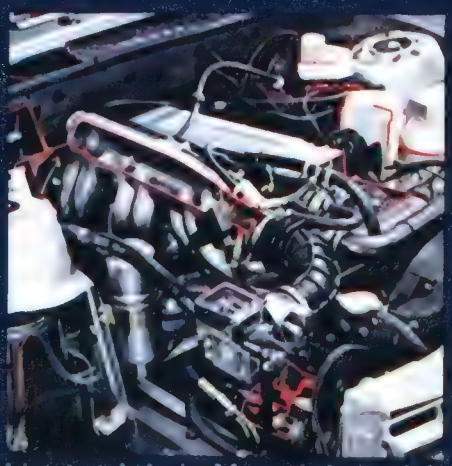
GRUND GENUG, DIE PFERDE ZU WECHSELN.

Wenn Bestehendes von den Forderungen der Zeit überholt wird, neue Lösungen aber auf sich warten lassen, ist die Möglichkeit vorwärtsbringender Kaufentscheidung nicht gegeben. Für Fahrer, die von einem Automobil nicht nur exklusiven Nutzwert – d. h. Raum, Komfort und Luxus – verlangen, sondern darüber hinaus sportliche Fahrinteressen verwirklichen wollen, gab es bislang kein zufriedenstellendes Angebot. Betont alternative Konzepte – Limousine hier, Coupé da – standen dem entgegen.

Der Monza nun verkörpert die neue Interpretation der Mobilität. Gebaut für eben jene Fahrer, die sich nicht einseitig festlegen lassen wollen, ist er das Automobil eines völlig neuen, zeitgemäßen Typs.

Sein Raumangebot, das vier Erwachsenen bequemen Platz und selbst nichtalltäglichen Freizeitinteressen beste Entfaltungsmöglichkeiten

Alle Abbildungen zeigen den Monza C.



bietet, steht beim Monza in keinerlei Widerspruch zu konsequenter Sportlichkeit. Ihn macht sein hohes Maß an Komfort und Luxus nicht behäbig – im Gegenteil:

Dem außerordentlich hohen Nutzwert des Monza entspricht seine faszinierende Leistungsfähigkeit und ein Fahrverhalten, das selbst in der internationalen Spitzenklasse seinesgleichen sucht.

Die kraftvoll-dynamischen Triebwerke (2.8 l-Saugmotor oder, gegen Mehrpreis, 3.0 l-E mit L-Jetronic-Kraftstoffeinspritzung) vermitteln das sichere Gefühl, immer noch Leistung in Reserve zu haben. Das mit größter Sorgfalt abgestimmte Fahrwerk verbindet höchsten Komfort mit betont dynamischer Charakteristik und herausragender Neutralität des Kurvenverhaltens.

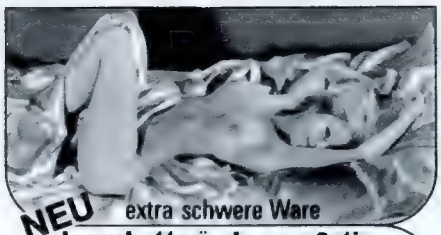
Dieses von Grund auf neu entwickelte Automobil ist keine Variation eines bestehenden Typs. Der Monza setzt neue Dimensionen. In Leistung, Komfort, Sicherheit und Wirtschaftlichkeit. Eine neue Dimension der Mobilität.

MONZA

ADAM OPEL Aktiengesellschaft

Das 'Mitbringsel' für SIE

- ein Heft
neue mode
Die Zeitschrift, die Frauen anzieht



Luxusbettwäsche aus Satin.
Seidig glänzend, kuschelweich, waschmaschinenfest.
Schwarz, Dunkelbraun, Silberblau, Bronze, Weiß. Per Nachnahme.

	B x L	DM		B x L	DM
Kopfk.-Bezug	80x 80	34,–	Bettlaken	140x260	57,–
Bettbezug	135x200	108,–	Bettlaken	210x275	94,–
Bettbezug	155x200	135,–	Bettlaken	275x260	112,–

Spannlaken und Sonderanfertigungen auf Anfrage.
Atelier York Brecht · Abt. P · Hegestr. 28
2000 Hamburg 20 · Tel. (040) 47 38 15

Wo können Sie wie ein Kurfürst wohnen?

Die Krönung des Hotels Schweizerhof ist das Kurfürsten-Palais. Deutschlands größte und großzügigste Hotel-Suite. Drei Schlafräume mit entsprechenden Badezimmern. Zwei Anrichteküchen. Kleiner Salon als Bibliothek, Eßzimmer oder Arbeitsraum. Großer Salon mit Galerie-Empore.
Die Salons werden auch separat vermietet. Ideal für festliche Anlässe. Hochzeiten, Jubiläen und Empfänge erhalten im Kurfürsten-Palais einen würdigen Rahmen.
Wenn Sie einmal kurfürstlich wohnen oder feiern möchten, empfehlen wir Ihnen

HOTEL SCHWEIZERHOF BERLIN
ein gutes Stück Schweiz in Berlin.
Direktion Klaus-V. Stolle
Budapester Straße 21–31, D-1000 Berlin 30
Telefon (030) 26 961, Telex 1 85 501

EISHOCKEY *(Fortsetzung von Seite 83)*

bei seinem Tun: Zuständig wäre der Gott, der Eisen wachsen ließ.

Der Mann, der mit diesem Projektil namens Puck exekutiert werden soll, muß über eine extrem ausgebildete Fähigkeit verfügen, zeitlich minimale Vorgänge bis zu Bruchteilen einer Sekunde in einen geordneten (aus meiner Expertise bekannten) Ablauf zu bringen. Verkürzt: Er soll sich vom Puck nicht erschießen lassen. Er soll ihn schnappen. Ob der Eishockeytorwart über ein gewisses Basisvorkommen an Dämlichkeit verfügen muß, will ich hier einmal dahingestellt sein lassen. Viel wichtiger ist, daß er von allen für dämlich angeguckt wird.

Ich hatte während meiner aktiven Zeit und auch später hinreichend Gelegenheit, Eishockeyspieler zu beobachten, Torhüter, Verteidiger, Stürmer. Immer waren die Torhüter die Stoiker, die Fatalisten, aber auch die Mystiker. Noch heute kann man vor dem Beginn eines jeden Drittels beobachten, wie sich die Spieler allesamt um ihren Torwart zu einer Art dumpfen Andacht scharen. Den Torwart in der Mitte, bilden sie einen Kreis, krümmen die Buckel, wenden die Gesichter dem Eis zu, verharren in Massenmeditation, in deren Mittelpunkt einer steht, dem während der nächsten 20 Spielminuten das größte Unheil droht: der Torwart. Auffallend viele Eishockeytorhüter haben die traurigsten Dackelgesichter, die man – außer bei Dackeln – finden kann.

Zweifelsfrei fände die Psychologie im Sport noch ein weites Feld. Die Fußballmoral „Elf Freunde müßt ihr sein" ist Quatsch. Der kollektive Athlet merkt das sehr bald. Er wird seine Empfindungen nicht immer definieren, schon gar nicht ausdrücken können. Aber sein untrügliches Gefühl sagt ihm alsbald, wen von seinen Kameraden er zu fürchten hat. Eishockeytorhüter fürchten jeden.

Ich erinnere mich an einen Trainingsabend. Klirrekalt. Vom Fluß zieht Nebel auf. Der Atem steht vor den Gesichtern. Warmlaufen. Alles fetzt durcheinander, ungefähr nach den Gesetzen des Hornissenflugs. Eine ungeschriebene Regel sagt, daß man beim Training nicht aufs Tor schießen darf, ohne sich vergewissert zu haben, ob nicht ein anderer im selben Augenblick das gleiche tut. Ein Torhüter, dieser Artist, dieser Delinquent, dieser Blödmann, kann sich nur auf *eine* Scheibe konzentrieren. Er muß sehen, wie der Schußansatz ist, die Flugbahn des Hartgummiraketchens taxieren, keine Reflexbewegung nach vorn machen (tut weh), muß gebannt und fixiert sein wie die Katze auf die Maus. Schießt jetzt im gleichen Moment von der anderen Seite her noch einer, dann mögen alle Eisheiligen dafür einstehen, daß der Puck links, rechts, vorne, hinten, unten, oder oben an dem freiwilligen Toren vorbeifliegt. Tut er es nicht, dann gute Nacht, Marie.

An besagtem Trainingsabend schoß Rudhart von links, Erwin von rechts. Auf Rudhart war ich fixiert. Ich will nicht viel Wesens machen, aber das Ding habe ich gehalten wie eine Eins. Im selben Augenblick mußte ich es wieder fallen lassen. Denn Erwin hatte mir seinen Puck auf die Oberlippe plaziert, exakt auf die Stelle, wo, glaube ich, der Zahnarzt die Schneidezahnpositionen 1 und 2 lokalisiert. 1 spuckte ich sofort aus, 2 etwas später.

Ich watschelte mit meinem Tormannszeug an den Beinen in die Kabine und bat um eine Zigarette, des großartigen Eindrucks wegen um eine bereits angezündete. Im Film gibt man Verwundeten und Sterbenden auch gleich eine brennende Zigarette. In meinem Fall schien der Zustand der Oberlippe den anwesenden Dr. Sch. argwöhnen zu lassen, es könnte eine Eishockeyverletzung plus Nikotinvergiftung die Mortalitätsziffer im Ort erhöhen. So verbot er mir die Zigarette. Ein Blick in den Spiegel bestätigte, daß auch der Glimmstengel dem Antlitz des Helden keinen heroischeren Ausdruck hätte verleihen können.

Der Eishockeytorwart – ich weiß nicht, ob es in einer anderen Sportart Vergleichbares gibt – findet auf dem Spielfeld eine Frust-Situation bedenklichen Ausmaßes vor: Jedermann ist sein Feind. Die anderen ohnehin. Aber die eigenen! Mein rechter Verteidiger, immer schon ein feiger Hund, zog bei kopfhohen Schüssen den Schädel weg. Mein linker Verteidiger, ein zwiegenähter Hagebuchener, war des Schlittschuhlaufens nicht in der wünschenswerten Weise kundig: Er stand halt da und glotzte, und wenn ihm jemand die Scheibe an den Schlittschuh schoß, dann konnte es sein, daß der Puck wie in einem Flipper seine Richtung veränderte und schneller in mein Tor flitzte, als ich gucken konnte.

Wie oft bin ich von meinen eigenen Leuten in meinem eigenen Torraum umgefahren worden. Dieser allerletzte Trick, in Bedrängnis das Tor zu verschieben – damit der Schiedsrichter unterbrechen muß –, wie oft wurde er so angewendet, daß ich verheddert im Netz lag. Ein Eishockeytorwart umgerempelt, in seiner ganzen Montur auf dem Rücken liegend, hilflos wie ein Maikäfer; das ist kein erhebender Anblick. Wer in einem solchen Augenblick jemanden auf den Rängen weiß, der ihm lieb ist, den zu beeindrucken er mit all seinem Tun trachtet, dem darf nicht verargt werden, wenn er in einem solchen Moment keinen Mann-

schaftsgeist mehr verspürt, sondern Wut auf den Genossen.

Es spielen sich solche Schlüsselerlebnisse in einem Männerleben bekanntermaßen während einer Zeit ab, die der Pubertät ziemlich unmittelbar folgt, und so hatte ich damals eben eine Person auf der Tribüne, die mir lieb war, und der ich meine Einmaligkeit mitzuteilen suchte. Nun wäre diese Geschichte von der Gefühlsmischung des Tormannes bei seiner notwendigerweise tolpatschigen Eis-Balz unvollkommen, wenn ich verschweigen würde, daß es zu jener Zeit bei uns einen noch besseren Torwart gab als mich, das war der Sigi. War Sigi gesund, greifbar und in Form, spielte er. War er irgendwas von alledem nicht, spielte ich. Lieber war mir, Sigi spielte, dann nämlich war ich Feldspieler. Reservist. Dritter Sturm. Das besagte, meine gesamten Aktivitäten beschränkten sich auf das jeweilige Einlaufen vor dem jeweiligen Drittel mit dem obligaten *warming up*. Hernach kam ich in aller Regel nicht mehr zum Einsatz. Das Aufwärmen aber war mein Auftritt.

Ich konnte einen Sprung, den man normalerweise bei Eishockeyspielern nicht sieht, eher im Eiskunstlauf, und dort hat er bei Männern etwas Eintänzerhaftes, Oberkellnerähnliches an sich. Jeder halbwegs begabte Eishockeyspieler kann ihn auch, es ist so ungefähr ein Viertelaxel; man hebt vom Sprungbein vorwärtslaufend ab und setzt nach einer halben Umdrehung mit dem Spielbein – jetzt rückwärtsfahrend – wieder auf, dabei knickst man noch in einer, wie ich damals glaubte, galanten Pose ein wenig, das Sprungbein nunmehr in das Spielbein verwandelnd. Wenn ein normaler Eishockeyspieler derlei nicht macht, so wahrscheinlich aus dem kreatürlichen Gefühl, daß so was bei einem Mann schwul aussieht.

In der Ecke, wo sie stand, machte ich immer meinen Sprung. Wenn mich die anderen nicht für bekloppt erklärten, so wahrscheinlich deshalb, weil man bei Torleuten sowieso weiß, wie man dran ist, und weil man halt bei diesem Sport immer jemanden braucht, der sich notfalls in die Fresse schießen läßt.

War ich Torwart, konnte ich meinen Sprung nicht machen, andererseits war dann das Heldenhafte an meinem Einsatz nicht zu verkennen. War ich Feldspieler, konnte ich jeweils vor dem Anpfiff meinen Sprung vollführen, ward aber hernach nicht mehr auf der Eisfläche gesehen. Damals keimten in mir die ersten Erkenntnisse, daß der Geheime Rat aus Weimar recht gehabt haben muß, der – ohne je etwas vom Eishockey gehört zu haben – gereimt hatte: „Geh den Weibern zart entgegen, du gewinnst sie, auf mein Wort." Des Verses zweiten Teil: „Doch wer rasch ist und verwegen, kommt vielleicht noch besser fort", will ich keineswegs in Zweifel ziehen, er schien mir jedoch für meinen Fall weniger probabel.

Kurz, hier begann meine Wandlung vom törichten Torhelden zum Anti-Heros. Es war keine Schläue im Spiel, auch keine Eitelkeit, die Schneidezähne waren eh weg. Was ich konnte, war mein Sprung. Der, unverkennbar, machte Eindruck. Außerdem konnte ich die Visage hinhalten, wenn die anderen schossen oder den eigenen Kopf wegzogen. Das aber fand bei meiner Tribünenperson nicht die erhoffte Würdigung. Ohne es jetzt noch genau zu wissen, muß ich mich damals wohl gefragt hben: „Bin ich denn blöd?" Die Antwort muß „ja" gewesen sein.

Knaben beinahe jeden Alters, gewiß auch bis ins hohe, folgen oft dem Fehlschluß, es seien vor allem athletische Imponierleistungen, die dem weiblichen Geschlecht höchsten Eindruck machen. Auf den Händen gehen, mit irgendwas weit schmeißen, Nachbars Karl in den Schwitzkasten nehmen sind allgemein bekannte Frühstufen solchen Fehlverhaltens. Wenn die Weibchen bereits geduldig sind und listig, und das sind sie meistens, fügen sie sich in ihre Rolle und spielen – zuinnerst von der Darbietung unberührt – die Beeindruckten. Der Kerl kriegt oft gar nicht mit, was hier gespielt wird, balzt drauflos und findet sich erotisch.

In meiner Mannschaft waren zwei – unser schnellster Stürmer der eine, ein Kaventsmann von Verteidiger der andere –, die bei all ihrem Tun, wie ich bald heraus hatte, ein Auge auf jenen Teil der Tribüne richteten, auf dem ich meine Bezugsperson wußte. Beide haßten mich, ich haßte beide. Ich haßte sie, weil sie Feldspieler waren, Soli liefen, Tore schossen, Spiele herumrissen, den Slapshot beherrschten, eine perfekte Backhand, den Bodycheck. Sie haßten mich, weil ich meinen Sprung konnte. Das heißt, gekonnt hätten sie ihn auch, er war ja nicht schwer. Aber getraut haben sie sich nicht.

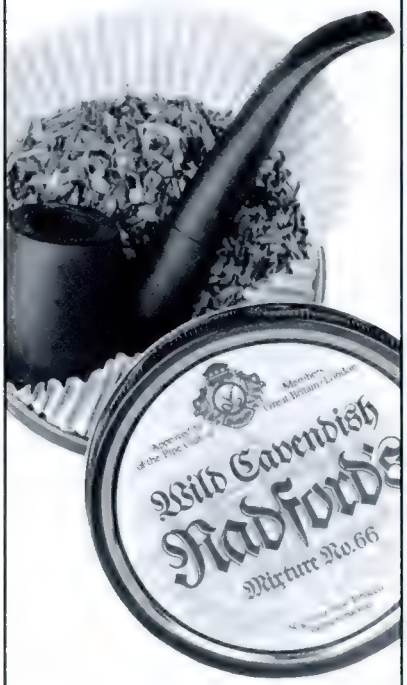
Eine gütige Fügung bescherte zu jener Zeit meinem Torwartkonkurrenten Sigi eine wochenlange Hochform. Damit war ich zweite Wahl für das Tor und Reservist für das Feld. Vor jedem Drittel lief ich mit aufs Eis und machte meinen Sprung, so oft, bis die Leute schon lachten. Die Spielzeit verbrachte ich auf der Bank. Ich war der sittsamste, ungefährlichste, auch ungefährdetste Eishockeyspieler der Welt. Aus und verloren für die große Karriere. Den Rest meiner Zähne behielt ich.

Eines Tages kam beim öffentlichen Lauf die Bezugsperson auf mich zu und wollte meinen Sprung lernen. Wir übten. Sie kann ihn aber bis heute noch nicht. Sie ist an Eislauf gänzlich uninteressiert.

Approved by Members of the Pipe Club London/England

"Radford's? – One of the best mixtures I ever smoked, indeed!" urteilte der President des honorigen Pipe-Club of London und legte behutsam seine Pfeife beiseite.

Und unter einhelliger Zustimmung der anwesenden Club-Mitglieder wurde diesem Tabak das Prädikat "approved" verliehen. Of course.



Eine Mischung englischen Typs. Aufbereitet als Wild Cut.

Radford's

Die feine englische Art, seine Pfeife zu genießen. Isn't it?

Nach englischer Lizenz in Deutschland hergestellt!

MORGENSTUND HAT WAS IM MUND

FRIVOLE LEGENDE

Es war einmal ein Soldat, der hatte dem König lange Jahre treu gedient. Als aber der Krieg zu Ende war, und der Soldat, der vielen Wunden wegen, die er empfangen hatte, nicht weiter dienen konnte, sprach der König zu ihm: „Du kannst heimgehen, ich brauche dich nicht mehr. Geld bekommst du weiter nicht, denn Lohn erhält nur der, welcher mir auch fürderhin Dienste leistet."

Da wußte der Soldat nicht, womit er sein Leben fristen sollte. Er zog voll Sorgen fort und lief den ganzen Tag, bis er abends in einen Wald kam. Als die Finsternis einbrach, sah er ein Licht, dem er nachging. Es führte ihn zu einem Haus, in dem eine Hexe wohnte. Doch den Soldaten schreckte das nicht.

„Gebt mir ein Nachtlager und ein wenig Essen und Trinken", bat er, „ich habe einen langen Fußmarsch hinter mir."

„Oho!" antwortete sie, „umsonst ist der Tod. Was zahlst du fürs Quartier?"

„Ich habe keinen Heller", entgegnete der Soldat, „womit soll ich zahlen?"

„Hast du nicht Münze, so mußt du mit anderem Werte zahlen", erwiderte die Hexe und knöpfelte ihm den Hosenlatz auf. Sie fuhr mit ihrer hageren Hand tief hinein bis unter sein Gemächte und holte das Soldatenwerkzeug heraus. Es war zwar schlaff, aber man sah ihm an, daß was Rechtes aus ihm werden konnte.

Dem Soldaten grauste es vor der alten Vettel, aber er dachte: „Ich habe im Kugelregen gestanden und schon Schlimmeres über mich ergehen lassen. Ich will etwas Warmes in meinen Magen, und sie will etwas Warmes in den Bauch."

Also folgte er ihr in die Stube, wo sie ihm so viel zu essen und zu trinken vorsetzte, daß er sich nach Herzenslust sättigen konnte. Hernach aber löschte die Hexe das Licht. Das Soldatenwerkzeug war jetzt steif und prächtig wie eine Leberwurst am Ostersonntag, und so zog sie ihn gleich zum Bette. Freilich bereitete das dem Soldaten kein großes Vergnügen, und er sagte: „Einen Gang und nicht mehr!"

Aber weil es stockfinster war, und der starke Wein seine Wirkung nicht verfehlte, kam er schließlich doch in Hitze und arbeitete in die Hexe hinein, daß die alte Bettstatt krachte. Die Hexe aber rief immerzu: „Nicht kommen lassen, nicht kommen lassen!"

Darauf hörte der Soldat freilich nicht. Er tat sich keinen Zwang an, führte seine Sache zu Ende und stieg schwitzend von der Vettel ab. Weil die Hexe jedoch vom Blocksberg her gewohnt war, daß eine Nummer gleich eine halbe Stunde dauerte oder länger, war sie keineswegs befriedigt. Sie bat und flehte, er möchte sie noch einmal besteigen.

Der Soldat wollte sich nun endlich ausruhen. Schließlich war er den ganzen Tag gewandert und rechtschaffen müde. Sie ließ aber nicht ab von ihm, und weil sich der Schaft unter ihren Händen wider seinen Willen aufstellte, war an Schlafen nicht zu denken. Da sagte er: „Für die erste Nummer Herberge und Nachtmahl. Was gibst du mir für die zweite?"

Die Hexe sprang aus dem Bett und kam mit einer Lampe wieder, in der ein blaues Licht brannte. „Das ist eine Wunderlampe", sagte sie. „Wenn du mich noch einmal satt machst, will ich sie dir schenken und dir ihre Zauberkraft verraten."

Dieses Angebot ließ den Soldaten nicht lange zögern. Mitten im heftigen Werk aber, das jetzt im blauen Lichte geschah, war ihm die Hexe mit einem Mal so grauslich, daß er seinen unermüdlichen Riemen herauszog, nach seinem Säbel griff und der Hexe den Garaus machte. Hierauf wusch er sich, setzte sich in einen Lehnstuhl und war ganz zufrieden. Er griff in seine Tasche und fand seine Tabakspfeife, die noch halb gestopft war.

„Das wird jetzt ein Vergnügen sein", dachte er und zündete sie an dem blauen Lichte an.

Nachdem er einige Male genüßlich daran gezogen hatte, stand auf einmal ein kleines, schwarzes Männchen vor ihm und fragte: „Herr, was befiehlst du?"

„Was habe ich dir zu befehlen?" erwiderte der Soldat ganz verwundert.

„Ich muß alles tun", sagte das Männchen, „was du verlangst."

„Gut", sprach der Soldat, „so zeig mir, wo die Hexe ihre Schätze versteckt hat."

Das Männchen zeigte ihm den Ort, und der Soldat nahm so viel Gold, wie er tragen konnte.

„Herr, was befiehlst du weiter?" fragte der Zwerg.

„In diesem Augenblick nichts", antwortete der Soldat. „Du kannst nach Hause

ILLUSTRATION: RAINER HARTMETZ

gehn. Sei aber nur gleich bei der Hand, wenn ich dich rufe."

„Es ist nichts weiter nötig", sprach das Männlein, „als daß du deine Pfeife an dem blauen Lichte anzündest, dann stehe ich gleich vor dir." Darauf verschwand es vor seinen Augen.

Der Soldat packte das Gold in sein Säckel und kehrte in die Stadt zurück, aus der er gekommen war. Erst ließ er sich beim Schneider stattliche Kleider machen. Dann ging er in den besten Gasthof und befahl dem Wirt, ihm ein prächtiges Zimmer herzurichten.

Als alles fertig war und der Soldat es sich bequem gemacht hatte, rief er das schwarze Männlein und sprach: „Ich habe dem König treu gedient, er aber hat mich ohne Sold fortgeschickt und mich hungern lassen. Dafür will ich jetzt Rache nehmen."

„Was soll ich tun?" fragte der Zwerg.

„Spät in der Nacht, wenn die Königstochter im Bett liegt und schläft, bring sie hierher, aber gib acht, daß du sie nicht aufweckst. Sie soll Mägdedienste bei mir tun."

Das Männchen sprach: „Für mich ist das ein leichtes, für dich aber ein gefährliches Spiel. Denn wenn das herauskommt, kann es dich den Kopf kosten."

Doch der Soldat ließ sich nicht beirren und schickte das Männlein fort.

Als es zwölf geschlagen hatte, sprang die Tür auf, und der Zwerg trug die Königstochter herein.

„Aha, da bist du ja!" rief der Soldat, „frisch an die Arbeit! Geh, hol den Besen und kehr die Stube."

Nachdem das Mädchen alle Arbeit getan hatte, hieß er sie zu seinem Sessel kommen, streckte ihr die Füße entgegen und sprach: „Zieh mir die Stiefel aus." Dann warf er ihr das Schuhzeug ins Gesicht, und sie mußte es aufheben, putzen und glänzend machen. Der Soldat hatte erwartet, daß die Königstochter sich wohl weigern würde, so gemeine Arbeit zu verrichten. Dennoch tat sie alles, was er ihr befahl, ohne Widerstreben, stumm und mit halbgeschlossenen Augen.

Der Soldat betrachtete die wunderzarte Königstochter, die, nur in ein rosa Batisthemd gehüllt, barfuß vor ihm stand und am ganzen Körper zitterte. Da richtete sich sein Werkzeug so steif auf, daß er sie am liebsten gleich entjungfert hätte. Aber das getraute er sich nicht, denn es dünkte ihm doch zu gefährlich, den alten König zum Großvater zu machen. So hob er ihr erst einmal das Hemdlein in die Höh und besah sich die zarten Glieder und die kleinen Brüste, rund wie frische Äpfelchen. Ganz besonders gut gefiel ihm der runde Popo, daß er von dem strammen Doppelgebirge gar nicht wegschauen konnte und schließlich fest draufklatschte.

Das war freilich etwas anderes als bei der alten Hexe! Er spürte, wie ihm beinahe schon die Natur kam. Also ließ er schnell die Hose runter, daß der versteckte Riese zum Vorschein kam, und befahl ihr, sich an seinem Werkzeug gütlich zu tun. Die Königstochter hatte einen süßen kleinen Mund mit üppig geschwungenen Lippen. Ihr schwarzes Haar fiel ringsum bis auf den Boden. Mit ihren blauen Augen sah sie ihn bittend an, als wollte sie sagen: „Bitte, schenk mir doch ein wenig von dem großen Reichtum, den du da drinnen hast."

So war es dem Soldaten recht, und es dauerte nicht lange, da wurde ihm so kannibalisch wohl, wie noch nie in seinem Leben.

Aber er fühlte sich immer noch nicht so ganz befriedigt, und weil er sich nicht getraute, die Königstochter so zu benützen, wie es ihr und ihm am liebsten gewesen wäre, so trug er sie wenigstens auf das Ruhebett, hob das Hemdlein in die Höhe und besah sich alles aus nächster Nähe.

Das Königstöchterlein duftete ganz leise nach Veilchen, und der Soldat küßte sie auf die jungfräulich verschlossene Rose, was ihm hundertmal besser schmeckte als Austern und Schaumwein und ihn ganz berauschte. Bei alledem sprach die Prinzessin kein Wort. Dem Soldaten schien es, als sei sie die ganze Zeit aus ihrem tiefen Schlaf nicht aufgewacht.

Nach dem ersten Hahnenschrei trug das schwarze Männchen sie wieder in das königliche Schloß und legte sie in ihr Bett zurück.

Am andern Morgen, als die Königstochter aufgestanden war, ging sie zu ihrem Vater und erzählte ihm, sie hätte einen wunderlichen Traum gehabt.

„Ich wurde durch die Straßen mit Blitzesschnelle fortgetragen und in das Zimmer eines Soldaten gebracht, dem mußte ich als Magd dienen und gemeine Arbeit tun, wie die Stube kehren und die Stiefel putzen. Es war nur ein Traum, und doch bin ich so müde, als ob ich das wirklich alles getan hätte."

„Der Traum könnte wahr gewesen sein. Wir müssen der Sache auf den Grund gehen", sprach der König. „Ich will dir einen Rat geben: Stecke deine Tasche voll Erbsen und mache ein kleines Loch in die Tasche. Wirst du wieder abgeholt, so fallen sie heraus und hinterlassen eine Spur auf der Straße."

Als der König so sprach, stand das Männchen unsichtbar daneben und hörte alles mit an. Nachts, als es die schlafende Königstochter wieder durch die Straßen trug, fielen zwar ein paar Erbsen aus ihrer Tasche, aber sie konnten keine Spur hinterlassen, denn das listige Männchen hatte vorher in allen Straßen Erbsen verstreut. Die Königstochter aber mußte wieder bis zum Hahnenschrei den Soldaten bedienen.

Der König schickte seine Leute am folgenden Morgen vergeblich aus. In allen Straßen saßen Kinder, lasen Erbsen auf und riefen: „Es hat heute nacht Erbsen geregnet."

„Wir müssen einen anderen Plan aussinnen", sprach der König.

Aber die Königstochter wußte schon, wie sie es anfangen sollte, und als sie in der dritten Nacht zum Soldaten getragen worden war, und der sich von ihr bedienen ließ wie in den vorhergehenden Nächten, da biß sie ihn so fest in sein Gemächte, daß das Blut hervorspritzte.

Der Soldat erschrak und beschloß, so schnell wie möglich das Weite zu suchen. Er befahl dem Männchen, die Königstochter so schnell wie möglich zurückzubringen, packte seine Sachen und machte sich fertig zur Abreise.

Aber am andern Morgen erließ der König den Befehl, daß alle Männer der Stadt ins Schloß kommen sollten. Dem Soldaten gelang es nicht mehr, ungesehen aus der Stadt zu entwischen. Der König saß auf dem Thron und neben ihm seine Tochter. Jeder mußte sein Teuerstes herzeigen, und als der Soldat das seine aus der Hose hervorholte, war es ganz geschwollen und blutig von dem Biß in der Nacht. Da rief die Königstochter: „Dieser ist es!" Und der Soldat wurde ins Gefängnis geworfen.

Am anderen Tage mußte der Soldat vor den Richter treten, und obgleich er nichts Böses getan hatte, verurteilte ihn das Gericht doch zum Tode. Als er nun aufs Schafott geführt wurde, bat er den König um eine letzte Gnade.

„Ich will dir einen letzten Wunsch gewähren", sprach der König.

„Ich möchte noch ein einziges Mal vor meinem Tode die jungfräulich verschlossene Rose der Königstochter küssen", sagte der Soldat.

Das rührte das Mädchen, das zur Hinrichtung mit hinausgekommen war. Denn als sie alle Männer der Hauptstadt genau in Augenschein genommen hatte, war ihr nicht entgangen, daß der Soldat von der Natur am reichsten gesegnet war. Sie trat vor ihren Vater und sagte: „Nein, er soll nicht nur meine jungfräulich verschlossene Rose küssen. Er soll was Besseres tun, er soll mein Gemahl werden und König sein."

Da wurde aus der Hinrichtung ein Hochzeitsfest, und aus dem Soldaten ein König. In der Hochzeitsnacht rief der junge König das schwarze Männlein und befahl ihm, einen Tiegel vom feinsten Schmierfett zu bringen, denn das brauchte er – doch nicht lange, und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch heute. – *Nacherzählt von Uli Altena*

© 1979 BY SCHERZ VERLAG, BERN UND MÜNCHEN, AUS „ZAUBERFLÖTE UND HONIGTOPF", EROTISCHE MÄRCHEN

SCHULE DER FRAUEN *(Fortsetzung von Seite 62)*

hatte mir den Steinbrocken, auf dem er die Münzen prüfte, von seinem Tisch gegriffen und warf ihn ihm mitten ins Gesicht, mit allem Kraftaufwand, zu dem ich noch fähig war. Aber wiewohl er aufbrüllte vor Schmerz und Blendung, traf er mich doch wieder und immer wieder und prügelte mich auf die Straße hinaus, wo ich zu laufen anfing, um nur mit dem Leben davonzukommen.

Ich lief, bis ich mich halbwegs in Sicherheit fühlte, Stiche im Atem. Blutend, zitternd vor Wut und Schmach, mit dröhnendem Schädel und schmerzenden Zähnen, Rippen und Ohren ging ich weiter und war bereit, mich mit dem Nächstbesten weiterzuprügeln, in dessen Augen ich im Entgegenkommen erst das Verwundern und gleich darauf das Begreifen las, daß ein so wohlgekleideter, in keiner Weise in diese anrüchige Gegend passender junger Mann am hellichten Tag mit zerfetztem Hemd und blutverschmierter Jacke, das Gesicht voll Schrammen und Beulen, nur von einem äußerst windigen Abenteuer kommen konnte, das sehr schlecht ausgegangen war.

Aber ich würde meine Rache nehmen. Ich würde mir im nächsten Waffenladen eine Pistole kaufen, zurückgehen und den Kerl niederschießen wie einen räudigen Hund. Ich wußte selbstverständlich, daß ich das nicht tun würde, aber es tat wohl, mir's vorzustellen. Es linderte das Brennen der Schande, die Empörung meiner verletzten Eitelkeit, mir auszumalen, wie er unter meinen peitschenden Schüssen sich zusammenkrümmte, hinsank und auf dem Boden verreckte. Der Stein, den ich ihm in die Fresse geschmissen hatte, sein tierisches Aufheulen – ich hoffte, ich hatte ihm tatsächlich ein Auge ausgeschlagen, zumindest alle Zähne, jedenfalls das Nasenbein zertrümmert . . . das zu denken tat wohl; und an den Kuß des Zigeunermädchens, ihre Hand in meinem Haar; und ihre Brüste . . . aber eben das war die bitterste Demütigung, daß ich diese Brüste nicht geküßt, geliebkost, daß ich sie nicht in der Besinnungslosigkeit der Lust zerbissen hatte, daß ihre süße Wirklichkeit unwiderbringlich Phantom, Traumbild geworden war.

Am Abend jenes ersten Tages in Bukarest, nachdem ich mich im Hotel oberflächlich wieder in Ordnung gebracht hatte, griff ich mir, obwohl überall an mir Beulen aufgingen und mancherlei sich verfärbte, eine von den Huren auf der Calea Victoriei. Sie war alles andere als schön, strohig blondgefärbt und mit einer unsäglich gemeinen Stimme, wollte sich nicht ausziehen, sondern hob nur ihren Rock und streifte ihr Höschen bis zu den Knien nieder, beschimpfte mich, weil ich nicht gleich bereit war, molk ungeduldig an mir herum und lag dann wie eine Leiche unter mir. Zum Glück kam ich fast unmittelbar, nachdem ich mich halbsteif in sie hineingequält hatte . . . und die Brüste des Zigeunermädchens, an die ich dabei dachte, rückten dadurch nur um so ferner ins Tantalidenreich der Wunschbilder.

Drei Tage später blätterte ich in Panik im Telefonbuch nach einem Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Die größere der Ängste neben der vor dem Kindermachen, die zu jener Zeit jeder Liebesbegegnung den Beigeschmack der drohenden Katastrophe gaben, schwang ihre Geißel über mir. Und zwar um so bedrohlicher, als ich von einem rätselhaften Übel befallen war, dessen Symptome mir noch kein Warner geschildert hatte. Was ich da hatte, diese schauerliche Vermehrung unerträglich juckender, rötlicher, gelb umkrusteter Punkte, konnte nur irgendeine entsetzliche Krankheit sein, eine Balkanspezialität wahrscheinlich, also besonders tückisch, und wenn nicht gleich mit tödlichem Ausgang, so doch vermutlich von zerstörerischen Folgen in der Höhe meines Hosenlatzes.

Der Arzt, den ich aufs Geratewohl gewählt und aufgesucht hatte, hieß, obwohl er Stockrumäne war, Doktor Maurer. „Wo haben Sie denn diese Prachtexemplare aufgegabelt?" fragte er nach kurzer Besichtigung meines Unterleibs und meiner Oberschenkel. Ich war übersät von Filzläusen.

Hier war der Moment, an dem ich mir überlegte, wie ich dem Mädchen im Rollstuhl, wenn sie tatsächlich meine Freundin geworden und willig gewesen wäre, meine Lebensbeichte anzuhören, hätte von so heiklen Begebenheiten und Umständen erzählen können. In Wirklichkeit doch kaum, ohne sie in Verlegenheit zu bringen oder jedenfalls ihr Befremden auszulösen. Aber in meiner Phantasie spielte sie sofort die Rolle der idealen Gefährtin. Sie war die gute Schwester, die für jegliche Fährnis Verständnis hatte und dafür auch reichlich belohnt wurde, indem ich sie liebte und trotz ihrer verkrüppelten Beine ausführlich und genüßlich beschlief.

Jedenfalls würde ich, wenn sie wirklich meine Geliebte und mütterliche Beichtnehmerin geworden wäre, Doktor Maurer erwähnen müssen, denn mittelbar war er's, der mich in eben jene Umstände gebracht hatte, die mir so peinlich waren, daß ich mich von ihr abwenden mußte und somit leider nicht ihr Geliebter geworden war.

Denn nachdem dieser ausgezeichnete Facharzt für Haut-, Geschlechts- und andere juvenile Krankheiten meine Erleichterung wahrgenommen hatte, daß ich nur von Filzläusen und nicht von venerischer Lepra befallen war, begann er mich sacht auszufragen, woher ich kam und was ich hier trieb; auch meine Beulen und Blutergüsse interessierten ihn. Seine Fragen hatten nichts väterlich Protegierendes oder gar Richtendes. Ich erzählte ihm sofort alles, was er wissen wollte und gleich ein wenig mehr, vor allem von meiner unbeugsamen Absicht, lieber zu verhungern, als meine Berufung zum weltberühmten Künstler zu verraten.

„Ich habe einen Bekannten, der Reklamechef in einer Firma für kosmetische Artikel ist", sagte Doktor Maurer. „Ich weiß, daß er Schwierigkeiten hat, Schaufensterdekorateure zu finden. Ob das viel mit Ihrer Kunst zu tun hat, kann ich nicht sagen. Aber wenn Sie's interessiert, gebe ich Ihnen eine Empfehlung an ihn."

Es hatte mit meiner Kunst des Zeichnens und Malens überhaupt nichts zu tun. Ich fand mich hilflos vor der Probeübung, aus leeren Cremebüchsen eine gefällige Pyramide aufzubauen und sie mit bunten Kreppapiergirlanden zu umwinden. Aber der Bekannte meines väterlichen Freundes Doktor Maurer, mein künftiger Chef und Herrscher über die Reklameabteilung der „Afrodite Soc. An.", schien doch in meinem Ungeschick irgendeine Verwendbarkeit zu wittern, er stellte mich an.

Und das war's, womit der Zwiespalt in meiner Seele seinen Anfang gefunden hatte – meine verkrüppelte Geliebte (wenn sie's geworden wäre) würde das sicherlich nachempfinden. Einerseits war ich gebläht vor Stolz, ein Welteroberer, der seinen ersten Schritt zum Triumph getan hatte. Denn es lag auf der Hand, daß man in den großen Werbefirmen, die uns mit Plakaten, Warenpackungen und anderem Werbematerial belieferten, für Leute meines Schlags Verwendung hatte. Die Zukunft lag vor mir. Andrerseits knirschte ich unter den Erniedrigungen, die ich bis dahin, jetzt und hier, auf mich zu nehmen hatte.

Die „Afrodite Soc. An." vertrieb und stellte in Lizenzverfahren von der Kernseife bis zum Haarshampoon so ziemlich alles her, was auf seifiger Basis der Schönheitshygiene dienen konnte. Die Aufgabe eines Schaufensterdekorateurs war's, alle diese Artikel, mit zyklushafter Bevorzugung jeweils eines einzelnen, auf möglichst augenfällige und zum Kauf verlokkende Weise in die Vitrinen der Parfümerien der Stadt zu bringen.

In den eleganten Läden der Innenstadt wurde mein Ansinnen, die Schaufenster mit Cremebüchsenpyramiden und Kreppapiergirlanden zu verschönen, mit einer Arroganz abgewiesen, die mir die

Die Steigerung in der Chromklasse: chromdioxid super

Hören und erleben Sie den großen Klanggewinn, den BASF chromdioxid super-Cassetten bieten. Bereits ohne Dolby wird die HiFi-Norm DIN 45 500 erheblich übertroffen.

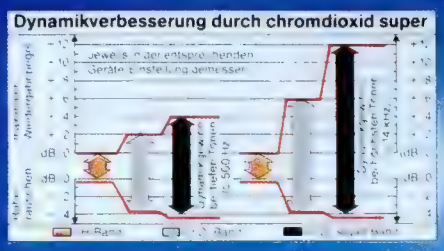
Dynamik-Verdoppelung in den Höhen
Die Grafik zeigt es. Die unübertroffene Höhenaussteuerbarkeit schafft gegenüber der bewährten chromdioxid bis zu 6 dB mehr Dynamik zwischen 10.000 und 20.000 Hz.

Studio-Dynamik in den Tiefen
3 dB Dynamik-Gewinn in den Tiefen gegenüber chromdioxid* bringen chromdioxid super in die gleiche Qualitätsklasse wie das vielverwendete BASF Studioband SPR 50 LH, das von führenden Produzenten für anspruchsvolle Musikproduktionen eingesetzt wird.

*mit Dolby

Lange Lebensdauer des Tonkopfes
Der empfindliche Tonkopf wird mehr geschont als bei zahlreichen Eisenoxid-Cassetten.

Sicherheits Mechanik SM
BASF Cassetten haben die bewährte SM Mechanik gegen Bandsalat.



BASF

„Ich glaube, du liebst nur meinen Körper"

Schamröte ins Gesicht trieb. Nicht weniger ablehnend, in den meisten Fällen, aber wenigstens geschäftlich nüchtern ging's in den großen, umsatzstarken Läden um den Boulevard Elisabetta und der Strada Lipscani zu. Bisweilen fand sich der eine oder andere Geschäftsführer bereit, den Produkten der „Afrodite Soc. An." einen Winkel zur Schaustellung zu überlassen. Äußerst sorgfältig und gelegentlich doch mit künstlerischer Note baute ich dann meine Werbegebilde aus Seifenschachteln und Zahnpastatuben auf und litt dabei Qualen, daß ich dazu für die Zeit der Arbeit gewissermaßen selbst ausgestellt war. Ich ward gefoltert vom Gedanken, es könnte jemand, der mich oder meine Eltern kannte, vorüberkommen und ungläubig durch die Scheiben auf mich starren, wie ich dahinter herumkroch und Schlangen von Kreppapier mit Reißnägeln befestigte. Selbst wenn ich hätte erklären wollen, daß es nur ein vielleicht ungewöhnlicher, immerhin mutiger erster Schritt zum Weltruhm als Zeichner und Maler wäre, wäre ich nicht imstand gewesen, meine Verlegenheit zu verbergen.

Ich schämte mich selbstverständlich dieser aus verletztem kindischem Stolz entstandenen Minderwertigkeitsgefühle. Ich war mir vollkommen bewußt, daß es die Empfindsamkeiten eines Muttersöhnchens von sehr bezweifelbarer Selbstsicherheit waren. Schon damals war ziemlich allgemein die Auffassung gültig, daß Arbeit nicht unbedingt schände; freilich hing es noch sehr davon ab, von welcherlei Arbeit die Rede war. Schon der Eintritt in den Handel, wenn es nicht der mit Stahl, Wein und anderen Genußmitteln wie Tabak, Kaffee oder Kaviar und Gänseleber war, wurde gegebenenfalls als leider durch den Zeitenwandel bedingte Notwendigkeit gelitten; aber was mit offenem Ladenverkauf zusammenhing, lag tief unter der Gesellschaftsfähigkeit. Und nun gar das Bewußtsein, eine Art Handlanger und geradezu Dienstbote von Ladeninhabern zu sein, schnitt beißend in mein vorurteilsreiches Selbstgefühl ein.

Zu meinen künstlerischen Fähigkeiten, an die vorderhand geradezu kränkend geringer Anspruch gestellt wurde, erwartete man von mir auch diplomatisches Geschick. Es lag an mir, an meinem Auftreten, ob ein Parfümeriebesitzer oder dessen Geschäftsführer sich herabließ, mir sein Schaufenster zur Dekoration zu überlassen. Das Mädchen im Rollstuhl würde verstehen, daß ich dabei einen gewissen Ehrgeiz entwickelte. Wie auch immer: Ich hatte die Zähne zusammenzubeißen und die Vitrinen der Bukarester Parfümisten zu dekorieren.

Was den Schwarm der kleinen Läden an der Peripherie betraf, so gelang mir das müheloser. Dort, in den Mahalas, den lumpigen, dreckstarrenden, lebensquirlenden Vorstädten, die mich trotz (oder vielleicht wegen) meines wenig ruhmreichen Abenteuers in der Calea Grivitei anzogen, waren die Verhältnisse eindeutig. Einem Schaufensterdekorateur wurde die Ausstattung der Vitrinen erlaubt, wenn der Dreck darin sie undurchsichtig gemacht hatte. Anfangs empörte mich diese schnöde Zweckauffassung. Aber ich gewöhnte mich bald daran, überschwänglich freundlich empfangen und mit schwarzem Kaffee bewirtet zu werden, um danach ein paar Stunden lang kiloweise tote Fliegen auskehren, fingerdicken Staub wischen und Fensterscheiben waschen zu dürfen – zur Vorbereitung für die eigentliche Dekoration: den Fensterkasten von oben bis unten mit lila Kreppapier ausschlagen und dann in einem Bett von künstlichen Blütendolden unsere duftkräftige Fliederseife auslegen, stückweise sowohl wie auch in Dreier- und Sechserpackungen.

Ich stumpfte bald gänzlich dagegen ab, kaum daß das Kunstwerk gestaltet und ich unter neuerlichen Freundschaftsbezeugungen entlassen und wieder auf der Straße war, zusehen zu müssen, wie sich der Schaukasten von innen wieder mit Nagelfeilen, Irrigatoren, Gläsern voll Blutegeln, Präservativpackungen und, schlimmer noch, sämtlichen Artikeln unserer Konkurrenz füllte.

Wenn ich morgens mein damals schon vorsintflutliches Ford-T-Modell werbematerialbeladen aus dem Fabriktor steuerte, um meine tägliche Kalvarienfahrt durch die Stationen fein abgestufter Demütigungen anzutreten, kam ich als erstes am Basar des Herrn Garabetian vorbei. Herr Garabetian war ein Armenier von großer Körperfülle. Tagein, tagaus, von früh bis abends, saß er buddhahaft unbewegt, eine Perlenkette aus kunstvoll geschnitzten Aprikosenkernen spielerisch durch die dunklen Finger mit den rosigen Nagelbetten gleiten lassend, vor seinem Kaufhaus. Obwohl Herr Garabetian selbstverständlich auch jederlei kosmetische Artikel führte, hatte ich beruflich mit ihm nichts zu tun. Es gab ja kein Schaufenster, das zu dekorieren gewesen wäre. Die Waren lagen frei bis auf die Straße aus. Versuche, einen Käufer etwa durch das Bild einer jauchzenden Badeschönen zum Erwerb eines Haarwaschmittels zu verführen, kamen Herrn Garabetian läppisch vor. Aber menschlich waren wir einander nähergekommen.

Es hatte damit begonnen, daß ich ihn grüßte. Und irgendwann einmal, als ich zu Fuß vorbeigekommen war, hatten wir auch ein Wort gewechselt, hatte er sich erlaubt, mir eine Tasse Kaffee anzubieten. Wir blieben dabei ziemlich einsilbig, wie wirklich nahe Freunde. Einmal stellte er mich seinem Sohn vor, den ich längst vom Sehen kannte. Garabetian junior war ein paar Jahre älter als ich und eine auffällige Erscheinung, der Beau nicht nur des Vorstadtviertels hier, sondern vermutlich

noch ganz anderer, weitaus mondänerer Bezirke von Bukarest. Sein lackschwarzer Scheitel schien selbst tagsüber die Neonumrahmungen der Nachtklubs widerzuspiegeln. Groß, schlank in den Hüften, in dandyhaft langen Jacken mit scharfkantigen Schulterpartien, bewegte er sich elastisch auf zolldicken Gummisohlen, fuhr einen offenen Chrysler und war stets in Begleitung von atemberaubend schönen, hochbusigen Mädchen, wie ich sie bestenfalls von den Titelblättern der Regenbogenpresse her kannte.

Ich machte Herrn Garabetian ein Kompliment zu solchem stolzen Sprößling. Herr Garabetian winkte geringschätzig mit einem zusammengefalteten Zeitungsblatt ab und sagte nach einer Weile: „Er möchte von der Arbeit seines Vaters nichts wissen. Haben Sie bemerkt, wie eilig er sich verabschiedet hat? Er geniert sich zuzugeben, daß er mein Sohn ist."

Herr Garabetian zündete sich eine neue Zigarette an und atmete den Rauch mit einer tiefen Füllung seiner Lunge ein, als wollte er sein Gemüt von beschwerlichen Gedanken befreien und in eine philosophischere Gangart schalten. „Was wollen Sie", sagte er. „Der ist eben so, wie er gemacht ist. Der hat nichts anderes als die Weiber im Kopf."

Es erschien mir unangemessen, Herrn Garabetian zu seinem väterlichen Kummer auch noch die Enttäuschung zu bereiten, daß er sich in bezug auf mich in jeder Hinsicht Illusionen machte. Wenn von einem die Rede war, der nur die Weiber im Kopf hatte, so traf das eher auf mich als auf jeden andern zu.

Aber leider hatte ich sie eben nur im Kopf – das wollte ich dem Mädchen im Rollstuhl sagen. Sie sollte ja alles von mir wissen, also auch das, was ich mir kaum selbst einzugestehen wagte. Ich mußte ihr also erklären, daß ich schizophren gespalten war: Ich lief herum in der Überzeugung, ein Schwerenöter und unwiderstehlicher Verführer zu sein. Kam's aber einmal zum Verführen, so machte mich die Angst vor meinem Ungeschick zum Tölpel. Aber es war nicht nur diese Angst. Es war auch ein Sinn fürs Ideale in mir. Gewiß, ich wollte nichts auslassen, nichts versäumen von den erotischen Möglichkeiten, die sich mir boten. Aber ich wollte mich auch nicht unter meinem Rang verschenken.

Es kam ohnehin selten dazu. Weil ich nach Hause nur sehr undeutlich Meldung über das erstattet hatte, was ich eigentlich in Bukarest tat, also auch nicht verraten hatte, daß ich angestellt war und ein – wenn auch bescheidenes – Gehalt bezog, schickte meine Mutter mir immer wieder Geld. Ich gab es für Pferde aus, die meine Passion waren. Bereits morgens um fünf war ich auf der Rennbahn und in den Ställen um die Soseaua Kiseleff. Tagsüber arbeitete ich – wenn man das Ausschmükken von Parfümerie-Schaufenstern mit Seifenpackungen Arbeit nennen kann. Jedenfalls war's ermüdend. Abends, nachdem ich meinen Kaffee mit Herrn Garabetian getrunken hatte, ging ich früh zu Bett. Ich hatte kaum Gelegenheit, junge Leute meines Alters kennenzulernen, suchte sie auch nicht.

Aber es kam doch zu gelegentlichen erotischen Begegnungen. Eine Kellnerin in einem kleinen Restaurant, in dem ich manchmal zu Abend aß, ließ sich durch mein überlegenes Gebaren nicht irreführen und schleppte mich auf ihre Bude. Ihrer Erfahrenheit verdankte ich eine stolze Nacht. Aber es gab keine Wiederholung. Für ein flüchtiges Abenteuer mochte es hingehen, aber ein regelrechtes Verhältnis mit einer Kellnerin fand ich dann doch zu skandalös.

Von der hübschen kleinen Angestellten einer Parfümerie im fernen Stadtteil von Cotroceni, wo die Königinmutter Maria residierte, wußte ich, daß sie in mich verliebt war. Ich behandelte sie dementsprechend schlecht, lud sie dann eines Tages ins Kino ein, danach zum Abendessen. Zu mir nach Hause wollte sie nicht kommen, hatte Angst vor weiß Gott was, vielleicht bloß davor, zu spät heimzukommen, also trieben wir's schließlich auf der Parkbank, auf der wir uns schon seit Stunden küßten und gegenseitig bekneteten, und die Unbequemlichkeit und beständige Furcht, von einem Parkwächter oder späten Spaziergänger überrascht zu werden, machte es so grauenvoll, daß ich beim Wiedersehen anläßlich des Dekorationswechsels von „Velvet"-Seifenflocken zur Zahncreme „Firn" in den Vitrinen der Parfümerie, in der sie arbeitete, so tat, als wäre niemals etwas zwischen uns gewesen.

Für ein paar Wochen war ich dann sogar selbst verliebt, fasziniert zumindest, und zwar von außerordentlichen reiterlichen Qualitäten: Die Tochter eines Trainers, der mich gelegentlich eines seiner Pferde reiten ließ, hatte es mir angetan. Sie war ein koboldhaftes Wesen mit einem Mopsgesicht und unbändigem Kräuselhaar, aber zu erleben, was sie aus einem Pferd machte, wenn sie sich darauf setzte, bereitete mir solchen Genuß, daß daraus Begehren wurde. Sie wäre ohne jegliches Bedenken zu mir nach Hause gekommen, aber ich hielt meine frühmorgendliche Rolle als Herrenreiter sorgfältig getrennt von der als Schaufensterdekorateur der „Afrodite Soc. An." tagsüber und ging dabei so weit, daß ich sowohl in der einen wie in der anderen Rolle nichts von den Umständen preisgab, unter denen ich den Kostümwechsel von der einen Identität zur andern vollzog. Unsere Vereinigung fand auf den Strohballen der Futterkammer statt, wobei der scharfe Körpergeruch des Mädchens, vor allem aus dem sehr nassen Geschlechtsteil, sich so siegreich gegen Stutenurin und Katzenscheiße durchsetzte, daß mir beinah übel wurde. Sie war der Anlaß, daß ich noch einmal bei Doktor Maurer vorsprach, um mir ein Kräftigungsmittel verschreiben zu lassen.

Meine Phantasie dagegen loderte. Einmal eines jener langbeinigen, hochbusigen Geschöpfe mein eigen nennen, wie sie der schöne Sohn des Herrn Garabetian in seinem Chrysler herumfuhr . . . Ich beneidete ihn nicht geradezu, ich nahm lediglich die Reize seiner Begleiterinnen als Ausgangsbasis für meine Träume. Die Phantasie ist ja flexibel, ich sah die Geliebte meiner Einbildung nicht nur so aufreizend physisch wohlgeraten wie jene, sondern auch sehr viel liebenswerter, weicher, feiner, gezüchteter – sehr viel weniger vulgär, um es rundheraus zu sagen. Sie war vom Scheitel bis zur Sohle Dame und hatte eine wundervolle Seele, ritt selbstverständlich vorzüglich, liebte das Landleben und die Pferde . . . mit einem Wort: Sie war perfekt, und ihr Bild stellte sich nur zu häufig zwischen mich und die realen Erscheinungen, die nicht an sie herankamen, aber doch bereit gewesen wären, zumindest den erotischen Teil meiner Wunschvorstellungen zu verwirklichen.

Sie freilich, das Mädchen im Rollstuhl, entsprach diesem Idealbild fast vollkommen, wenn es auch mit dem Landleben wahrscheinlich seinen Haken haben würde, mit dem Reiten war's ja wohl nichts. Und ich wollte, daß sie wisse, wie sehr viel mehr mir an ihrer Seele lag als an den Reizen ihres zwar an den unteren Extremitäten verstümmelten, dafür aber wahrscheinlich nur um so handlicheren Körpers. Viel mehr als an den Sinnenfreuden, die ich mir freilich farbig ausmalte, lag mir an ihrem Verstand, ihrem Einfühlungsvermögen, ihrer Bildung, Wohlerzogenheit, Damenhaftigkeit – kurz: an allem, was ich liebte. Denn das war's, was ich vor allem wollte: jemanden haben, den ich lieben konnte. Das war's, was mir den Steifen in die Hose gezaubert hatte: die Freude, einem Menschenkind begegnet zu sein, das mir seelenverwandt, ebenbürtig war.

Und darum mußte ich ihr auch von meinem Sündenfall erzählen, vom Verrat, den ich an ihr begangen hatte. Ich hatte die Parfümerien von Văcăresti, dem Bukarester Judenviertel im Programm. Unweit davon lag ein Stadtteil, der Crucea de Piatră hieß: Zum Steinernen Kreuz. Die ebenerdigen Kleinbürgerhäuschen waren durchwegs Bordelle. Es wimmelte von Mädchen, sie schwärmten durch die Gassen in einem ewigen plunderigen Karneval, der das grundsätzlich Erotische im Wesen des Surrealismus augenfällig machte. Da waren schwarzgeschminkte

Lippen und grüne Lider unter gepuderten Rokoko-Perücken, dünne, biegsame Reitpeitschen, ein Mädchen hatte ein Stierkämpferjäckchen an und war darunter bis auf die Piratenstiefel nackt, die andere trug weite, türkische Hosen aus durchsichtigem Musselin und ließ die enormen Brüste aus einem Geschlinge von Ketten pendeln.

Ich ging hin, so oft ich nur konnte. Anfangs, als ich noch danach fieberte, ein weltberühmter Künstler zu werden, um zu zeichnen. Aber die Mädchen hatten mir sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß sie ein ernstes Gewerbe trieben und durchaus nicht als Kuriositäten aufgefaßt und zu Papier gebracht zu werden wünschten, ich hatte Block und Aquarellkasten schleunigst wieder einpacken müssen. Seltsamerweise hatte auch mein Drang, mich künstlerisch auszudrücken, insgesamt nachgelassen. Ich lebte eine Zeit des Schauens, nicht des Tuns.

Auch hier, im Hurenviertel, tat ich nichts anderes als schauen. Ich hatte mir dazu als günstigsten strategischen Punkt einen Tisch vor einem kleinen Ausschank ausgesucht, wo ich saß und schwarzen Kaffee und Raki trank. Mir gegenüber ruhte auf einem Getürm von Kissen, eine Art Schwarmkönigin, die Madame des Hauses: übermäßig fett, ein schwarzes Samtband um den zwischen Doppelkinn und Busen eingeklemmten Hals, ein zweites um die Stirn unter dem strengen schwarzen Ballerinenscheitel. Ich brauchte meinen Block nicht, ich zeichnete sie in mein Gedächtnis ein mitsamt der dicken, schwarzen Katze auf ihrem Bauch, die sie genießerisch streichelte, mitsamt auch der alten Vettel, die alle Viertelstunden das Wasser in einem Glas erneuerte, aus dem sie jedesmal, nachdem sie aus einem Einmachtiegel einen Löffel Konfitüre in ihren Kirschenmund geschoben hatte, sehr zierlich mit abgespreizten kleinem Finger ein paar Schlucke trank.

Erst als das Licht des Nachmittags dünner wurde, merkte ich, daß ich mich versessen hatte. Es war spät geworden, und ich hatte mein Pensum nicht getan. Es blieb mir allenfalls noch genügend Zeit, eine einzige Auslage zu verschönen, und ich wählte mir dazu die schwierigste.

In der Regel arbeitete sich's angenehm in Văcăresti. Die jüdischen Ladeninhaber waren gutartig und ließen einen ohne viel Schwierigkeiten gewähren. Aber diese eine, die „Parfumeria Flora" hieß, war immer ein heikler Punkt in der Dekorationskampagne gewesen. Sie gehörte einer alleinstehenden Frau, Witwe, die als äußerst hart und unangenehm verschrien war. Aber auch in den erotischen Phantasien der Vertreter hatte sie einen festen Platz: eine rassige Jüdin, deren vollsaftige Reife in pikantem Gegensatz zu ihrer abweisenden Kälte stand. Sie hieß allgemein „Die schwarze Witwe".

Mich hatte sie seit jeher mit einer Arroganz behandelt, die derjenigen der Edelparfümisten ums Hotel Athené-Palace nicht nachstand. Auch diesmal ließ sie sich nur überaus ungnädig dazu herab, mir zu gestatten, daß ich ein staubig gewordenes Arrangement unserer erbittertsten Rivalin, einer Firma, die für ihre Lanolincreme weltberühmt war, durch eines unserer für Maiglöckchenseife werbenden Kunstwerke ersetzte. Weil ich ohnehin wegen meines Versäumnisses ein schlechtes Gewissen hatte und auch weil ich mir sagte, daß sie mich möglichst bald wieder loswerden wollte, machte ich mich eilig an die Arbeit. Dann wußte ich plötzlich nichts mehr von mir. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im Keller der Parfümerie „Flora". Ich hatte nicht gesehen, daß hinter der Vitrine eine Falltür war, die offen stand. Bei einem Schritt rückwärts war ich in die Tiefe gestürzt.

Ich stellte sofort fest, daß ich mir nichts gebrochen hatte und auch nicht allzu hart aufgeschlagen war. Eine Leiter hatte meinen Sturz gemildert. Ich kletterte sie augenblicklich wieder hoch. Ich fühlte mich ein wenig benommen, das war alles.

Aber die „Schwarze Witwe" war außer sich vor Schreck und Angst. Wahrscheinlich fürchtete sie, wegen Fahrlässigkeit zur Verantwortung gezogen zu werden, anders konnte ich mir nicht erklären, daß sie am ganzen Körper zitterte. Es war bekannt, daß die rumänischen Behörden

„Darf ich vorstellen, das ist Graf Dracula – und ich bin sein Vorkoster"

G-man by Gainsborough: Der Duft, der Exclusivität verrät.

Den eigenwilligen Duft von G-man gibt es nur in exclusiven Geschäften.

after shave cream, deo & body foam, after shave lotion, soap, super eau de cologne, eau de cologne, after shave foam, pre shave tonic, deo spray, shaving foam, shower bath gel, self tanner, foam bath, hair shampoo.

Damit Sie diese

Platte magnetisch und jene dynamisch hören können – das Wunder Technics

Immer wieder werden Grenzbereiche überwunden, wird HiFi-Technik genialer. Dafür forschen und entwickeln die Audio-Ingenieure von Technics unablässig. Und immer wieder entsteht unfaßbar Neues. Erleben Sie es, in genialer Perfektion. Mit dem Wunder Technics.

EPC-300 MC – Dynamischer Tonabnehmer. Neuer dynamischer Tonabnehmer von Technics mit zwei kernlosen Doppelringspulen, dadurch geringste Verzerrungen. Übertragungsbereich: 10–50.000 Hz.

ST-9031 – UKW/MW-Stereo-Tuner. Ein Spitzen-Tuner mit hoher Trennschärfe (75 dB) und geringstem Klirrfaktor (0,1%). Linearer Frequenzgang von 20–15.000 Hz. Hohe Empfindlichkeit von 1,1µV (75 Ohm).

SU-9011 – Stereo-Vorverstärker. Vorverstärker mit eingebautem Anpaßverstärker für dynamische Abtastsysteme (Fremdspannungsabstand von 69 dB!). So können Sie Schallplatten nicht nur magnetisch, sondern ohne separaten Vor-Vor-Verstärker auch dynamisch abspielen. Mischbarer Mikrofoneingang. Klirrfaktor 0,005%.

SE-9021 – Stereo-Endstufe. Leistungsverstärker in Gleichstrom-Technik, 2 x 65 W Sinus an 4 Ohm (20 Hz bis 20 kHz), Gesamtklirrfaktor 0,01%. Hoher Fremdspannungsabstand: 113 dB. Spitzenwertanzeigeinstrumente zum direkten Ablesen der Ausgangsleistung.

SL-5300 – Vollautomatischer Plattenspieler. Quarzgeregelt, Direktantrieb, Frontbedienung, Gleichlaufschwankungen: 0,035%, Wiederholautomatik, incl. Magnetsystem EPC-206 C. Zusätzlich erhältlich dynamischer Tonabnehmer EPC 300 MC.

RS-M 33 – Stereo-Cassettendeck. HPF-Tonkopf, FG-Servo-Motor, Gleichlaufschwankungen: 0,055%, Frequenzumfang: 30–17.000 Hz (CrO_2), FL (Fluorescent)-Anzeigeinstrumente, Rücklauf mit Wiedergabeautomatik.

SB-X5 – Dreiweg-Regalbox mit linearem Phasengang. 25-cm-Tieftöner, 9-cm-Mitteltöner, 2,5-cm-Titan-Kalottenhochtöner. Max. Eingangsleistung: 90 W Sinus; 130 W Musik.

Weitere Informationen sendet Ihnen

Technics

National Panasonic Vertriebsgesellschaft mbH.
Abt. P 2/79, Ausschläger Billdeich 32 · 2000 Hamburg 28

Der PEUGEOT 604 V6 TI.

6-Zylinder-Komfort mit 5-Gang-Überlegenheit.

Im Bereich der anspruchsvollen 6-Zylinder-Limousinen geht der PEUGEOT 604 V6 TI über das übliche Niveau dieser Automobile hinaus. Nicht im Preis, sondern in seinem Wert.

Im PEUGEOT 604 V6 TI verfügen Sie über ein modernes 2,7-l-Einspritztriebwerk mit K-Jetronic, dessen Kraft über das 5-Gang-Getriebe in überlegene Fahrleistungen umgesetzt wird.

Die PEUGEOT-Werkskapazität garantiert Ihnen eine kurzfristige Auslieferung Ihres neuen PEUGEOT 604.

PEUGEOT 604 V6 TI (Abb.): 2664 ccm, 106 kW (144 PS).
PEUGEOT 604 SL V6: 2664 ccm, 100 kW (136 PS).

Weitere Informationen erhalten Sie bei jedem der rund 1000 PEUGEOT-Vertragshändler.

PEUGEOT

Bekenntnis zur Qualität

nicht eben schonungsvoll mit Juden umgingen, die sich etwas zuschulden kommen ließen. Aber eine solche Erregung war denn doch verwunderlich. Sie redete wirr auf mich ein, tastete dabei an mir herum, um zu prüfen, was an mir noch heil war, bürstete meine Jacke ab und nötigte mich, obwohl ich protestierte und sie in jeder Weise zu beruhigen versuchte, in ein Hinterzimmer, wo ich mich auf einen Diwan legen mußte. Sie selbst lief davon, um mir ein Glas Wasser oder einen Cognac oder gar Riechsalz zu holen.

Aber ich mußte doch zumindest einen leichten Schock erlitten haben, oder vielleicht hatte ich auch nur zu viel Raki und schwarzen Kaffee auf nüchternen Magen getrunken, ich aß damals so gut wie nichts, um mein Gewicht zu halten, mein Traum vom weltberühmten Künstler hatte dem von einem Champion auf der Rennbahn Platz gemacht. Wie auch immer: Als die „Schwarze Witwe" zu mir zurückkam, mußte ich wieder in eine vorübergehende Betäubung weggesackt sein, denn ich kam erst zu mir, als ich fühlte, wie sie fast besinnungslos vor Angst meine Wange streichelte. Sie kniete vor dem Diwan, hielt meinen Kopf, die Hand in meinem Haar, und streichelte mich und stammelte: „Mein Kleiner! Mein Liebling! Mein Baby!"

Als ich die Arme um sie legte, um sie an mich zu ziehen, wollte sie mich mit einem Ausdruck des Entsetzens zurückstoßen. Aber dann erlebte ich, wie etwas anderes sie überwältigte, ich weiß nicht, was es war: eine Traumerfüllung; das plötzliche Überschlagen einer alten Angst in Freude – jedenfalls ein Schwall von aufquellender Zärtlichkeit und mit ihr die Lust. Es war so stark, daß es ihr einen Klagelaut entriß.

Ich glaube, es war dieses Aufgelöstsein ihres Gesichts, das sie ganz ungemein verschönte, dieses Schmelzen alles Harten, Bösen, Ängstlichen, Banalen, aller schlimmen Lebensmale im Glück der ausbrechenden Liebe, was mich immer wieder zu ihr zurücktrieb. Ich liebte sie dafür, obwohl mich der Gedanke quälte, daß ich meine Liebe mit ihr betrog. Denn sie entsprach so gar nicht dem Bild, das ich mir von meiner idealen Geliebten gemacht hatte. Es wollte mir nicht gelingen, mir etwas vorzumachen: Anstatt der langbeinigen, lockenumwallten, windhundumspielten Reiterin, mit der ich ein Leben im reigenbildhaften Wechsel von Grand-Prix-Rennen, Redouten, Opernbesuchen und den Zwischendecks von Ozeanlinern führen würde, hatte ich ein Bratkartoffelverhältnis mit einer kleinbürgerlichen Jüdin, doppelt so alt wie ich, zu der ich mittags und abends schlich, um mich vollzufuttern und endlich – endlich! – auszuvögeln. Und die ich, wenn sie nicht in meinen Armen vor Wonne verging und ihren orientalischen Kopf ekstatisch verklärte, am liebsten gar nicht anschaute, so sehr stieß mich die pretentiöse Respektabilität ab, mit der sie sich gab, sprach und kleidete, die Pracht ihres Busens und ihrer Hüften kanonenkugelfest in Gummipanzer schnürte.

Es half nichts, wenn ich mir sagte, daß sie mich mit geradezu erschreckender Leidenschaftlichkeit liebte. Zweifellos war ich für sie eine Traumerfüllung, an die sie mit ihrem nüchternen und mißtrauischen Charakter nie recht geglaubt haben mochte: der Sohn, der ihr verwehrt gewesen war, gleichzeitig der feurigste Liebhaber. Sie hatte keinen Menschen, an dem sie hing oder der ihr irgendwas bedeutet hätte. Sie war eine umsichtige, schlaue und harte Geschäftsfrau, aber ihr Geldanhäufen führte eigentlich ins nichts, war längst Selbstzweck und dabei zwanghaft geworden. Die Zärtlichkeit, mit der sie mich überschüttete, war um so ergreifender, als sie gewissermaßen gegen ihren Willen, gegen ihre Natur und ihr besseres Wissen sich ihr entwinden mußte. War sie aber durchgebrochen, so versetzte sie sie in eine Art Trunkenheit, einen Taumel, der wie eine Aura aus ihr strahlte. Sie wurde schön, wenn sie mich nur anschaute.

Unsere Reibereien begannen mit ihrem Stolz auf mich. Sie wollte mich unbedingt herzeigen. Fein herausgeputzt wollte sie mit mir am Arm durch die Stadt spazieren und das Wohlgefallen an ihrem Jungen aus den Augen der Entgegenkommenden lesen. Sie schenkte mir dazu die grauenhaftesten Krawatten.

Ich schauderte schon vor der Vorstellung zurück. Mich entsetzte der Gedanke, daß der Reviervertreter der „Afrodite Soc. An." unvermeidlich von unserer Beziehung Wind bekommen mußte. Es war abzusehen, welche Welle von Tratsch das unter den sudetendeutschen und siebenbürgischen Herren der Geschäftsleitung auslösen würde. Obwohl ich mir im Grunde gar nichts daraus machte, behauptete ich, es könnte für mich beruflich die unangenehmsten Folgen haben. Warum, war freilich schwer zu erklären, vor allem ihr.

Unmöglich konnte ich ihr sagen, wessen ich mich wirklich schämte: Daß ich mit ihr meine wahre Liebe (das Mädchen im Rollstuhl), der ich dereinst begegnen würde, verriet. Also machte ich ihr (und mir selber) vor, durch die Entdeckung unseres Verhältnisses in der „Afrodite Soc. An." würde aus rein moralischen Gründen ein so schlechtes Licht auf mich fallen, daß meine Beförderung in die Zentrale und damit mein späterer Weltruhm als Zeichner und Maler (wenngleich nur als Gebrauchsgrafiker) gefährdet sein könnte – und glaubte schließlich selbst daran.

Wahrscheinlich war es wegen meiner eigenen bourgeoisen Ängstlichkeit, mir nichts mit ihr zu vergeben, daß ich ihren Wunsch, sich mit mir sehen zu lassen, mißdeutete. Wenn sie mir vorschlug zum Abendessen in eines der großen, vielbesuchten Restaurants der Innenstadt zu gehen, argwöhnte ich sofort, daß es ihr darum zu tun wäre, damit einen gesellschaftlichen Aufstieg zu manifestieren. „Das ist doch alles Halbseide", versuchte ich ihr zu erklären. „Was du hier siehst, sind durch die Bank großmannssüchtige Spießer. Die wirklich eleganten Leute essen zu Hause oder in wenigen exklusiven Lokalen wie dem ‚Capsa', nicht in einem solchen Rumms."

Sie schaute mich verständnislos an. „Willst du im ‚Capsa' essen, Baby? Es soll nichts ausmachen, wenn's noch teurer ist als hier."

Dabei hatte ich mir alle Mühe gegeben, ihr etwas von der großen Welt zu zeigen – zumindest etwas von dem kleinen Ausschnitt, an dem ich mit der reiterlichen Hälfte meiner Doppelexistenz teilhatte. Aber die Begegnung mit dem fashionablen Milieu der Rennsportler endete in einer Katastrophe. „Das soll ein Vergnügen sein?" zeterte sie noch tagelang hinterher. „Ich, eine schwerarbeitende Frau und um vier Uhr früh aufstehen und zuschauen, wie sich einer auf ein wildes Pferd setzt und wie meschugge davongaloppiert – Baby, ich bitte dich, du wirst dir noch das Genick dabei brechen. Schau dir an, wie dünn du bloß bist, nur weil du nichts essen willst wegen einer solchen Narrischkeit. Und der Gestank in den Ställen, das kann doch nicht gesund sein! Wenn sich wer darin wohl fühlt wie jene alte Schachtel, die so lang mit dir geschwätzt hat, und mir hat sie nicht einmal die Hand gegeben – was, sagst du, soll sie sein? Hofdame bei der Königin? Von mir aus soll sie die Königin selber sein – wenn die sich wohl fühlt im Pferdemist, na soll sie, sie wird schon wissen, was sie davon hat. Die läßt sich jedesmal vom Stallburschen an den Arsch fassen, wenn er sie auf ihren Zossen hebt, ich hab's mit eigenen Augen gesehen, dabei ist sie bestimmt über Sechzig. Aber du, Baby, hast das doch nicht nötig, wenn du willst, halt ich dir ein Zeugl, ein Pferderl ist billig zu haben, draußen bei euch an der Fabrik ist ja am Donnerstag Markt, da findest du bestimmt was Passendes, und einstellen können wir es hier im Hinterhof, ich kündige einfach den Leuten, die jetzt dort ihre Ziegen halten, no, und das bißchen Heu und Hafer, was kann das schon kosten, auch ein Kalescherl wird uns nicht ruinieren, damit fahren wir dann sonntags auf die Soseaua Kiseleff hinaus. Oder was willst du von den Gäulern, wenn nicht dein Vergnügen? Du willst doch

„In manchen Dingen scheinen sie uns voraus zu sein, aber ein bißchen altmodisch wirken sie trotzdem"

nicht so einer werden wie dieser Ganeff von einem Trainer, der sich einbildet, er kann den dummen Reichen das Geld aus der Tasche ziehn, dabei machen die das große Geschäft mit die armen Teufel, was ihren letzten Heller verwetten ..." Sie schaute mich mit zärtlicher Besorgnis an: „Du bist doch kein Schmock, Baby – oder? Also, warum tust du das?"

Ich haßte sie, wenn sie so redete. Ich hätte sie prügeln können wegen ihrer kleinbürgerlichen Engstirnigkeit, die das Gesicht auslöschte, das mich sie lieben ließ, wenn die Zärtlichkeit sie überwältigte.

Aber selbst daran hatte ich mich eines Tages mattgeschaut. Wir waren wieder einmal abends ausgegangen, diesmal in ein Gartenlokal, blaue, gelbe und rote Glühbirnen im Kastanienlaub, eine Zigeunerkapelle spielte, und ein Sänger sang mit zirkumflexhaft aufgesteilten Augenbrauen. Ansonsten nahm ich noch wahr, daß sie ein unsäglich scheußliches Kleid anhatte, eine Art wichtelmännische Verniedlichung von Pierrot-Kostüm in Weiß mit riesigen schwarzen Tupfen und einer lappigen Halskrause, es fehlte lediglich eine Gazekappe mit zwei großen Fühlern, und sie hätte im Maskengewimmel um die Crucea de Piatră einen prächtigen Marienkäfer abgegeben. Es drehte mir beinah den Magen um.

Sie jedenfalls war angeregt von der mondänen Atmosphäre ringsumher. „Schau mal dort drüben", sagte sie, „dreh dich aber nicht zu auffällig hin – das ist ein schickes Paar."

Ich schaute hin: Es war der junge Garabetian im weißen Anzug, messerscharfe Schulterpartie, in Begleitung einer seiner beneidenswert formschönen Edelnutten. Er schaute zu uns her, sagte ironisch lächelnd ein paar Worte zu seiner Begleiterin, die hell auflachte, dann grüße er mit einer übertriebenen Verbeugung.

„Du kennst ihn?" fragte meine schwarzweißgepunktete Witwe achtungsvoll.

Ich kannte nicht nur ihn, sondern auch die beiden Herren, die ein paar Tische weiter hinten saßen und ebenfalls sehr interessiert zu uns herschauten. Es waren der Prokurist und ein Abteilungsleiter der „Afrodite Soc. An." mit ihren Gattinnen.

Ich wollte ihr nicht den Abend verderben, aber es war mir unmöglich, meine Verstimmung zu überspielen. Erst war das Schweigen zwischen uns noch wie eine Wolke, von der man erwarten kann, daß sie vorüberziehen werde. Aber es weitete sich aus, es kältete sich in uns ein. Es ergriff am Ende vollständig von uns Besitz, keiner konnte es mehr brechen. Als ich sie vor ihre Tür brachte, schloß sie sie auf und ging wortlos ins Haus, ließ sie aber hinter sich offen. Es würde den Bruch zwischen uns bedeutet haben, wenn ich nicht nachgekommen wäre. Ich erwog

Er hat eine besondere Liebhaberei. Er raucht einen besonderen Tabak.

Special with Whisky: *Erlesene Virginias und Burleys mit etwas dark-fired Tobacco. Nicht rauchig, aber angenehm würzig.*

Im Düsenzeitalter die Liebe zur Dampf-Epoche entdecken, Modelle wie Erfahrungen sammeln, restaurieren und reüssieren... eine zweifelsohne nicht alltägliche Liebhaberei. Seine Pfeife und Tabak aus dem HOUSE of EXCLUSIV gehören dazu.

Plum & Rum: Die leichte Mischung aus Virginias und Burleys, harmonisch komponiert mit Jamaica-Rum und Pflaumenaroma.

HOUSE of EXCLUSIV

Tabak-Spezialitäten von individueller Vielfalt

Sie mit Ihrem Toyota.

Ziele zu erreichen, die manchem bisher vielleicht noch gar nicht in den Sinn gekommen sind, das ist die Spezialität des Toyota Land Cruiser.

Zu diesem Zweck hat er eine Maschine, die ihn bei entsprechender Bereifung über 150 km/h schnell macht. Was ungewöhnlich ist für seine Art.

Die ganze Kraft wirkt dabei zunächst über ein 4-Gang-Getriebe auf die Hinterräder. Wenn dann das Abenteuer den festen Grund ablöst, ist der Allrad-Antrieb in seinem Element. Jetzt ist autofeindliches Gelände mit Steigungen über 30 Grad willkommene Abwechslung.

230 seiner 850 Händler hat Toyota ausgesucht, sich mit Ihnen darüber zu unterhalten. Wo Ihrer ist, erfahren Sie aus der Servicekarte. Zu haben in 5000 Köln 41, Bachemer Landstraße, bei Toyota Deutschland.

Der Land Cruiser Venyl Top
4,2 Liter, 6 Zylinder Benzinmotor,
99 kW/135 PS, 156 km/h
max. Drehmoment 29,0 mkg bei 1800 U/min.,
DM 24.695,– + Überführung,
unverbindliche Preisempfehlung der
Toyota Deutschland

TOYOTA Vertrauen Sie Ihrem Verstand

einen Augenblick lang, ob ich's nicht darauf ankommen lassen sollte. Aber aus Trotz gegen den Lackaffensohn meines Freundes Garabetian mitsamt seinen Flittchen und die Kontorschemelreiter der „Afrodite Soc. An." mit ihren fettärschigen Weibern ging ich ins Haus.

Drinnen empfing sie mich in Verzweiflung. „Verzeih mir! Ich will alles tun, was du sagst. Wir gehn künftig nur noch dorthin, wo's dir gefällt. Ich versprech' dir's, Baby. Nur sei, bitte, bitte, wieder gut."

Sie war ekstatischer denn je in meinen Armen, und aufmerksamer denn je studierte ich ihr Gesicht und fand, daß das verzückte Lächeln, das es so verschönte, kaum angeflogen und schwebend, bevor die Leidenschaft die Lippen aufbrach, daß dieses holde Lächeln ein Lächeln bei geschlossenen Augen war, das verinnerlichte Glück der Blinden, und daß es, wollte sie die Augen öffnen, wahrscheinlich einen listigen Zug bekommen könnte wie das der Mona Lisa . . . Und mit der plötzlichen Einsicht, was ich da tat und welche Art von Heimkinovorführung ich mir auf diese Weise verschaffte und womit ich sie zum Höhepunkt führte, befiel mich das Entsetzen über unsere zweierlei abgrundtiefe Einsamkeit. Sternenräume trennten uns, während wir einander zu lieben meinten.

Ich hatte nie ihren Wunsch erfüllt, die ganze Nacht bei ihr zu bleiben und in ihren Armen zu erwachen. Ohnehin war ich die Scheu vor ihrem kissenreichen Ehebett im Kleinbürgerschlafzimmer nie losgeworden, es war mir zu sehr Falle, hatte mir zu viel Chagallsche Poesie. Ich zog kurze, leidenschaftliche Beschlafungen gewissermaßen zwischen Tür und Angel auf der biedermeierlichen Sofabank im Hinterzimmer des Verkaufsladens vor, wo unsere erste Umarmung stattgefunden hatte. Der Umstand, daß ich um fünf Uhr morgens bei den Ställen sein mußte, um einen Ritt im Lot zu kriegen, war eine wirksame Ausrede gewesen. Diesmal verzichtete ich darauf und ging sofort.

Aber sie löste ihr Versprechen ein. Als wir das nächstemal zum Abendessen ausgingen, geschah das nach meinem Geschmack. Ich führte sie in eine der ungezählten kleinen Kneipen am äußersten Stadtrand, wo's schon dörflich wurde und wo abends die Zigeuner fiedelten – die echten, herumziehenden drei, vier Mann mit Fiedel, Baß und über die Schultern gehängtem Zimbal, nicht die symphonieorchesterstarken Operettenzigeunerkapellen der Bürgerlokale.

Es war nicht viel mehr als eine weißgetünchte Lehmhütte mit einem Holzkohlenrost zum Fleischbraten davor, das letzte Haus am Ausgang einer der schwermütigen Wanderstraßen ins Land hinaus. Man aß im Freien an rohgezimmerten Tischen und Bänken unter den Ästen einer riesigen, alten Ulme, wenn man nicht unterm Vordach bleiben wollte, von dem die hölzernen Käfige mit den Wachteln hingen, die sich längst angewöhnt hatten, ihr klingendes Pitt-pallak im Rhythmus der Zigeunerfiedeln zu schlagen. Hinter uns besteckte sich die Stadt mit Lichtern. Vor uns lag die Ebene verdunstend im Rosenlicht des Abends, in den sich wie ein Schleier das Geschelle der Myriaden Frösche aus den Tümpeln der Niederungen einwebte. Ich war glücklich. Ich liebte diesen Platz, und sie gab sich redlich Mühe, ihr Mißbehagen zu verbergen. Sie saß auf der Kante der Bank, als wäre schon das zu viel, berührte kaum die Speisen, obwohl sie für gewöhnlich bei bestem Appetit war, nippte kaum am Wein und blieb einsilbig. Aber sie hatte sich nicht als Salondame verkleidet und ihr Haar natürlich aufgesteckt, sie hätte eine schöne Zigeunerin abgegeben mit ihrem dunklen, rassigen Kopf. Ich sagte ihr das, und sie schwieg beleidigt. Um das Schweigen nicht wieder zwischen uns anwachsen zu lassen, redete ich darauflos, erzählte ihr, welches willkommene Thema für die Malerei volkstümliche Szenen darstellten . . . aber ich hätte ebensogut Chinesisch zu ihr reden können.

Dann sah ich den Schrecken in ihren Augen und wandte mich um. Ohne daß ich darauf achtgegeben hätte, war ein Trupp Lautari herangekommen, fahrende Spielleute, die einen zahmen Bären mit sich führten. Er watschelte aufrecht auf kurzen, krummen Beinen, trug einen ledernen Maulkorb, einen Fez auf seinem dicken Schädel und hatte an eine seiner Tatzen ein Tamburin gebunden, in das er mit der andern schlug. Ich kannte ihn und wußte, daß er dazu abgerichtet war, einem die Hand zu küssen, wenn man ihm ein paar Lei ins Tamburin warf, die sein Führer behende daraus aufsammelte. Ich hatte immer ein zwiespältiges Gefühl dabei gehabt, wenn ich ansehen mußte, wie dann seine lange, zart violette Zunge aus dem Maulkorb glitt, um die Hand zu lecken, die er mit einem Biß hätte zu Brei zermalmen können! Auf kindische Weise hatte ich das symbolisch für meine Situation aufgefaßt, ich identifizierte mich mit diesem lächerlich plumpen, gedemütigten, in Wahrheit mächtigen und gefährlichen Tier. Aber ich sagte mir ebenso naiv, daß der Bär nur um so besser gehalten würde, je besser er verdiente. Übrigens versprach ich mir Spaß davon, meine spröde Freundin seine weiche Zunge spüren zu lassen. Aber was geschah, als ich ihn heranrief, war gänzlich außer Maß: Sie sprang schreiend auf, die Augen in tödlichem Entsetzen aufgerissen, griff sich mit verkrallten Fingern in die Zähne, zitternd, geifernd vor Furcht und Schrekken – ich fand es so albern, so übertrieben, so spießig ängstlich und undiszipliniert, daß ich endgültig die Geduld mit ihr verlor. Ich schrie sie an, sich zusammenzunehmen, schließlich führte ein kräftiger Mann den Bären an einer starken Kette. Als sie anfing, vor Angst zu wimmern, schlug ich sie ins Gesicht.

Es war wie ein schwarzer Blitz. Ich hatte sie in aller Schönheit ihrer Ekstasen vor mir, aber anstatt der Verklärung durch das Glück, war's eine Blendung durch den Schmerz. Sie hatte die Augen geschlossen. Als sie sie öffnete, war ihr Gesicht erloschen, aber gezeichnet von etwas, das jenseits des Begreifens lag, dessen überwältigende Wirklichkeit aber hingenommen werden mußte. Es hatte alles Persönliche darin getilgt, es ganz zum Menschengesicht schlechthin gemacht, erloschen in einer merkwürdig wilden Ausdruckslosigkeit jenseits der Verzweiflung.

Auf der Heimfahrt sprach sie kein Wort. Auch ich schwieg trotzig. Sie schloß die Tür auf und ging voran ins Haus – und diesmal machte sie die Tür hinter sich zu. Ich habe sie nicht wiedergesehn. Durch den Reviervertreter ließ sie die „Afrodite Soc. An." wissen, sie wünsche von Schaufensterdekorateuren der Firma nicht mehr belästigt zu werden.

Das Mädchen im Rollstuhl sollte das alles wissen. Ich war's meiner Selbstachtung schuldig, daß sie begriff, warum ich mich abgewendet hatte und an ihr vorbeigegangen war. Ich würde sie nicht wiedersehn. Daß sie meine Freundin und ideale Geliebte hätte werden können, war das reine Hirngespinst. Wenn sie nur ein bißchen Grips im Kopf hatte, mußte sie mich durchschauen.

Müßig, ihr fadenscheinige Erklärungen vorzuspinnen. Der Fall lag peinlich klar. Ihre Wohlbehütetheit, die Aura des Kindes aus gutem Hause hatte es mir angetan – und im selben Augenblick war ich davor erschrocken. Das Muttersöhnchen hatte heimverlangt und sich sogleich vor Schelte gefürchtet. Ich, ein Bär mit seelenvollen braunen Augen, der dich mit einem Biß zermalmen könnte! . . . Lächerlich. Du hast Angst, dich abzunabeln, Baby, das war's. Ich hatte Angst vor meinem eigenen Schatten – und wenn ich Angst bei andern sah, schlug ich sie ins Gesicht.

Und daß mir ihr Anblick in die Keimdrüsen gefahren war, hätte ich wahrheitsgetreuer erklären können: Es war die Vorstellung, daß sie als Gelähmte sich kaum würde wehren können, wenn ich sie überfiele. Aber ich hatte sie nicht überfallen. Ich hatte Angst vor Frauen, und wenn ich einmal glaubte, keine zu haben, wollte mir eine Wagendeichsel aus der Hose wachsen – und zielte ins Nichts.

© 1979 BY GREGOR VON REZZORI. DEUTSCHE RECHTE: LINDER AG, ZÜRICH

1979. Agfa-HiFi-Plus-Cassetten: Mehr Dynamik, mehr Höhen, mehr Tiefen. Und 6 Minuten mehr Spielzeit.*

Die neuen Agfa-HiFi-Plus-Cassetten liegen in den klangprägenden Eigenschaften weit über der HiFi-Norm. Ausgezeichnete magnetische Speicherfähigkeiten garantieren, daß jede Aufzeichnung bestechend naturgetreu wiedergegeben wird. Auch in extremen Klangbereichen. Und zu dem Plus an Dynamik, an Höhen und Tiefen kommt eine Spielzeit-Reserve von 6 Minuten bei C 60 und C 90.*

Agfa-HiFi-Plus-Cassetten: Klingen besser, spielen länger.

TRENDS

AKTUELLE INFORMATIONEN
UND ANREGUNGEN, DIE DAS LEBEN SCHÖNER MACHEN

DER GUTE STERN VERLÄSST DIE STRASSEN

Der Mercedes, der jeden Bums verträgt, ist da. Schon klopfen sich die Untertürkheimer Autobauer an die Brust: „Es gibt auf dem Markt entweder verkappte Straßenfahrzeuge, mit denen man auch mal vom rechten Weg abkommen kann, oder aber einseitig talentierte Kletterkünstler. Unser Wagen kann alles."

PLAYBOY-Tester befanden: Vor der Diskothek sieht ein Range Rover nobler aus, denn das Design des Untertürkheimers ist teutonisch-funktional geraten. Aber im Gelände schlägt der Mercedes selbst die britische Konkurrenz. Als einziges Off-road-Auto der Welt hat er serienmäßig eine hundertprozentige Differentialsperre für Vorder- und Hinterachse, die während der Fahrt zugeschaltet werden kann (kleines Foto rechts unten). Zu Preisen ab 30 000 Mark werden 24 Versionen angeboten: Vom 102-PS-Vierzylinder über den Diesel bis zum luxuriösen 2,8-Liter-Sechszylinder mit 150 PS, der über 150 Stundenkilometer schafft (lieferbar ab Jahresende). Ganz harten Männern empfiehlt sich die Militär-Version der Vierzylinder. Sie hat zusätzlich eine klappbare Windschutzscheibe (Vorsicht beim TÜV!), 24-Volt-Anlage, 110-Liter-Tank – und selbstverständlich auch eine Gewehrhalterung. Dort kann der Besitzer seine Tontauben-Purdey verstauen.

DER MANN DES MONATS: HERBERT BONEWITZ

Gäbe es einen Orden wider den närrischen Ernst, dann hätte der Mainzer Prokurist Herbert Bonewitz (55) diese Auszeichnung als erster und bisher wohl auch als einziger Karnevalist verdient. Doch Undank ist des Narren Lohn: Die Fastnachtsfunktionäre hierzulande schmähen ihn als „Nestbeschmutzer". Denn Bonewitz hat es fertiggebracht, Witze über Narren zu reißen, und das in der Bütt.

15 Jahre lang war Herbert Bonewitz hofierter Star unter den Büttenrednern. Solange er Spott und Spaß mit der politischen Prominenz trieb, wurden seine bissigen und hintersinnigen Pointen mit viel Trara belohnt. Als er 1973 in die ARD-Talkshow *Je später der Abend* geladen wurde, feierten ihn die Karnevalskollegen gar als ihren Bildschirm-Botschafter.

Doch dann nahm sich Bonewitz die Narrenfreiheit, die im fastnächtlichen Frohsinn ergrauten Konfetti-Karrieristen „Humor-Fossilien mit leichtem Grauschleier vorm Gehirn" und „Stimmungsverkäufer mit Platitüden-Honorar" zu nennen. Das grämte die hohen Herren von Klamauk & Kalau sehr, und am Aschermittwoch war noch längst nicht alles vorbei: Anonyme Anrufer drohten Herbert Bonewitz Prügel an, falls er die Helau-Honoratioren weiterhin so „hundsföttisch" (Originalton) verunglimpfe.

Der einst aktive Judokämpfer konterte mit satirischer Schärfe. Unter dem trotzigen Titel *Ein Narr packt aus* debütierte er auf der Mainzer Kabarettbühne „unterhaus". Er entlarvte den bierernsten Ehrgeiz, der viele Jecken in die Bütt oder in den Vereinsvorstand treibt. Als das ZDF dann auch noch einen 45minütigen Ausschnitt aus diesem Programm sendete, boykottierten ihn von Stund an die meisten der 1700 bundesdeutschen Narrengesellschaften, „obwohl" – so Heinz Wacker, Präsident des Bundes Deutscher Karneval e. V. – „er zu unseren Besten gehört". Die Mainzer Cocktail-Prominenz, die den Prokuristen und Werbeleiter einer renommierten Papierfabrik bislang als geistreichen Party-Plauscher geschätzt hatte, strich seinen Namen von den Einladungslisten.

Das Fernsehen jedoch räumte dem furchtlosen Narren 1977 in der Sendung *Mainz bleibt Mainz – wie's singt und lacht* wieder einen Solo-Auftritt ein. Es sollte die denkwürdigste Karnevals-Übertragung der öffentlich-rechtlichen TV-Geschichte werden. Zum erstenmal wagte es nämlich ein Büttenredner, die hochgestellten Ehrengäste unten im Saal frontal zu frotzeln. Bonewitz begann so: „Frohsinn on the rocks – fürs bessere Gesocks." Die Reaktion war ebenfalls einmalig: Zum erstenmal wurde in der traditionellen Mainzer Fernseh-Fastnacht ein Büttenredner mit Buhrufen statt Klatschmarsch verabschiedet.

Zu den „Hütern des närrischen Grals" kann sich Herbert Bonewitz seitdem nicht mehr zählen. Er ist nicht traurig drum. Ohne Wehmut läßt er das Blech seiner 300 Orden im Keller verstauben. Narretei treibt er in diesen Tagen in Mainz-Gonsenheim als Leiter der Karnevalsvereinigung der „Gonsbach-Lerchen".

Während seine ehemaligen Fastnachts-Freunde über Bütten-Blödeleien nachgrübeln, profiliert Herbert Bonewitz sich als Kabarettist. Im April hat er im Mainzer „unterhaus" ein eigenes Programm. Er stellt die gar nicht so närrische Frage: „1, 2, 3 – wo ist der Mensch?"

PLAYBOY kürt Herbert Bonewitz, weil er im Karneval Profil bewies (und dafür bezahlte), zum Mann des Monats.

FOTOS: KLAUS BENZ

Der Trend kommt aus New York. Dort haben die Lofts schon Tradition. Jetzt gehen auch bei uns immer mehr Individualisten auf Wohnungssuche nach leerstehenden Fabrik- und Lagerhallen, stillgelegten Autowerkstätten und verlassenen Bürogebäuden. Ein Loft ist ideal für „Heimarbeiter" wie Fotografen, Schriftsteller und Maler, weil es dank seiner Größe (bis zu mehreren hundert Quadratmetern) als Wohnung und Arbeitsplatz zugleich nutzbar ist. Interessenten müssen sich allerdings beeilen, denn auch bei uns ziehen Loft-Mieten an wie Autoaktien. In New York, zu Beginn der sechziger Jahre, waren es Pop-Künstler, die das damals heruntergewirtschaftete, fast verlassene Gewerbeviertel SoHo im südlichen Manhattan entdeckten.

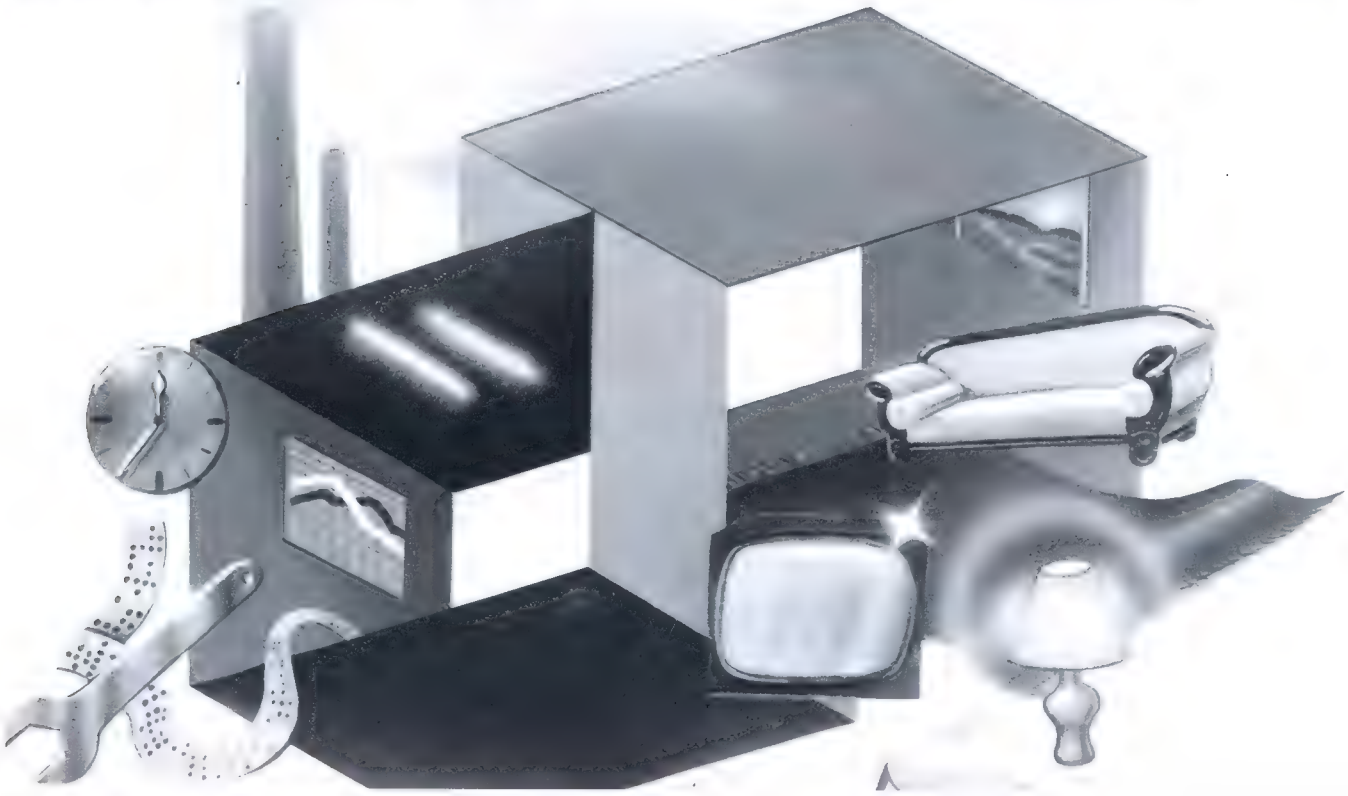
In Deutschland beschränkt sich der Interessentenkreis vorerst auf „Spinner, die mehr Improvisationsgabe, Phantasie und handwerkliches Geschick als finanzielle Mittel besitzen", wie ein Schwabinger Hausmeister seine Loft-Nachbarn einschätzt. Wer an einem Loft-Projekt interessiert ist, solle sich rechtzeitig auf unterschiedliche Qualitätsmerkmale einstellen. Ebenerdige Schreinereien, Druckereien und ähnliche Handwerksbetriebe sind größtenteils unterkellert und bieten durch die Hinterhof-Idylle urbanes Wohngefühl. In der Regel sind sanitäre Anlagen wie WC und Duschraum vorhanden und die Heizungsanlagen allenfalls überholungsbedürftig. Im Idealfall müssen bei solchen Projekten lediglich Wasseranschlüsse oder Stromanschlüsse verlegt werden. Dagegen fallen Umbauten von mehrstöckigen Lagerschuppen und Fabrikhallen schon kostspieliger aus. Anstelle der überalteten Lastenaufzüge müssen, laut feuerpolizeilicher Vorschriften, Treppen eingezogen, Fluchtwege nachgewiesen und sanitäre Anlagen eingebaut werden. Rohe Holzbalken, wuchtige Eisenträger, alte Löschrohre, Feuerschutzleitungen und Heizungsrohre, die quer durch die Wohnlandschaft verlaufen, behalten bei der „zweckentfremdeten Nutzung" ihre Funktion. Außerdem vermitteln diese Accessoires den rauhen Charme der Technik, den manche Loft-Fanatiker einfach nicht missen mögen.

In einer ehemaligen Autowerkstätte bietet sich die ehemalige Arbeitsgrube als versenkte Badewanne inmitten des Wohnraums an, und im leerstehenden Bürohaus kann der Lichtschacht in eine grüne Oase, ein Gewächshaus, umfunktioniert werden.

Lofts der gehobenen Art findet man in München-Schwabing, im Hamburger Hafenviertel oder am Düsseldorfer Rheinufer. Für eine großräumige Unterkunft von etlichen hundert Quadratmetern muß mit einer Miete ab 600 Mark aufwärts gerechnet werden. Dagegen finden sich im Berliner Kreuzberg-Viertel oder im Kölner Stadtteil Nippes Lagerräume, die auch für 100 Mark angemietet werden können. Wer ein Loft etagenweise kaufen möchte, muß mit einem Kaufpreis von 20 000 Mark aufwärts rechnen. Zuvor ist in jedem Fall ein Behördengang zur Lokalbaukommission angeraten, um sich nach den Verordnungen der Nutzungsänderung zu erkundigen. Die Baubehörden behalten sich vor, von Fall zu Fall zu entscheiden, ob ein Loft nicht nur als Arbeitsraum, sondern auch als Wohnbereich genutzt werden darf. Dabei spielt es eine wichtige Rolle, ob es sich um reine Wohngebiete, Mischgebiete oder Industrieviertel handelt. Zu den interessantesten Tips für Loft-Sucher gehören Berlin-Schöneberg, die Kölner Stadtviertel Zollstock und Ehrenfeld, das Hamburger Karolinen-Viertel und in München der Stadtbezirk Haidhausen sowie das Areal um den Gärtnerplatz. In diesen Gegenden waren besonders viele kleinständische Betriebe wie Tischlereien und Klempnereien angesiedelt. Und wenn man Glück hat, sind Eckkneipe, Milchgeschäft und Tante-Emma-Laden noch nicht von Jeans-Geschäft und Pizzabude verdrängt worden.

ILLUSTRATION ALBERT KOHLMEIER

WOHNEN: RAUS AUS NEU- UND ALTBAU, REIN INS LOFT



Sammler von Dienstmützen widerlegen die alte Behauptung, zu jedem Topf passe immer nur ein Deckel – sie wählen unter Dutzenden von Möglichkeiten, wenn sie sich behüten. Zum Beispiel als . . .

1. Carabiniere
2. US-Bomberkommandant
3. Panzeroffizier der Deutschen Wehrmacht
4. BEA-Steward
5. Bobby
6. Französischer Polizeioffizier
7. Offizier der französischen Armee
8. Angestellter des Bodenpersonals der SAS
9. Britischer Matrose
10. Aeroflot-Pilot
11. Australischer Polizist
12. Bundeswehroffizier
13. Belgischer Soldat
14. Österreichischer Zöllner
15. Coast-Guard-Offizier in Irland
16. Bereitschaftspolizist von Rheinland-Pfalz
17. Rumänischer Offizier
18. Captain der Britischen Armee

Als der freundliche Brillenträger, den Sie auf der linken Seite sehen, zum Rapport zu seiner Frau bestellt wurde, setzte er sich die imposante Schirmmütze eines irischen Coast-Guard-Offiziers auf. Es half ihm nichts – gnä' Frau ordnete an, daß er samt Sammlung auf Tauchstation zu gehen habe. In den Keller, wo die „Staubfänger" von Deck seien, jedenfalls raus aus dem der Öffentlichkeit zugänglichen Teil der Wohnung.

Da sitzt der 47jährige Technische Kaufmann Otfried Müller aus Mainz nun inmitten seiner 110 Mützen aus 22 Ländern und bekämpft den „fliegenden Feind – die Motten". Deren Hauptangriffsziel: der offenbar lecker gewürzte Dienstdeckel eines Piloten der Air India.

Ein seltsames Hobby mit unterhaltsamer Leidensgeschichte, für das es zudem keine rechte Literatur gibt außer militärischen Fachwerken. Aber der Mainzer im Keller hat sich seit zehn Jahren auf Dienstmützen spezialisiert, die zu seinen Lebzeiten getragen werden oder wurden. Und da hat leider noch niemand etwas verfaßt. Was da gebürstet, besprüht und sortiert wird in einem alten, zwölffächrigen Bücherschrank, stammt von Armee, Polizeieinheiten und Luftfahrtgesellschaften. Verloren grüßen zwei SS-Mützen („Habe ich günstig bekommen, da konnte ich nicht vorbeigehen") und die weiße Kopfbedeckung eines deutschen Binnenschiffers.

Es fällt auf, daß Bahn, Post und Helme nicht vertreten sind. Der Sammler warnt: „Das wird zuviel, bloß nicht!" Außerdem müsse auch bei einer Kollektion dieser Art das „Schönheitsprinzip" eine Rolle spielen. Mützen der Bahn oder Post seien da zu „langweilig". So lehnte Herr M. erst kürzlich den Dienst-Kopfschmuck eines Wiesbadener Busschaffners ab – zum beleidigten Bedauern des Trägers.

Und was ist mit Schutzhelmen? „Sind meistens nur bemalt, tragen also keine gestickten oder emaillierten Embleme. So was kann man sich zur Not auch selbst pinseln." Also nicht zum Sammeln geeignet. Ausnahmen: ein britischer Bobby-Helm und der Sonnenschutz, den zentralafrikanische Verkehrsregler zu tragen pflegen.

Das Grundproblem des Sammelns von Dienstmützen ist die Beschaffung. Es gibt keinen Markt, sondern nur Tricks. Frechheit siegt über Kasse, und oft führt der Weg zur Mütze über den Weinberg. Merke: Durst ist schlimmer als Kopfweh.

Beispiel 1: Sammler Müller trifft vor einer Kaserne in Besançon einen französischen Offizier. „Entschuldigen Sie, bitte, ich sammle . . .", ein Fingerzeig auf die Mütze, „und könnte Ihnen dafür . . ." – man geht um die Ecke, ein schneller Griff und drei Wochen später sitzt der Leutnant vor drei Flaschen des milden Rheingauers „Kidricher Sandgrub", Jahrgang 1974.

Beispiel 2: Flug Athen–Frankfurt. Der einzigartige Glücksfall tritt ein, daß die „Olympic Airways" überbucht haben. Otfried Müller okkupiert mit Frau und Kindern vier Plätze. Ein Wort unter Brüdern: Man wäre bereit, zwei Kinder

LEXIKON DES SAMMELNS:

DIENSTMÜTZEN

auf einem Sitz zusammenrücken zu lassen, wenn der Käptn am Ende des Fluges auf seine Mütze verzichten . . . Jetzt liegt sie im Bücherregal.

Beispiel 3: Polizeirevier in Manhattan. Otfried Müller erscheint beim Diensthabenden. „Excuse me, I'm collecting . . ." Antwort: „You better get out of here as quickly as possible." Die Cop-Mütze fehlt heute noch.

Beispiel 4: Bobby-Helm. Otfried Müller sammelt nicht nur Mützen, sondern auch Mützen-Sammler. Zum Tauschen. Da sitzt zum Beispiel ein Gastwirt in Cornwall, und der kennt einen, der einen Bobby-Helm verschenken würde. Hat Müller zufällig die Kopfbedeckungen eines niederländischen und eines deutschen Polizisten doppelt? Müller hatte – und damit den Bobby-Helm.

Aber es geht auch ganz anders. Ein durstiger Polizist auf dem Flughafen Frankfurt-Rhein-Main beschaffte die Pilotenmütze der Aeroflot. Ein freundliches Schreiben Otfried Müllers an das Oberkommando der Nationalen Volksarmee der DDR beantwortete ein Major mit Übersendung einer Dienstmütze der Nationalen Luftverteidigung. Der Staatspräsident eines Ostblocklandes ließ eine Armeemütze durch seine Bonner Botschaft überreichen und ein Colonel der Rheinarmee entriß seinen brüllenden Kindern eine alte Mütze und verehrte sie dem Mainzer.

Cheers with Rheinwine!

Mehr will Otfried Müller eigentlich nicht verraten, „denn die Konkurrenz schläft nicht, und dann will ich meine Lieferanten nicht kompromittieren". So erfahren wir nur in Bruchstücken, wie man zu Bundeswehr-Objekten kommt („Ganz schwere Kiste") und – trotz Terror-Angst – deutsche Polizeiquellen anbohrt.

Immerhin – bei den Herren Kollegen Sammlern oder am Monatsende läßt sich mit Bargeld doch etwas ausrichten. So beschaffte sich der Mann aus Mainz für umgerechnet 60 Mark eine Carabiniere-Mütze, 70 Mark kostete der Kopfschmuck eines französischen Admirals, und die SS-Mützen wechselten für je 150 Mark den Besitzer.

Es ist bei diesem noch fast unentdeckten Sammelgebiet schwer, Wertbegriffe einzuführen. Sicher ist, daß mehr kostet, was schwerer zu beschaffen ist. So dürften leicht zwei Offiziersmützen der Bundeswehr für eine sternengeschmückte Ballonmütze der rotchinesischen Armee draufgehen, und die gesammelte NATO für das, was Oberst Khaddafi von Libyen oberhalb seiner Ohren trägt. Sammler Müller jedenfalls bietet im Moment erhöhte Weinquoten und bessere Dubletten für eine spanische Offiziersmütze, irgend etwas aus Japan und so ziemlich alles, was aus Ägypten stammt. Und für eine Kopfbedeckung der Roten Armee würde er . . . Aber das will er nur dem sagen, der ihm ein entsprechendes Angebot macht. Aufgepaßt, Genosse Leonid!

FOTOS JACQUES HARTZ

AVOCADOS – GENUSS FÜR DIE STUNDE DAVOR

Spanische Seefahrer naschten als erste von den unbekannten, exotischen Früchten: Als die Mannen von Kolumbus und Cortez Mittelamerika überrannten, entdeckten sie neben dem Gold der Maya und der Azteken eine „köstliche Frucht", wie der Gelehrte und Kartograph Martin Fernandez de Enrisco die grünen, birnenförmigen Avocados in seinen Tagebüchern pries. „Ahuacatl" nannten die Azteken die Butterfrucht, und die spanischen Eroberer brachten Ende des 15. Jahrhunderts neben der Syphilis, dem Tabak und den Kartoffeln die Avocado als viertes Novum nach Europa. Während sich freilich die knolligen Nachtschattengewächse, das Raucherkraut und die Geschlechtskrankheit zügig in Europa ausbreiteten, konnte man mit den butterweichen Avocados wenig anfangen.

Es dauerte noch einmal 400 Jahre, bis sie endgültig bei uns heimisch wurden. Dabei war die Avocado schon 300 vor Christus in Mittelamerika beliebtes Grundnahrungsmittel: Schon damals aß man das Fruchtfleisch, ohne zu wissen, daß diese Frucht den Cholesterinspiegel rapide senkt; auch fertigte man aus dem stark ölhaltigen gelblich-grünen Früchtemus verschiedene Kosmetika. In der Kosmetik dient die Avocado auch heute noch als wichtige Grundlage für Salben, Cremes und Gesichtswasser. Daß sie aber auch seit kurzem in Schlemmerlokalen, Junggesellenhaushalten oder Diätküchen zum festen Speiseplan gehört, ist einem gezielten Reklamefeldzug der Israeli vor zehn Jahren zu danken. Dieser Blitzkrieg auf dem PR-Markt zugunsten des birnenförmigen Gewächses kommt in erster Linie dem Alleinstehenden mit Hintergedanken zugute: Keine andere Frucht ist preiswerter und leichter zu verarbeiten als eine Avocado, da sie stets roh serviert wird. Und hinsichtlich der Libido stellt die Butterfrucht Sellerie, Austern, Kaviar und Eier als Aphrodisiaka in den Schatten – sozusagen in den Nachtschatten.

Dem Zug der Zeit, dem Trend zu gesunden, muntermachenden rohen Gemüsen folgend, kann auch der ungeübteste Koch sie zubereiten. Man muß nur beim Einkauf darauf achten, daß die Gemüsefrüchte schon reif sind. Das ließe sich eigentlich mit einem leichten Daumendruck auf die beiden Enden der birnenförmigen Frucht leicht feststellen. Aber von den g'standenen Standlfrauen auf dem Münchner Viktualienmarkt gibt's für solche Warentests leicht eine Watschn. Geübte Avocadofreunde schütteln also die „ahuacatl" leicht, dabei rappelt der Kern ganz leise in der reifen Frucht. In Zeitungspapier gewickelt, reifen harte Avocados rascher; wollen Sie die Avocado lagern, ohne daß sie zu weich wird, so legen Sie sie in den Kühlschrank.

Die Avocado, wegen ihres hohen Fettgehaltes (30 Prozent Fett bei nur 70 Prozent Wasser) als Kalorienbombe verschrien, ist in Wirklichkeit gar kein so arger Dickmacher: 100 Gramm haben rund 150 Kalorien (628 Joule), und eine ganze Frucht wiegt hier im Handel zwischen 150 und höchstens 400 Gramm. Zum Vergleich: Eine Bratwurst (100 Gramm) hat 364 Kalorien (1524 Joule). Eine große Avocado langt freilich als Zwischenimbiß für ein hungriges Pärchen völlig. Am einfachsten genießt man die leicht nach Nuß und Butter schmeckende Gemüsefrucht, indem man sie der Länge nach aufschneidet, durch leichtes Drehen die Hälften trennt und den aprikosengroßen Kern herausnimmt. Dann kratzt man zum Verzehr einfach das weiche Fruchtfleisch aus der Schale. Fortgeschrittene füllen in die Höhlung der Frucht – da, wo vorher der Kern saß – eine Sauce aus Öl, Zitrone, feingehackten Zwiebeln, Salz und Pfeffer. Will man die Avocado als Brotaufstrich, so löffelt man das Avocadofleisch aus der Schale (bei ganz weichen Früchten läßt sich übrigens die Haut auch mühelos abziehen), zerdrückt es mit einer Gabel, vermischt es mit Pfeffer, Salz, Zitrone und etwas Mayonnaise und streicht es dick auf das geröstete Weißbrot.

Da die Avocado ursprünglich ein mittelamerikanisches Gericht der Maya und Azteken war, sollte man sie auch mal mexikanisch zubereiten:

Avocado mexikanisch: Eine große Avocado aufschneiden und das Fleisch herausheben, in Würfel schneiden, eine mittelgroße Zwiebel schälen und fein würfeln, zwei mittelgroße Tomaten in Würfel schneiden. Alle Zutaten mit einem Spritzer Tabasco-Sauce, Zitronensaft und Salz mischen und mit frisch gemahlenem Pfeffer abschmecken. In die leeren Avocadohälften zurückfüllen, und mit Brot servieren.

Auch in Israel, dem Haupt-Exportland, werden die Avocados ganz unkompliziert serviert:

Avocado israelisch: Eine Avocado halbieren und den Kern herausnehmen. Ein hartgekochtes Ei und eine Salzgurke (keine Gewürzgurke!) in Würfel schneiden. Gurke und Ei mischen und einen Eßlöffel Mayonnaise unterziehen. Eventuell mit Salz und Zitrone abschmecken. Die Füllung in die Kernmulden geben.

Pikant schmeckt auch:

Avocado mit Roquefortfüllung: Eine große Avocado halbieren, das Fleisch herausschälen und mit einer Gabel zerdrücken. 50 Gramm Roquefortkäse zerkrümeln, zwei Eßlöffel süße Sahne oder Büchsenmilch, etwas frischen Zitronensaft sowie 20 Gramm gehackte Wal- oder Haselnüsse mit dem Avocadofleisch mischen und wieder in die leeren Avocadohälften füllen.

ILLUSTRATION PETER FISCHER

Herr Waglechner in Frankfurt: Also gut, noch einmal Paris.

35 deutschen Geschäftsleuten kam unser Vorschlag vom Dezember sehr gelegen, den Besuch einer unserer Lieblingsbars in Paris mit einer Geschäftsreise zu verbinden oder umgekehrt. (Es war übrigens die Bar im Hotel Westminster.)

Bei Ihnen, lieber Herr Waglechner, hat es nicht gepaßt. Deshalb ein neuer Vorschlag für Ihren Besuch im März. Die Wegbeschreibung finden Sie, wie üblich, im Kleingedruckten unten, sowie einige Bemerkungen über unseren Freund Michel Bigot, den Barmann.

Selbstverständlich gilt unsere Einladung auch den anderen deutschsprachigen Damen und Herren, die zur gegebenen Zeit in Paris zu tun haben.

Falls jemand unsere letzten Anzeigen nicht mitbekommen hat, noch eine Erläuterung:

Merkwürdigerweise ist es in Deutschland auch Vielfliegern kaum bekannt, daß unser Whisky Dewar's „White Label" einer der drei, vier beliebtesten Scotches der Welt ist. Allerdings haben wir länger als ein halbes Jahrhundert gebraucht, um diesen bevorzugten Platz einnehmen zu dürfen. Und das auch nur, weil wir über all die Jahrzehnte hinweg mit einer gewissen Dickköpfigkeit das Ideal des absolut harmonischen Scotch, das Ideal eines Whisky-Geschmacks „ohne Ecken und Kanten" hochgehalten haben. Sie merken diesen feinen Geschmacksunterschied besonders deutlich, wenn Sie mal unseren „White Label", wie ohnehin in Schottland üblich, mit gutem Wasser trinken (der Alkohol wird gemildert, der Geschmack dominanter). Wir meinen nun, die erste Begegnung mit diesem absolut harmonischen Scotch sollte unvergeßlich sein — deshalb unsere Einladung in unsere Lieblingsbars an Plätzen, die von deutschen Geschäftsleuten häufiger angeflogen werden.

Die Einladungsmodalitäten entnehmen Sie bitte dem Kleingedruckten unten links. Sitzen Ihre Geschäftsfreunde nicht in Paris, dann wollen wir sehen, in unserer nächsten Anzeige einen für Sie passenden Platz zu offerieren.

John Dewar & Sons Ltd.
Perth, Scotland

Ein Dewar's „White Label" in Paris für Sie, auf unsere Kosten.

Die für Sie einfachste Methode, wie wir sie in eine unserer Pariser Lieblingsbars einladen können, ohne selbst anwesend zu sein, ist wohl folgende:
Haben Sie unsere Bar gefunden (Wegbeschreibung rechts), überreichen Sie M. Michel Bigot, hochdekorierter Champion seines Berufes, den Abschnitt am Fuß dieser Anzeige. Er wird sich auf unsere Kosten um Sie kümmern. Sollte Ihnen Dewar's „White Label" so schmecken, wie wir es hoffen, können es auch zwei Doppelte sein. Unsere Einladung gilt bis zum 18. 3. 1979 (Sonntag). Tun Sie uns den Gefallen, sich genau daran zu halten — nichts ist deprimierender für einen engagierten Barkeeper, als nein sagen zu müssen.

Diesmal liegt unsere Lieblingsbar nicht gerade zu ebener Erde. Von der Place Charles de Gaulle (ja, wo der Arc de Triomphe ist), wenden Sie sich in die Avenue Mac-Mahon. Nach einigen Schritten links in die Avenue des Ternes — und nun wacker zu, immer geradeaus. Sehr bald fällt Ihnen ein Hochhausturm mit ellipsenförmigem Grundriß ins Auge. Da ist es. Ab jetzt wird es schwierig, denn es ist nicht einfach ein Hochhaus, sondern ein ganzer Komplex. Vielleicht erwischen Sie gleich den richtigen Eingang: Sie stehen in einer riesigen Hotelhalle (der Name des Hotels hat übrigens etwas mit der Überschallgeschwindigkeit zu tun). Und nun hoch hinaus in unsere Himmelsbar! Mal sehen, ob Sie den richtigen Aufzug finden.

Sie werden von einem prachtvollen Ausblick und von Monsieur Michel Bigot erwartet, President de l'Association Barmen de France, also Frankreichs ranghöchstem Barmann. Er ist einer der Männer, von dem man, Arm in Arm mit Hemingway, gern mit Vornamen angeredet werden würde; dessen grandiose Nase und überwältigendes Lachen einen nicht erwarten läßt, daß er die Musik von Joseph Haydn liebt. Überreichen Sie ihm den Abschnitt.

Note à M. Michel Bigot:
Voici un homme d'affaires allemand qui aimerait goûter pour la première fois notre Scotch absolument harmonieux. Vous savez bien, le Scotch au goût «en douceur». Donnez lui son premier verre à nos frais. Et s'il le désire, un deuxième.
Merci beaucoup, Monsieur Bigot.

Diese Einladung gilt bis zum 18. März 1979

Cette invitation est valable juspu'au 18. mars 1979

GGK HH

VORSCHAU

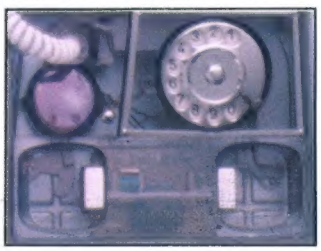
WIE ES UNS GEFÄLLT

Sieben weltbekannte Fotografen zeigen, was sie anmacht – durch die Linse gesprochen, natürlich

LAUF UM DEIN LEBEN

Was spricht schon dagegen, wenn man 15 Gramm Kokain ein bißchen streckt? Ein Dealer will schließlich auch leben. Zu dumm, daß es Kunden gibt, die das überhaupt nicht komisch finden. Erzählung von **Robert Greenfield**

RUF DOCH MAL AN!



Wir stellen vor: ausgeflippte Telefone für den progressiven Haushalt. Damit schon das Wählen der richtigen Nummer Spaß macht

SIE SANK DAHIN

Wenn es gilt, sich einen Mann zu angeln, können Frauen ziemlich einfallsreich sein. Doch Corinnas Methode war die beste von allen. Erzählung von **John Updike**

IRISCHE GEZEITEN

Den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, Zeit haben fürs Fabulieren, Musizieren und ein paar Gläser Guinness – ein Besuch auf der grünen Insel beweist: Zwischen Dublin und Shannon ist die Welt noch in Ordnung. Ein irisches Tagebuch von **Claus Biegert**

HIER KOMMT SIE – GRACE JONES!

Eines ihrer Lieder heißt *I Need A Man.* Verständlich, daß wir einen Fotografen baten, die Lebensgeschichte von Manhattans Disco-Queen Grace Jones hautnah zu illustrieren

SCHLANGENFRASS

Fauler Fisch in Schweden. Kobrablut in Taipeh. Und in Bangkok eine Suppe, nach der sich die Tischplatte hebt: Ein kulinarischer Führer für Leute, die sich an Kuskus und Ćevapčići längst überfressen haben. Von **Ulrich Klever**

KAVENTSMÄNNER

Gewichtheber werden von der unbändigen Lust an der Last getrieben. Doch, ach, zwei Seelen schlummern in der breiten Brust. Bericht von **Paula Almqvist**

DEM HIMMEL AUSERKOREN

Der Auftrag hieß: Schnall dir einen Fallschirm um und spring. Keine leichte Sache für einen PLAYBOY-Redakteur, der schon Höhenangst bekommt, wenn er auf der Leiter steht. Bericht von **Craig Vetter**

PLAYBOYS SPIELCASINO-TEST

Die Zeiten, da man in den Spielbanken über russische Großfürsten stolperte, sind vorbei. Heute riskiert man sein Geld mäßig, aber regelmäßig. Mit zwei Mark ist jeder dabei. Die 25 deutschen Casinos ziehen fast so viele Besucher an wie die Bundesliga

JEDER CLOWN HAT SEINE NUMMER

Sex auf dem Diwan, Champagner im Haar und mittendrin die reine Liebe – das ist die fürchterliche Fröhlichkeit der Séparées von Wien. Bericht von **Robert Reichenau**

DER NÄCHSTE PLAYBOY IST AB MONTAG, DEN 26. MÄRZ AN IHREM KIOSK

Es gibt Gelegenheiten,
da ist das Beste das einzig Wahre.
Warsteiner Pilsener
Das einzig wahre
Warsteiner
Warsteiner ist die Verfeinerung der überlieferten Pilsener Brauweise. Eines der besten Biere unserer Zeit.

Ein Pennypacker bleibt selten allein.

Pur. Als Longdrink. Oder als Cocktail.